

Mensch,

Hund

- du Esel!

**An der Leine ziehen immer Zwei -
Beobachtungen und Gedanken
zu beiden Enden der Leine**

Zweite, erweiterte und überarbeitete Auflage
mit vielen farbigen Bildern

*Dieses Werk ist durch Urheberrecht geschützt.
Seine Nutzung in jeder Form
im Ganzen oder in Teilen bedarf
immer der Zustimmung des Verlags.*

*© 2013 proyect wogama ltd., Abt. Verlag
89174 Altheim Alb*

*www.proyect-wogama-ltd.de
www.wogama-verlag.de*

ISBN 978-3-940584-17-5

*Umschlaggestaltung: Wolfgang Knapp
Bilder: Privatarchiv Wolfgang Knapp;
die beiden Kinderbilder auf Seite 307 wurden
freundlicherweise an Wolfgang Knapp übereignet
von Fotografin Sabrina Flauger
Lektorat: Gabriele Dengler
Druck: Books on Demand GmbH, Norderstedt*

Bibliographische Information der Deutschen Nationalbibliothek:
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der
Deutschen Nationalbibliothek; detaillierte bibliografische Daten sind
im Internet über <http://dnb.ddb.de> abrufbar.

Über den Autor

Wolfgang Knapp, geb. 1957; evangelischer Diakon, Sozialpädagoge BA, Heilpraktiker für Psychotherapie. Seit Mitte der 90-er Jahre als selbständiger Berater tätig, seit 2006 Geschäftsführer von „proyect wogama ltd.“ mit einem Schwerpunkt in der Beratung von Teams und Organisationen, sowie in der Entwicklung von Konzepten.

Autor von „Vinz und Uura - der Abschied von einem vierbeinigen Freund. Ein Märchen.“ und weiteren Büchern und Fachpublikationen.

Im vorliegenden Buch erfährt der Leser, wie der Autor auf den Hund kam und dabei blieb und wie ihm dieser ungewöhnliche Weg sehr überraschende Verständnisansätze zeigte. Weitere Informationen über Autor, Tätigkeit und Verlag im Internet: **www.proyect-wogama-ltd.de**

Besonderheiten der Schreibweise:

Natürlich weiß ich, dass viele Frauen dieses Buch lesen und in meinem Denken nehmen sie als lesendes Gegenüber ebenso viel Raum ein wie Männer. Während ich im Sprechen versuche, die weibliche Form explizit zu nennen (Sie also mit „Leserinnen und Leser“ ansprechen würde), unterdrücke ich diesen Impuls im Buch, weil nach meinem Eindruck die Lesbarkeit erheblich leiden würde. Wo möglich, umschiffe ich diese Klippe durch andere sprachliche Möglichkeiten. Ich hoffe, liebe Leserin, Sie werden das Buch nicht alleine deshalb zerreißen.

Inhaltsverzeichnis

Vorwort: Dr. Dorit Feddersen-Petersen	6
Dank	7

Prolog

1. Ein Buch – von wem für wen?	8
2. Aufbruch	11
<i>Unser Verständnis wandelt sich - Offenheit und Zeit für Begegnungen</i>	

A. Erfahrungen im Rudel

3. Eine Reise nach Griechenland	17
<i>Wenn ich einen Hund sehe, sehe ich einen Hund - Wer schlafende Hunde weckt ... - Am Hafen – Unterschiede zwischen Kulturen – Wahrnehmung und Bedeutung – Hunde im Menschenrudel und Menschen im Hunderudel</i>	
4. Urlaub im Abseits	40
<i>Beobachtungen vor der Haustüre - Das kommt mir Spanisch vor ... - Das evolutionäre Relikt: Unser „Spatzenhirn“ - Mal sehen, was es zu sehen gibt</i>	
5. Pad	51
<i>Ein besonderer Racker - Der Rudelführer - Der Listenreiche - Was macht den Rudelführer aus? - Der artige Haushund</i>	
6. Bandi und Petit	69
<i>Ein ungleiches Paar – „Love Story“ - Wildern</i>	
7. Der Rest vom Rudel	84
<i>Weise Alte und aufopfernde Mutter: Chula - Tollpatschiger Kronprinz und sture Prinzessin – Von Urvater Wolf, diesem Rudel, meinem Hund und schlauen Menschen - ... und was habe ich von ihnen gelernt?</i>	
8. Aggressiv oder friedlich?	104

B. Ein Zuhause schaffen

9. la linda	112
<i>„Es Linda.“ - Erste gemeinsame Schritte mit „unserem“ Hund - Haben Tiere eine Sprache? - Katzenwäsche und Hundeparfüm</i>	
10. Linda	137
<i>Ankunft in Deutschland – Wer ist hier der Rudelführer? - Mit Hunden</i>	

spielen, wie Hunde spielen - Blutiger Ernst - Der lange Weg vom Streuner zum Haushund - Wie finde ich den geeigneten Hund?

- 11. Familienzuwachs 161**
Gut vorbereitet für den Nachwuchs - Mischling Tura, 3 Monate alt - Was ist denn das? Was geschieht denn hier? - Die Sache mit dem „Leckerli“ - Eilige Bedürfnisse - Ein schöner Zug: die Welt erobern wollen - Was war denn los mit Tura? – Das neue Zuhause –
- 12. Rund um die Lagerstätte 196**
Der „Raum der himmlischen Gerüche“ oder: Fressen im Rudel – „Das da will ich!“ (patsch) – Was gibt es denn heute zu fressen? - Der innere Bereich – Schlafstätten - Vierbeiner allein Zuhause’ - Im Treppenhaus
- 13. Spaziergänge durchs Revier 228**
Anweisungen durch Handzeichen - „Gassi“ - „Halt“ und „Hier“ - Das Band zwischen Hund und Mensch - Auf den Knien durchs Gebüsch?
- 14. Weitläufige Reviere 257**
Ein weites Revier - Begegnungen mit anderen Hunden - Der motorisierte Hund – „Gehorsam“ oder: noch ein bisschen Theorie - Deutschland als Revier
- 15. „Ich bin Tura!“ 287**
In das Rudel hineinwachsen - Tura und Linda - Der „Fehler“ liegt nicht beim Hund - Nicht persönlich nehmen! - Heiße Zeiten
- 16. „Tante“ Tura 313**
Kinder lieben Hunde lieben Kinder - Menschen-Welpen - „Tante Tura“ oder: eine tierische Nanny - Wenn die „Welpen“ wachsen - Respekt gegenüber dem Hund - Abschied

C. Leben im gemischten Rudel

- 17. Zusammen leben 341**
Voneinander lernen – Und wie hat mich diese Erfahrung verändert? - Gemeinsames Erleben als Grundlage - Ein komischer Hund

Epilog

Abschiedswort	353
Brüche und Umbrüche	354
Literaturverzeichnis, Hinweis zum Stichwortverzeichnis	358

Vorwort

Wolfgang Knapp hat Hunde in sozialen Gruppen beobachtet, etwa in Griechenland, in den Pyrenäen. Er wollte ihr Gruppenverhalten, ihre Kommunikation untereinander lernen – und sich nicht Hunde in Menschenobhut ansehen. Er wollte erst einmal „Hunde unter sich“ kennen lernen. Aus der Pädagogik kommend, fallen ihm überraschende Ähnlichkeiten zwischen Menschen und Hunden auf, die auf Analogien der jeweiligen Soziogenese zurückzuführen sind. So kam der Mensch auf den Hund.

Seine Geschichten um Hunde und Menschen verweisen anschaulich darauf. So berichtet er von Ritualen, die immens wichtig sind als Bestandteile der Kommunikation unter Hunden, unter Menschen und zwischen Hunden und Menschen.

Er beschreibt die Tiere einer Gruppe in ihrer Funktion für diese und kommt zu dem Schluss, dass es die Fähigkeiten sind, die den Status eines Tieres ausmachen.

Wolfgang Knapp wollte also vom Hund lernen, war bemüht, möglichst vorurteilsfrei zu beobachten. Das große Vorbild, Erik Zimen, hat ihn dazu angeregt.

Mit spanischen Hündinnen kehrt der Autor nach Deutschland zurück.

Viele Bereiche des Hundeverhaltens werden aus eigenen Erlebnissen berichtet, sind als humorvolle Anekdoten ausgesprochen kurzweilig – und tragen immer zum Verständnis von Hunden bei. So das körperliche Spiel mit Hunden wie kommunikative Akte, die häufig sehr körperbetont ablaufen. Es wird über Versöhnungsrituale und viele kreative Akte der Erziehung geschrieben. Kommunikation ist alles, so die These Knapps.

Seine biologische Betrachtungsweise schneidet „alte Zöpfe“ der Hundeerziehung ab und führt zu vielen interessanten Erkenntnissen.

Dorit Feddersen-Petersen

Dank

Mein Dank gilt in erster Linie den Protagonisten dieses Buches und unter diesen wegen der gewachsenen, vertrauten Beziehung, die man gegenüber Menschen sicher als tiefe Freundschaft bezeichnen würde, vor allem Pad, Linda und Tura - zu allem, was ich über Hunde weiß, haben sie Grundlegendes beigetragen.

Antonio Cazorla und Mercedes Aguilar, sowie Augusto Sanchez und seiner Familie habe ich in vielfältiger Weise zu danken: Sie wurden nicht müde, meine Unzulänglichkeiten in der spanischen Sprache zu korrigieren, und mir vieles zu zeigen, was Touristen meist verschlossen bleibt. Dazu gehört auch ein subtiler Einblick in die südliche Natur durch gemeinsame Arbeit auf dem Land, Exkursionen und Beobachtungen.

Ich danke auch vielen, die „mit Hunden zusammenleben“, für gute Gespräche, die mir immer neuen Stoff zum Nachdenken gaben. Sie namentlich zu nennen, würde Sie als Leserin und Leser ermüden und mich der Peinlichkeit aussetzen, gewiss manche/n zu vergessen. Ohne Zuspruch von HundebesitzerInnen und –züchterInnen, die mich, meinen Hund und meine Gedanken kennen gelernt haben, wäre nie ein Buch entstanden. Viele weitere Kontakte haben zu dieser zweiten Ausgabe geführt, in die neuere Erkenntnisse eingearbeitet wurden. In diesem Zusammenhang möchte ich auch für die über Europa hinausreichende Korrespondenz über das Internet danken, in denen mir überraschende, schockierende und manchmal auch einfach rundherum heitere Erlebnisse mit Hunden mitgeteilt wurden – vielen Dank allen, die mich auf diesem Wege immer wieder an ihrem Leben im gemischten Rudel teilhaben ließen!

Ein besonderer Dank geht an Gabriele Dengler, die mir in der Zeit der Überarbeitung als nie endende Quelle von Geduld, Aufmunterung und Kaffee zur Seite stand. Da sie über wenig Hundeerfahrung verfügte, zeigte sie mir (so hoffe ich zumindest) mit vielen ihrer Fragen, in welche Richtung mein Nachdenken mit und für Leserin und Leser gehen sollte.

Danken muss ich wohl auch denen, die sich einen Hund im traditionellen Sinne „halten“: durch die unerquicklichen Kontakte zu diesen Zeitgenossen habe ich gelernt, was ich ablehne.

Prolog

1. Ein Buch – von wem für wen?

Wenn Hündin Linda anders als gedacht reagierte, entschlüpfte ihrer Besitzerin ein „**Mensch, Hund - du Esel!**“. Wie aber wird nun ein Hund zum Esel - nur dadurch, dass er „seinen“ Menschen nicht versteht? Und wie ist es, wenn der Mensch „seinen“ Hund nicht versteht ...? Ich hoffe, der Leser kann nach der Lektüre entscheiden, wer den größeren Esel abgibt.

Schon Mitte der 90-er Jahre, als das Manuskript zur ersten Auflage entstand, fragte ich mich: „Warum glaubst du eigentlich, zu diesem Thema ein Buch schreiben zu sollen?“ Das führte dazu, dass das Manuskript nicht am Stück entstand, sondern unterbrochen wurde von Phasen, in denen ich mich mit anderen Hundebüchern auseinandersetzte. Von manchen war ich sehr angetan, andere legte ich bald zur Seite.

Zum Weiterschreiben bewogen hat mich mein Hund Tura und die Menschen, denen wir begegneten. Wir fielen auf, weil wir anders miteinander umgingen als viele erwarteten. Unbekannte sprachen mich an, stellten Fragen, deren Beantwortung zu noch mehr Fragen führte, oder wunderten sich über den gelassenen Begleithund bei Seminaren, im Faschingstreiben oder am Postschalter. „Kenner“ begeisterte, wie der Hund auf ruhige Anweisungen in ganzen Sätzen und ebenso zuverlässig auf stille Handzeichen reagierte.

Mir selbst erschien dies banal und selbstverständlich: Solcherlei sollte ein Buch füllen? Ja, grad deshalb: Weil ich ganz selbstverständlich anders mit Hunden umging, sollte ein Buch daraus werden. Weil ich anders als üblich „auf den Hund“ kam. Weil ich ungewöhnliche Möglichkeiten zur Beobachtung hatte. Weil mein Nachdenken über Hunde in anderen Bahnen verlief.

Vor der zweiten Auflage: Wieder dieselbe Frage an mich. Nach 10 Jahren ist ein Buch normalerweise längst vom Markt genommen - aber „Mensch, Hund - du Esel!“ findet Menschen, die es kaufen und - wie die Rückmeldungen vermuten lassen - lesen. Ich bin weder Züchter noch Verhaltensforscher noch langjähriger „Hundetrainer“ – was kann ich dem Leser bieten?

- Fachwissen über Vorgänge im Inneren von Lebewesen und wie daraus Verhalten entsteht
- Geschulte Beobachtungsgabe für die Details im Zusammenhang
- Pädagogische Kenntnisse und Erfahrungen, die in all den Jahren mehr als einen „Sonderfall“ kennen gelernt haben
- Heute seltene Erlebnisse mit zeitweise im Rudel streunenden Hunden
- Hunde als Lehrmeister für das, was die Grundlage meines Denkens bildet

Weil ich also nicht auf wissenschaftliche Arbeit oder viele trainierte Hunde verweisen kann, werde ich subjektiv erzählen, was ich erlebt habe, was ich mir dazu denke und wie ich es einsetze. Dies wird an vielen Stellen zwangsläufig sehr persönlich sein, so dass man beim Lesen mehr von mir als Person erfährt als in einem nüchternen Sachbuch.

Beim Überarbeiten des Manuskriptes musste ich immer wieder schmunzeln: An etlichen Stellen hatte ich in der ersten Auflage Gedanken dargelegt, die mich für Viele gleich abstempelten zum „Abweichler“ vom Mainstream der Hundeeziehung. Ich kann mir gelegentliche Verweise nicht verkneifen, wo sinnvolle Hundeeziehung inzwischen auf dieselben Gedanken gekommen ist.

Denen, die die erste Auflage gelesen haben, kann ich versprechen: Ich habe inzwischen nicht mit Denken aufgehört! Sie werden in dieser Überarbeitung auf neue Impulse stoßen und ich würde mich natürlich freuen, in weiteren zehn Jahren konstatieren zu können, dass ich richtig lag. Ich werde mich vor allem in den theoretischen Abschnitten bemühen, redlich darüber zu informieren, wann ich von der landläufigen „Expertenmeinung“ abweiche.

Und ich erzähle, weil ich keine Lehrsätze einer Hundeeziehung postulieren möchte, die im Einzelfall eben doch nicht „nach Rezept“ funktioniert. Wenn Sie sich ein einfaches „Man nehme ...“ wünschen, haben Sie leider das falsche Buch gekauft – dieses Buch wendet sich an Menschen, die mit- und weiterdenken wollen:

- **Die Hunde-Neulinge:** Entdecken Sie in Erzählungen und im Nachdenken Ihren neuen Begleiter – und lassen Sie sich ermutigen, mit gesundem Menschenverstand und Einfühlungsvermögen ihren Hund zu erziehen.

- **Die alten Hasen:** Sie bringen Erfahrung mit und auch die Erkenntnis, dass jeder Hund erprobte Erziehungsregeln auf den Kopf stellen kann. Sie erfahren hier, warum das so ist und so sein muss - und wie man trotzdem gut erziehen kann ohne das Gefühl des Scheiterns zu entwickeln.
- **Die Freunde von Tiergeschichten:** Sie können bei „guten“ Schilderungen richtig „mitgehen“ und lachen gerne über die Schlitzohrigkeit mancher Vierbeiner - Sie finden hier reichlich „neuen Stoff“!
- **Die, die lieber einem Hund ausweichen:** Aus Rückmeldungen weiß ich, dass auch Menschen mit Angstgefühlen gegenüber Hunden mit diesem Buch überraschend viel „anfangen“ können – vielleicht, weil ich diese Gefühle kenne und den Ruf „Der tut nichts!“ aus vollem Herzen hasse.
- **Die LeserInnen der ersten Auflage:** Viele Rückmeldungen sind in die neue Auflage eingeflossen und viele neue Gedanken - Vieles werden Sie wiedererkennen, Vieles wird Ihnen aber auch neu sein und Ihnen weitere Impulse zum Zusammenleben im gemischten Rudel geben.

Zum Umgang mit diesem Buch:

Geschichten und die Gedanken darüber gehen ineinander über, das eine ergibt sich aus dem anderen und beides entwickelt sich weiter - der „rote Faden“ wird weniger linear als eher zu einem Netz verwoben. Das macht „diagonales“ Lesen schwierig. Andererseits weiß ich: Es ist nur ein schöner Traum eines Autors, der Leser würde gleich aufmerksam Seite um Seite lesen. Also werde ich sinnvoll strukturiertes Schmökern erleichtern - und zugleich erschweren:

Erleichtern werde ich das Schmökern durch eine Gliederung in überschaubaren Abschnitten und durch die Möglichkeit, ein Stichwortverzeichnis zu nutzen. Erschweren werde ich es, indem ich so spannend, unterhaltsam und humorvoll schreibe, dass sich der „Schmökere“ und „Diagonalleser“ nicht vom Text lösen kann. Das ist ein Versprechen oder eine Drohung, je nachdem, welche Lesegewohnheiten Sie mitbringen.

Der Stil des Buches mag auch nahe legen, die Geschichten dem eigenen Hund in getragener Sprechweise vorzulesen. Sicherlich wird er in hündischer Weise darauf reagieren und sich schlafend stellen, aber mit hoher, innerer Beteiligung die Zuwendung seines Besitzers wahrnehmen. Im Regelfall führt dies - bei konsequenter Anwendung - schon zu direkten Erfolgen.

2. Aufbruch

Unser Verständnis wandelt sich

Ich habe täglich mit Menschen zu tun - mit Einzelnen oder Gruppen. Pädagogik, Sozialpädagogik und Psychologie nehmen da einen breiten Rahmen ein. Dabei gibt es Grundlagen, die für lange Zeit eine Basis bilden, aber auch Wandel, den man als Praktiker oft kaum mitbekommt:

Vor vielen Jahren ging man davon aus, dass das Verhalten von Lebewesen in der genetischen Anlage wurzelt; der Erzieher ist dann wie ein Gärtner, der für gute Wachstumsbedingungen sorgt, aber letztlich nur zusehen kann, was aus der Saat wird (hierin wurzelt auch das Bemühen, durch Zucht charakterliche – nicht nur äußerliche - Eigenschaften zu festigen). In den Jahren vor meinem Studium wurden zunehmend äußere Einflüsse als ausschlaggebend gesehen; dafür steht das Bild des Töpfers, der selbst formen und gestalten kann (darin wurzelt die Überzeugung, dass Erziehung sinnvoll sei). In meiner Studienzeit gelehrt wurde die Wechselwirkung zwischen beiden Vorstellungen, damals eher die äußeren Einflüsse betonend, heute eher die genetischen Anlagen.

Bevor Sie weiter lesen:

Zu welcher Ansicht neigen Sie? Sind Sie eher Gärtner oder eher Töpfer? Aber natürlich muss man auch fragen: Wenn es nur auf die Zucht ankommt – wozu soll man dann noch erziehen? Wenn es nur auf die Erziehung ankommt – wieso gibt es dann Charaktermerkmale ganzer Hunderasse?

Und von den Hunden mal ganz abgesehen: Wie beantworten Sie diese Fragen, wenn es um Ihre Kinder geht? Oder um gesellschaftliche Fragestellungen: Straffällige - einfach „wegsperrn“, weil sie ja „Verbrecher-Gene“ in sich tragen, oder „resozialisieren“, weil sich Menschen ändern können? Wieso viel Geld für allgemeine Bildung ausgeben - würde es nicht genügen, die Kinder aus intelligenten Familien zum Studium zuzulassen? Sie merken: Diese Frage führt sehr schnell zu heiklen Themen!

Jeder von uns - ob er es weiß oder nicht - steht in einer bestimmten Tradition, deren Ansichten er in sich trägt und dementsprechend verhält er sich. Wer sich eher für einen Gärtner hält, wird auf das Saatgut achten, weil alles andere bei weitem nicht so viel Auswirkung habe – wer sich als Töpfer fühlt, macht

sich froh ans Formen „seines Hundes“, auch wenn gerade diese Hunderasse für ganz anderes ursprünglich gezüchtet wurde. Noch einmal: Wo fühlen Sie sich eher zugehörig? Wie kamen Sie zu dieser Überzeugung: von wem haben Sie sie erlernt? Oder: geerbt? Oder – als Mischform - : gelerbt?

Um die Sache noch ein wenig komplizierter zu machen: Gerade bei Werten und „Glaubenssätzen“, bei unbewussten Überzeugungen und Ideologien gibt es noch weitere Faktoren, die über die einzelne Person hinausreichen. Sie werden nicht durch die Gene, aber auch nicht durch bewusste Erziehung weitergegeben. Bei einer so genannten „Familienrekonstruktion“ (eine Methode aus dem Bereich der Familientherapie) kann man oft entdecken, dass bestimmte Denkweisen und -muster ganze Generationen überspannen.

Wenn ich nicht darüber nachdenke, woher bestimmte Überzeugungen in mir kommen, bleibe ich immer in den Bahnen des Denkens, die ich „mitbekommen“ habe. Solche Denkmuster habe ich zum Beispiel von den Eltern mitbekommen, deren Vorbild ich vielleicht folgen möchte - oder ich möchte gerade so nicht werden und mache alles, wirklich alles, andersherum. Wenn ich in solch „bewährten Bahnen“ (gleichgültig, ob im Pro oder Contra) bleibe, gelange ich fast zwangsläufig zu schablonenhaften Lösungen.

Heute nun fasst die so genannte systemische Sichtweise immer breiteren Fuß. Im Hintergrund dieser Sichtweise, die den Blick auf die vielfältigen Vernetzungen in einem System lenkt, steht die so genannte Systemtheorie, die vor allem in den Naturwissenschaften vieles auf den Kopf gestellt hat, was bisher „schwarz auf weiß“ feststand. Ein Aspekt dieses Denkens, die Chaostheorie, ist durch viele populärwissenschaftliche Veröffentlichungen recht bekannt.

Die systemische Sichtweise löst nicht frühere Vorstellungen ab. Sie weist ihnen eher eine veränderte Bedeutung als Teil eines größeren Ganzen zu. Früher galt die Einhaltung bestimmter Regeln als Garant des Erfolgs (und jede Abweichung war dann schon Ausgangspunkt für Misserfolg) - die systemische Sichtweise öffnet den Blick für die Grundregel, dass keine Regel ohne Ausnahme und jede Abweichung ein Schritt in eine neue Richtung ist. Wer das als Erziehender ernst nimmt, hat Viel zum Nachdenken über Regeln und Ausnahmen, Entwicklung und Misserfolg, auch Lob und Sanktion – und damit auch über die Frage, warum gute Methoden nicht immer zu (gleich) guten Ergebnissen führen. Und das ist ein Punkt, der jeden Hundeeperzieher interessieren müsste.

In meiner Kindheit gab es einige Häuser weiter eine Werkstatt mit großem Hinterhof und einem Rückgebäude. Nachts wachten dort zwei Schäferhunde.

Ich hörte, sie seien nach einer Serie von Einbrüchen angeschafft worden. Tagsüber wurden sie auf der Straße angeleint bei Fuß geführt und beachteten andere Menschen nicht. Ich hatte Respekt, aber sie ängstigten mich nicht.

Ein anderes Erlebnis ist mir dagegen noch konkret vor Augen – nach so vielen Jahren! Ein großer, weißer Hund kam neben seinem Frauchen auf mich zu. Ich blieb stehen und der Hund schwenkte in meine Richtung und ich freute mich. Warum seine Besitzerin nicht ihn anrief, sondern mich, habe ich nie verstanden und erst recht nicht, was sie rief: „Vorsicht - der beißt!“

Seither hatte ich Angst vor Hunden: Offenbar wirkten sie nur freundlich, um dann heimtückisch zu beißen. Und Besitzer hatten auf den Hund wohl keinen Einfluss, sondern mussten die Leute warnen, die dem Hund nahe kamen.

In diesem Buch wird es immer wieder um Kommunikation gehen und wie sie Bedeutung und Inhalt vermittelt. Hund und Mensch haben unterschiedliche Sprachen. Hundebesitzer „verstehen“ die Sprache der Hunde - Hunde „verstehen“ die Sprache „ihres“ Menschen.

Aber Hunde-Ängstliche verstehen weder die Sprache der Hunde, noch die der Hundebesitzer. Sollten Sie bisher den Ängstlichen ein frohes „Der tut nichts!“ zugerufen haben, haben Sie vermutlich die Vorstellung, das gesprochene Wort sei etwas sehr Eindeutiges (dieses Buch wird Sie ins Zweifeln bringen!). Dieses Sprach-Problem möchte ich auch immer im Blick behalten.

Offenheit und Zeit für Begegnungen

Während meiner Ausbildung gab es eine so genannte „studienfreie Zeit“, was den Trugschluss nahe legt, es gäbe in dieser Zeit nichts zu tun: In diesen vier Wochen nach den Weihnachtsfeiertagen sollte eine umfangreiche Hausarbeit zu Papier gebracht werden. Nun gab es aber Zwei, die nicht so ganz einsehen wollten, dass man diese Zeit „ungenutzt“ verstreichen lassen sollte. Vielleicht war es ja die einzige Chance für „Interrail“: Vielleicht kennen Sie diese Form des Bahnreisens – das Ticket war genau vier Wochen gültig und man konnte kreuz und quer durch Europa fahren. Denken Sie auch zurück, wie viele Grenzen es damals noch gab und wie viele Währungen!

Noch im laufenden Semester begannen wir mit der Hausarbeit, selbst am Heiligabend, als die Lieder verklungen und die Kerzen erloschen waren, saß ich an

der Schreibmaschine. Damit nun kein falscher Eindruck entsteht: unsere Hausarbeiten erhielten hervorragende Noten - wir stillten unser Fernweh also nicht auf Kosten eines ernsthaften Studiums.

Dann war es soweit: Es zog uns aus dem winterlichen Deutschland in den Süden. Ein Drittel der Zeit wollten wir für eine Rundreise durch Spanien nutzen, den Rest für einen ersten Eindruck von Griechenland. Dass wir dabei große Strecken im Zug zurücklegen mussten, kam unserem schmalen Geldbeutel entgegen: Jede längere Etappe legten wir auf die Nacht, so dass uns fürs Schlafen kaum zusätzliche Kosten entstanden. Tausende von Kilometern haben wir abgespult, während wir über Gibraltar zum Peloponnes fuhren. Wir wussten, dass die Eindrücke nur oberflächlich sein konnten, und hofften, dies durch spätere Reisen ausgleichen zu können.

Um diese Zeit waren fast keine Touristen unterwegs und es entwickelten sich geradezu surreale Szenen der Völkerverständigung. So trafen wir im Zug eine Gruppe junger Spanier, die „die letzte Nacht in Freiheit“ vor dem Militärdienst genießen wollten. Mit wenig Englisch und vielen Gesten überzeugten sie uns, mit ihnen zu feiern. Nun hatte aber jeder der jungen Männer etwas Alkoholisches mitgebracht und so kreisten sämtliche Prozentzahlen in kurzen Abständen durch die Runde. Wen wundert es da, dass wir letztlich mit fünfzehn Mann in einem Abteil waren, dabei sogar noch Platz für Flamencodarbietungen fanden und spanisches Liedgut das „Ratatata“ des Zuges übertönte?

Auf seltsame Weise kann bei dieser Form des Reisens die Sprache unwichtig werden. Ein Lächeln, ein Zwinkern, ratlos-offen hingehaltene Hände und anderes können mehr sagen, als Worte - und damit korrespondierend genaues Hinsehen und Wahrnehmen-Wollen. Und vielleicht trägt auch diese besondere Form des Reisens dazu bei: Einerseits empfindet man sich selbst als außerhalb der üblichen Touristen-Klischees stehend. Andererseits sehen auch die, zu denen man kommt, nicht den typischen „Tourist“ vor sich, sondern (auch bei aller Skepsis gegenüber dieser Spezies von Reisenden) einen, der auf andere Weise Land und Leute, Natur und Kultur erleben möchte. Man tritt nicht mit dem Badeckel in der Hand auf, nicht von der Terrasse eines 5-Sterne-Hotels aus geplant, nicht in einer lautstark von einem Führer zu den üblichen Sehenswürdigkeiten gelotsten Gruppe.

Für uns entstand so etwas wie eine soziale Ausnahmesituation, die es wohl erleichtert, sich auf Neues und neue Menschen einzulassen und dabei auch neue Wege zu gehen. Und während ich das schreibe, fällt mir nicht nur die „Zug-

Party" ein: Es gab auch sehr ernste Gespräche. Auf der Überfahrt von Gibraltar nach Ceuta unterhielt ich mich mit einer Amerikanerin in mittlerem Alter, während sich mein Kommilitone dank des Seegangs den Speiseplan durch den Kopf gehen ließ. Trotz meines lausigen Englischs sprachen wir die meiste Zeit über ihren Schwangerschaftsabbruch - ein ja sehr persönliches und „intensives“ Thema. Oder mir fällt die junge, griechische Verkäuferin ein, die uns mit noch viel lausigerem Englisch aufgeregt in ihren kleinen Laden zerrte und uns dort festhielt, bis wir verstanden hatten: Unter dem Jacket des einzigen anderen Kunden, der sich wohl schon auffällig lange zwischen den Regalen aufhielt, hatte sie eine Waffe gesehen - und plötzlich erschienen ihr zwei langhaarige Rucksacktuoristen als Vertrauenspersonen (zum Glück ahnte sie nicht, wie gerne ich mich davongemacht hätte!).

Es fiel uns überraschend leicht, mit Menschen in Kontakt zu kommen, uns verständlich zu machen - viel leichter, als wir zuvor geglaubt hatten. Natürlich brachten auch wir die Offenheit mit, kleinen Begegnungen Raum und Bedeutung zu geben - wir selbst waren offen für neue Erfahrungen.

Eine ganz andere, mir aber nicht minder wichtige Erfahrung, war ein Kartenspiel auf einem griechischen Bahnhof. Zwei Tische standen direkt neben den Gleisen. Sie waren - neben dem Kaffeegeruch - der einzige Hinweis auf die Existenz einer Bahnhofskneipe. Als wir in fließender Gestensprache ermittelt hatten, dass der Zug eine nicht näher bestimmbare Verspätung hatte, ließen wir uns nieder, bestellten einen Kaffee und widmeten uns unserem Kartenspiel. Nach einiger Zeit war in der Ferne ein leises Schnaufen zu hören - ja, damals fuhren noch Dampfloks! „Ich glaube, der Zug kommt.“ – „Ich hab' grad' ein gutes Blatt.“ Diese Runde ging gerade zu Ende, als der Zug nach kurzem Halt in der Ferne verschwand. Wir bestellten noch einen Kaffee. Irgendwann würde wieder ein Zug kommen.

Es war einer der seltenen Augenblicke, in denen „ein gutes Blatt“ mit aller Selbstverständlichkeit der Welt wichtiger war als der Zug, einer der wenigen Augenblicke, in denen Zeit belanglos wird, man einen Hauch von Zeitlosigkeit (nicht zu verwechseln mit Ewigkeit!) empfindet. Spielende Kinder und Hunde erinnern mich immer wieder an diese Episode.

Warum ich Ihnen das alles erzähle? Weil ich Sie mitnehmen möchte auf eine Reise – nicht zu den Griechen, nicht zu den Spaniern, sondern zu den Hunden. Ich hatte gut fünfzehn Jahre Ängstlichkeit vor Hunden hinter mir und wer weiß: Ohne diese besondere Reise-Atmosphäre hätte ich vielleicht nicht die Of-

fenheit mitgebracht, über diese Tiere etwas Neues zu lernen. Dann gäbe es dieses Buch nicht.

Dieses Buch ist also ein Indiz dafür, dass man auch nach Jahren noch einmal ganz neue Erfahrungen sammeln kann, auch wenn „der rechte Zeitpunkt“ für diese Erfahrungen längst vorbei ist und die Weichen einer Biographie anders gestellt scheinen. Das scheint umso leichter möglich, wenn man die Offenheit mitbringt, das Neue und Andere in diesen Erfahrungen zu sehen, ohne dass der Blick von überkommenen Denkmustern versperrt wird - vielleicht in so etwas wie der beschriebenen „sozialen Ausnahmesituation“.

Ich würde mich freuen, wenn Sie sich mit mir zusammen auf-machen, um aus einer neuen Perspektive – aber bei Ihren Erfahrungen beginnend – einen Blick auf Hunde zu werfen.

A. Erfahrungen im Rudel

3. Eine Reise nach Griechenland

Wenn ich einen Hund sehe, sehe ich einen Hund

Was für eine „platte“ Überschrift! Dabei ist sie zu einem Kernsatz meines Denkens geworden und wird es wohl auch bleiben, solange sich zu wenige mit den Fragen beschäftigen, die dahinter stehen. Meine ersten Erlebnisse mit Hunden waren geprägt vom Hinschauen - unbeholfen, aber mit offenen Augen und offenem Herzen und vor allem einfach mit dem Wunsch zu sehen, was es zu sehen gibt, und zu erleben, was ich noch nicht erlebt hatte.

Das ist ein anderer Ausgangspunkt als zu sagen: „Ich bin ein Mensch, ich habe Verstand und Bewusstsein – ich weiß, wie man Hunde erzieht!“ Mir sind gerade auch in den letzten Jahren zu viele „Hundeerzieher“ begegnet, die mir zu wenig bereit waren auf das zu sehen, was es bei Hunden zu sehen gibt, die mir zu wenig von dem erlebt haben, was es mit Hunden zu erleben gibt. Selbst in Äußerungen von renommierten Fachleuten scheinen mir zuweilen eher die eigenen Vorannahmen durchzublitzen als der Wunsch zu sehen, was es zu sehen gibt.

Dann gibt es - vielleicht als Gegenbewegung zu den zuvor Genannten - andere, die sich mit dem Hund unterhalten, ihn um etwas bitten oder ihm etwas erklären, ohne deutlich zu machen, wie dieses „unterhalten“, „bitten“ und „erklären“ kommunikativ geschieht und die bei mir oft das seltsame Gefühl zurücklassen, auf etwas geradezu Esoterisches gestoßen zu sein,

auf eine Form der Magie. Mir ist dies zu wenig pragmatisch und nachvollziehbar, zumal diese Form der Kommunikation oft nur einem kleinen Kreis zugänglich ist, und besondere Skepsis überfällt mich, wenn man Zugang zu diesem kleinen Kreis erhalten kann durch den Besuch von (teuren) Kursen.

Vielleicht will ich in einer bestimmten Situation meinem Hund einfach nur sagen: „Komm her zum Fenster und schau raus – da ist was los im Garten!“ Ich kann den Hund nun trainieren, bis er die wesentlichen Begriffe dieses Satzes erkennen und befolgen kann - das geht, aber es dauert lange. Oder ich besuche zuerst die oben genannten Kurse, um eine andere Basis der Kommunikation zu erlernen. Das kostet nicht nur Zeit, sondern auch noch Geld.

Mir ist das alles zu langwierig (meinem Hund übrigens auch) und deshalb sage ich es ihm in seiner Sprache: „Komm her zum Fenster und schau mal raus – da ist was los im Garten!“ In ein paar Seiten werden Sie wissen, wie es geht. Ohne langes Training. Ohne teuren Kurs.

„Wenn ich einen Hund sehe, sehe ich einen Hund.“ Aussagen aus den Humanwissenschaften gelten nicht „von vorn herein“. Wenn ich sie unkritisch auf den Hund übertrage, entsteht leicht, was man Anthropomorphismus nennt: Dem Hund wird unberechtigt meine menschliche Denk- und Vorstellungswelt „übergestülpt“, er wird „vermenschlicht“ und man tut so, als sei bedeutungslos, dass das eine ein Hund, das andere ein Mensch ist. Da wird der Hund dann zum Spiegel, zur Projektionsfläche für das, was sich der Betrachter eh schon längst gedacht hat. Dagegen wende ich mich.

Andererseits: Unser Denken und Fühlen „fiel nicht vom Himmel“. Aber es gab wohl einen Punkt, ab dem die Menschen anderen Wesen absprechen mussten, über Geist und Bewusstsein zu verfügen. So konnte die Gabe der Vernunft glaubwürdig als das besondere, den Menschen (und nur ihn!) auszeichnende Merkmal in den Mittelpunkt gerückt werden – eine Vorstellung, von der der Philosoph Raimond Gaita sagt, sie sei „erbaulich, aber sie ist, meiner Meinung nach, frei erfunden.“ Wahrscheinlicher ist, dass sich im Laufe der Zeit im Miteinander der Menschen, aber auch im Miteinander zwischen Menschen und Tieren unser Verständnis von Denken und Fühlen entwickelt hat – und sich dabei entfernte von jener gemeinsamen Wurzel, die die frühen, menschenähnlichen Wesen mit dem Tierreich verbanden. Dann kann man aber auch sagen, dass grundlegende Gefühle bei Mensch und bei Tier nicht völlig verschieden sind: Wenn ein Mensch einen Tritt als

schmerzhaft empfindet wird auch ein Hund dabei Schmerz und nicht Freude empfinden.

Den Tieren absprechen, was „die Krone der Schöpfung“ ein wenig kleiner machen würde - das ist die eine Seite. Besonders die klassische Naturwissenschaft forderte dies viele Jahre lang, um das Verständnis von Tieren zurückzuführen auf einzeln beobachtbare, systematisierbare Verhaltensweisen, möglichst sogar losgelöst vom Kontext, so dass ein Verhalten eindeutig einem einzigen, auslösenden Reiz zugeordnet werden kann (klingelts bei ihnen? Dann kennen Sie mindestens Pavlov!). Hat man einen Katalog aller Verhaltensweisen einer Tierart auf diese Weise erstellt (ein so genanntes Ethogramm), glaubt man, das mögliche Verhaltensrepertoire zu kennen. Manchmal erlebt man dann aber doch noch Überraschungen und einen solchen Katalog von Verhaltensweisen fixiert zu haben, versperrt zuweilen auch den Blick dafür, dass man immer noch nichts über die Innenwelt des Tieres weiß.

In den Humanwissenschaften galt lange, dass man dem Gehirn nicht beim Arbeiten zuschauen könne (moderne Technik relativiert diese Einschätzung zunehmend). Also wurden fein säuberlich die von außen erkennbaren Verhaltensweisen untersucht und die Beschäftigung mit „inneren Vorgängen“ wurde zeitweise als geradezu unwissenschaftlich verworfen. Dass dabei paradoxerweise Fühlen, Denken und Folgern – was anderweitig oft als Unterschied zum Tier getont wurde – aus der Betrachtung fiel, schien niemandem ein Problem zu sein (außer vielleicht den Tieren ...).

Reduktionismus nennt man den Versuch, Objektivität zu erreichen, indem man in immer kleinere, überschaubarere Elemente aufteilt. In den letzten Jahren ist dies immer mehr in die Kritik geraten: Zu oft warfen die immer kleineren, überschaubaren Elemente in Wirklichkeit umso mehr Fragen auf, je genauer man sie unter die Lupe nahm – sie waren überraschend komplex, wo man doch gerade gehofft hatte, nun jedes Detail umso präziser fassen zu können (hierin steckt das Phänomen der Selbstähnlichkeit – ein Merkmal komplexer Systeme - , bei dem sich in jedem kleineren Ausschnitt ähnliche Strukturen zeigen wie im Großen).

Die andere Seite ist das Abgleiten in schwärmerisch-mystisches Deuten aller tierischen Signale im Sinne einer tiefen, dem Menschen gar nicht oder nur Einzelnen zugänglichen Kommunikationsform. Natürlich kenne ich – wie viele Hundebesitzer – Situationen, in denen eine ungewöhnliche Verbin-

dung und Harmonie spürbar ist, in denen Mensch und Hund agieren wie eine Einheit, in denen mir fast wie durch Intuition klar ist, was im Hund vorgeht – trotzdem könnte ich das nicht als dialogisches Gespräch oder Telepathie verstehen. Dabei sind mir durchaus nüchterne, qualifizierte (Human-) Therapeuten bekannt, die in aller Vorsicht von einem „geradezu telepathischen Verständnis“ für den Klienten berichten, und auch Untersuchungen aus der Parapsychologie legen nahe, dass es in diesem Bereich mehr gibt, als wir im ersten Moment glauben bzw. glauben können.

Irgendwo zwischen diesen Sichtweisen wird wohl die Wahrheit liegen, die sicher eine vorsichtige Gratwanderung erforderlich macht, will man nicht der einen oder anderen Gefahr erliegen. Trotzdem: Viele, vor allem jüngere Wissenschaftler, schließen sich den beobachteten Tieren enger an - sie nehmen teil am Wandern, Schlafen, Fressen, einfach am ganzen Leben und entdecken dabei überraschende Zusammenhänge in einer offenbar beeindruckenden Intensität.

Es gibt Berichte über ein Kojotenrudel, das einen Artgenossen über Tage hinweg vermisst, und dabei Verhaltensweisen zeigt, die dem Ausdruck der menschlichen Gefühlslage „Jemanden-Vermissen“ in nichts nachstehen. Wer Bilder sieht von Elefanten, die als Gruppe um einen Toten stehen, ihn immer wieder leicht anstoßen, mit dem Rüssel über ihn streichen, nur leise Töne von sich geben, der denkt unwillkürlich an Trauer. Bekannt ist auch Matto H. Barfuss, der sich einer wilden Gepardenfamilie angeschlossen hat, und so zu ganz ungewöhnlichen Eindrücken kam, die in Presse, Büchern und Filmen die Menschen faszinierten. Oder in vielen Berichten von Jane Goodall über Menschenaffen werden (interpretierend) Regungen genannt, die uns Menschen geläufig sind – und vielleicht eben nicht nur uns.

Deutlich zeigen diese Beispiele einen Trend: Das Auszählen von Verhaltensweisen wird als zu eindimensional erlebt und unter dem Eindruck der Intensität von Begegnungen beginnt man auszuloten, wie weit man „menschliche Begrifflichkeiten“ auf unsere Verwandten im Tierreich anwenden darf, ohne deshalb unwissenschaftlich zu werden.

Nun gibt es viele Hunde, die auf intelligente und gefühlvolle Weise am Leben „ihrer“ Familie teilnehmen. Wer dieses komplex verwobene Miteinander zwischen zwei so unterschiedlichen Lebewesen betrachtet, dem fällt es schwer, „seinem“ Hund abzusprechen, so etwas wie Bewusstsein, Denkvermögen oder Gefühle zu haben. Ist dies nun schon der erste Schritt,

Hunde vermenschlicht zu sehen? Interpretiert da der Mensch aus seinem eigenen Erleben etwas hinein, was gar nicht da ist?

Den Hund unberechtigt in meine menschlichen Denkmuster zu pressen – so schrieb ich – sei die Vermenschlichung. Wo ich aber Hinweise finde, dass meine menschliche Vorstellung dem einigermaßen nahe kommt, was in einem Hund vorgehen könnte, darf ich das als Hypothese formulieren, solange ich eines nicht vergesse: Es ist ein Hund, der beobachtet wird, und der Beobachter ist ein Mensch, der über diesen Hund nachdenkt. Solange nichts dagegen spricht, darf ich so tun, *als ob* ich den Hund verstehe – sobald etwas dagegen spricht, muss ich meine Hypothese überdenken und ganz real eingestehen, dass ich ihn doch nicht verstanden hatte.

Auf den folgenden Seiten wird Ihnen dieses „als ob“ (auch in anderen Formulierungen oder als Konjunktiv) öfters begegnen. Ich werde mich bemühen, es dort einzusetzen, wo ich menschliche Begriffe für das gebrauche, was wohl im Innern eines Hundes vorgeht. Dieses „als ob“ wird heute auch als feststehender Begriff in Teilen pädagogischer Literatur gebraucht, wenn man deutlich machen will, dass eine erdachte Vorstellung gemeint ist, die aber so schlüssig ist, *als ob* sie real wäre. Tatsächlich finden sich diese Formulierungen auch in den Berichten von Verhaltensforschern, die so mit den beobachteten Tieren zusammen lebten *als ob* sie zu deren Sippe gehörten.

Wer schlafende Hunde weckt

Wir kamen unter anderem auch in eine Ortschaft in Griechenland, die damals meinem ersten Eindruck folgend auf der Schwelle vom Dorf zur Kleinstadt stand. Wie so viele Orte Griechenlands hatte sie in ihrer wechselvollen Geschichte vorbeiströmende Heere und unterschiedliche Kulturen gesehen. Es war Nafplion / Nauplia. Erst Jahre später teilte mir eine griechische Leserin entrüstet mit, dass diese kleine Stadt früher die Hauptstadt Griechenlands war – so kann der erste Eindruck, den man aus seiner „eigenen Welt“ mitbringt, täuschen; ich bitte um Entschuldigung.

Der Hafen schmiegte sich in eine Bucht, in der ein befestigtes Inselchen aufragte. Zwischen Insel und Hafeneinfahrt hing in ruhigen Zeiten eine Kette tief im Wasser, die bei Gefahr gestrafft wurde und die Zufahrt zum Hafen verwehrte. Vom Hafen aus konnte man eine Halbinsel, die nur aus ei-

nem großen Felsbrocken zu bestehen schien, in weniger als einer halben Stunden umwandern und gelangte an anderer Stelle wieder in den Ort hinein. Zum Landesinnern hin erhob sich ein Berg mit einer weitläufigen Befestigung, auf den über 900 (wir haben gezählt) Stufen hinaufführten

Die Sonne meinte es gut mit uns. Wir waren gerade von diesem Berg zurückgekehrt, hatten etwas getrunken und die Wärme ließ uns faul und schläfrig werden. Das schien auch anderen so zu gehen. Auf einem Platz lagen verteilt auf die paar Quadratmeter staubiger Erde unter einem Baum drei Hunde. Da war ein rötlichbrauner, etwa in der Größe eines Schäferhundes, den ich seiner Funktion willen „Chef“ nenne. Dann lag da einer, dessen Fell wohl ursprünglich zum Weiß tendierte mit einem schwarzen Band, das symmetrisch Augen und Ohren bedeckte und den ich darum „Zorro“ nenne. Schließlich war da ein junger Schäferhund, den ich darum „Schäfer“ nenne. Zorro und Schäfer waren kleiner und jünger als Chef.

Zorro hob den Kopf und betrachtete ausgiebig, wer sich da neben ihnen niederließ. Erst später fiel mir auf, dass Chef sich überhaupt nicht bewegt hatte, seine Augen aber hellwach und weit offen jede unserer Bewegungen überwachten. Das war ein Verhalten, das ich damals nicht einordnen konnte. Inzwischen habe ich dieses Verhalten öfters bei Hunden erlebt, die in der Rudelhierarchie hoch stehen: sie beachten den Ankömmling nicht, stellen sich schlafend oder gehen einfach ihrer bisherigen Beschäftigung weiter nach - eine besondere Variante dieses Verhaltens werden Sie noch kennen lernen. Die Ohren sind etwas gespitzt, die Nase zieht immer wieder Luft ein, die Augen sind hellwach. Es ist wohl eine Art „Meinungsbildungsprozess“, der die spätere, förmliche Begrüßung maßgeblich beeinflusst.

Damals war ich überrascht, dass bei der Ankunft von zwei Menschen die Hunde nicht freudig aufsprangen und um die Gunst der Menschen buhlten. So hatte ich bislang Hunde von Bekannten erlebt. Diese aber blieben liegen, dösten weiter. Fast wirkte es so, als sei in dieser guten Stunde gemeinsamen Dösens ein Band entstanden, das uns mit den Hunden verknüpfte und uns damit aus der Menge der anderen Menschen heraushob.

Irgendwann nach dieser Zeit erhob sich Zorro, gähnte und streckte sich lange und genüsslich. Als gewannen wir erst jetzt Bedeutung für ihn, kam er langsam auf uns zu. Dabei nahm er ausgiebig unsere Witterung auf, wirkte aber insgesamt freudig und neugierig. Chef rührte sich nicht, aber die Augen beobachteten wieder ausgesprochen aufmerksam. Wahrschein-

lich hatte er bereits ein „positives Bild“ von uns gewonnen. In ähnlichen Situationen, die ich später erlebte, drängte das ranghöhere Tier die Jüngeren vor den Neuankömmlingen ab - offenbar war dann kein eindeutig „positives Bild“ zustande gekommen.

Zorro schwanzwedelte sich auf uns zu und es folgte eine freundliche Begrüßung. Inzwischen hatte sich Schäfer ebenfalls aufgerichtet, gegähnt und gestreckt und gesellte sich zu Zorro und uns. Chef dagegen ließ noch einige Zeit verstreichen, brachte das „Aufwachritual“ hinter sich, kratzte sich ausgiebig – auf dem Hinterteil sitzend – mit dem Hinterlauf am Ohr, bevor er zu uns kam und intensiv schnüffelte. Dann aber - als seien wir nichts, was ihn wirklich interessieren könnte - schritt er an uns vorbei und setzte sich gut einen Meter entfernt nieder. Von dort aus beobachtete er den Platz.

Einige Zeit später tauchte aus einer Seitengasse ein älterer, großer Hund mit steifem Schritt auf, der - sobald er die Gruppe unter dem Baum sah - fleißig mit dem Schwanz wedelte. Chef trabte auf ihn zu, den Schwanz leicht schwingend tragend. Als er den anderen fast erreicht hatte, schien jener in seiner Haltung einzufrieren, den Kopf zur Seite gewandt, doch immer geflissentlich den Schwanz in Bewegung haltend, während Chef sehr aufrecht näher trat, ihn von allen Seiten beschnüffelte, sich dabei auch dem Kopf näherte, dann einen Schritt seitlich vor den anderen trat und ihm in begrenztem Rahmen auch Gelegenheit zu einer kurzen Schnüffelprobe gab. Dann lief Chef zu der Gasse, aus der der andere aufgetaucht war, markierte die Ecke und kam zu uns zurück, während der Ältere die Ecke untersuchte (ohne seinerseits zu markieren), dann aber langsam und fast vorsichtig ebenfalls zu uns kam. Chef schien nichts dagegen zu haben, denn kaum war der Ältere nahe, gingen Zorro und Schäfer zu ihm hin und begrüßten ihn, während sich Chef wieder im Schatten des Baumes niederließ. Der Alte kam langsam auch auf uns zu, nahm unsere Witterung auf und sank zu den anderen in den Staub. Offenbar kannten sich die Hunde, denn es genügte ein kurzes Begrüßungsritual.

Allmählich erwachte der Platz zu neuem Leben. Menschen tauchten auf, ab und zu fuhr ein Auto vorbei. Irgendwann kam ein Mofa. Zorro und Schäfer spitzten die Ohren. Als sie sich der Richtung sicher waren, erhoben sie sich und traten einige Schritte in den Platz hinein. Sie sahen aufmerksam in die Gasse, aus der das Gefährt auftauchte. Es tuckerte auf den Platz und setzte gerade an, den Baum zu umrunden, als die beiden davon schossen, der ei-

ne links, der andere rechts vom Mofa einen Bogen rannten und von hinten mit lautem Gebell den Fahrer attackierten.

Uns war ganz seltsam zumute, denn die Situation erinnerte mich an Schilderungen, die ich über die Jagd von Hundartigen aufgeschnappt hatte. Ein recht wackeliger, mal links, mal rechts schauender Mofafahrer schlingerte über den Platz, in gut abgestimmtem Wechsel von beiden Seiten her angebellt und von laut klappenden Zähnen bedroht. Damals glaubte ich, sie hätten ihn nicht erwischen können, heute weiß ich, dass sie nicht wollten, war es doch nur ein Spiel - das Beute-jagen-Spiel.

Chef war in dieser Zeit in eine aufmerksame „Sitz-Haltung“ gegangen und verfolgte das Treiben. Zorro und Schäfer kamen zurück und setzten sich neben Chef. Kurz darauf tauchte ein Radfahrer auf und das Spiel begann von neuem. Allerdings schien der Mann Erfahrung im Umgang mit diesem Hundespiel zu haben, denn er trat sehr gezielt nach den beiden, sobald sie sich näherten. Blitzschnell fegte Chef heran und trieb die Jüngeren zur Seite. „Ein kluger Kerl“, dachte ich, „er verhindert, dass die Jungen Schaden nehmen.“

Während die Jungen zurückfielen, setzte er dem Radfahrer nach, stürmte nach links, bellte kurz und während der Radfahrer sich nach links umdrehte, hatte er schon einen Haken um das Hinterrad herum nach rechts geschlagen und kniff dort ins Hosenbein. Der Radfahrer schwankte, trat nach rechts, doch Chef war schon zur Seite gesprungen und setzte, nunmehr rechts bellend, hinterher, bis sich der Radfahrer nach rechts umdrehte ... - und so ging das „Spiel“ noch zwei- oder dreimal weiter, bis Chef am andern Ende des Platzes von ihm abließ und - so würde man wohl bei Menschen sagen - mit stolzgeschwellter Brust zurücktrottete. Auf halbem Weg umsprangen in Zorro und Schäfer, stupsten gegen seine Schnauze, als ob sie sagen wollten: „Eh, Mann – das war Klasse!“

Damals faszinierte mich, was ich da gesehen hatte: Offenbar war Unterricht erteilt worden. Vielleicht wurde mir in diesem Augenblick überhaupt erstmals bewusst, dass es auch im Tierreich so etwas wie „Schulstunden“ gab. Erst später erfuhr ich, dass Wölfe dies ganz systematisch praktizieren und sich die Alten zuweilen bei der Jagd zurückfallen lassen, um zu beobachten, wie geschickt die Jungen vorgehen – da wird also sogar das Erreichen von Lernzielen kontrolliert!

Meine Pädagogenseele jubelte! Und meine Hochachtung vor Hunden, besonders auch vor Chef, stieg deutlich. Er hatte es verstanden, binnen Au-

genblicken die Jüngeren von ihrem Spiel abzubringen. Er war neben sie gelaufen, hatte sie mit der Schulter angerempelt und - während er kurz nach ihrer Schnauze schnappte - abgedrängt. Zorro, der erste, den er so anging, ließ sofort von seinem Treiben ab. Und Chef war sich dessen offenbar so sicher, dass er nach einem ersten Schnapper in Richtung von Zorros Schnauze herumfuhr und Schäfer abdrängte. Abdrängen und Schnauzenschnappen mussten wohl eine konkrete Bedeutung haben.

Was für Lernprozesse hatte ich nun miterlebt? Zunächst hatten die Jungen ein „Lernen durch Versuch und Irrtum“ praktiziert und waren dabei so vorgegangen, dass Chef ab einem bestimmten Punkt ihre Irrtümer als gefährlich betrachtete. Wenn er es dann vormacht, kann dies nur bedeuten, dass vom Wesen der Hunde her Lernen durch Beobachtung und Lernen durch Imitation ebenso selbstverständlich angelegt ist. Inzwischen haben unterschiedliche Untersuchungen gezeigt, dass diese Formen des Lernens tatsächlich regelmäßig bei Hunden stattfinden - und noch mehr!

Mir wurde auch deutlich, welche Rolle wir beide spielten: Als wir zu dem Rudel stießen, waren wir weder „Bekannte“ noch gar „Freunde“, aber eben auch keine „Feinde“ - wir waren einfach bloß harmlos. Und mir wurde bewusst, dass die drei Hunde, die wir angetroffen hatten, von jener Sorte schlafender Hunde waren, die man - dem Sprichwort folgend - lieber nicht wecken sollte: Es war wohl eine Bande von halbstarken Rabauken.

Am Hafen

Ohne es zu wissen, wurden wir unserer Rolle gerecht, als wir uns entschlossen, dem aufbrechenden Rudel zu folgen. Wir waren nicht die „Leit-tiere“, als die wir Menschen uns nur zu gerne empfinden, sondern mögliche Neumitglieder des kleinen Rudels. Der Alte ging geruhsam mit. Die Jüngeren liefen manchmal ein kurzes Stück voraus, warteten aber immer, wenn der Abstand zu Chef zu groß wurde. In den engen Gassen lief der eine rechts, der andere links an den Hauswänden entlang, mal wechselten sie die Seite - für uns war darin keine Struktur erkennbar. Deutlich war nur, dass Chef immer an den Ecken, an denen wir abbiegen mussten, stehen blieb und auf uns und den Alten wartete. Ich denke, indem wir uns darauf einließen, akzeptierten wir ihn als Führer. So kamen zum Hafen.

Das Rudel trottete in loser Formation zwischen Hafenummauer und den ersten Häusern. Der Alte schritt gemächlich, die Jüngeren liefen dahin und dorthin und Chef ging entspannt voraus. Etwas entfernt hatten Fischer Netze auf dem Asphalt aufgetürmt, Taue lagen zwischen Bojen herum. Im Hafen dümpelten Boote und flache Wellen platschten gegen die Bordwände.

In diesem Moment sah ich einen anderen Hund auf das Rudel zukommen, größer und kräftiger gebaut als Chef. Auch Chef sah ihn und schlagartig spitzten sich seine Ohren, die Rute zuckte hoch. Mit erhobenen Köpfen gingen sie umeinander herum und selbst mir wurde deutlich, dass eine bedrohliche Spannung von ihnen ausging. Der fremde Hund schien dabei näher an die anderen heran zu wollen, Chef verstellte ihm immer wieder den Weg. So ging es eine ganze Weile, bis der Neuankömmling den Kopf abwandte, einige Zeit vom Rudel und von Chef wegsah. Seine Rute sank dabei, ohne aber freundlich zu wedeln. Beide verharrten so. Mir wurde erst später klar, dass dieses Wegschauen zugleich die Kehle ungeschützt darbot - und hätte es mir damals bemerkt: ich hätte keine Ahnung gehabt, dass auch dieses mehrere Deutungen zulässt. Chef drehte sich weg. Der andere ging einige Schritte davon und Chef schritt zu den anderen zurück. Ob damit die Ansprüche geklärt waren?

Der fremde Hund - ich nenne ihn wegen seiner Ambitionen Big Boss – hielt sich einige Zeit fern, aber er folgte, als das Rudel auf eine in die See hinausreichende Kaimauer wanderte. Der Alte ließ sich nieder, den Kopf in die leichte Brise gereckt, und sah aufs Meer hinaus. Nachdem sie alles untersucht hatten, streckten sich auch Zorro und Schäfer der Länge nach hin. Wir Menschen setzten uns auf eine Mauer. Big Boss kam ebenfalls an und schien sich damit abgefunden zu haben, dass hier ein anderer das Sagen hatte. Auch er inspizierte alles, nahm dabei jeweils kurzen, freundlichen Kontakt zu den anderen auf, die ihn aber nicht sonderlich beachtetten.

Chef hatte sich inzwischen zu uns gesellt. In Sitz-Haltung saß er zu meiner Rechten, so dass er alle anderen im Auge hatte. Ich begann, ihn hinter den Ohren zu kraueln, was ihm offensichtlich gefiel. Nach zwei oder drei Minuten kam von links Big Boss und blieb zu meiner Linken stehen, dabei demonstrativ zum Strand hin wegschauend.

Es war ein Fehler, dass ich mit derselben Selbstverständlichkeit nun auch ihn streichelte, ganz vom menschlichen Gedanken an faire Gleichbehandlung ausgehend. Da hatte ich nun also rechts und links struppiges Fell unter den Fingern, als plötzlich Big Boss Chef ansah und sich ihre Blicke trafen. Sofort stand

Chef auf. Die Ruten beider standen bewegungslos. Big Boss begann ein dumpfes, zunächst kaum hörbares Grollen, das von Chef sofort beantwortet wurde. Ihre Nackenhaare stellten sich.

Nun muss man sich in meine Situation versetzen: Ein Laie, was Hunde angeht, dabei eher von der ängstlichen Sorte, dem bewusst wird, dass sich da wohl so etwas wie eine Schlägerei anbahnt, die sicher keine Rücksicht auf seine Hände, Arme oder Beine nehmen würde. Krampfhaft suchte ich nach einer Erfolg versprechenden Möglichkeit zu intervenieren, während ich eifrig und beflissen weiterkralte, weil ich mich nichts anderes traute. Es war für mich nicht auszumachen, wer die Eskalation vorantrieb und die jeweils nächste Stufe als erster beschritt: Auf jeden Fall wurde das Knurren lauter, Zähne wurden gezeigt, das Gesicht verzog sich, Ohren schoben sich langsam nach hinten - alles lief sicherlich binnen Sekunden ab, aber mir schien es unendlich lange zu werden.

Schließlich verfiel ich auf die wohl älteste Möglichkeit, die Menschen nutzen, wenn sie sich anders nicht durchsetzen können - ich brüllte: „Schluss jetzt!“ (und zog zur Vorsicht meine Hände zurück). Kurz zuckten ihre Köpfe zu mir, dann warf Big Boss seinen zur anderen Seite, sein Ausdruck normalisierte sich, während Chef - ebenfalls von mir (und Big Boss) wegblickend - ein wenig näher mit dem Hinterteil an mich heranrückte und ebenfalls sein aggressives Aussehen verlor.

Big Boss trat einen Schritt zur Seite, schnüffelte und wandte sich interessiert einem Mauervorsprung zu, während ich mich fragte, ob es im Hunde-Erleben etwas wie Übersprungshandlungen geben könnte. Chef entspannte sich zusehends und zu meiner Überraschung schob er seinen Kopf unter meine Handfläche, als wolle er sich bedanken, dass ich ihm eine Auseinandersetzung mit fraglichem Ausgang erspart hatte.

Die nächste Überraschung erlebten wir kaum eine halbe Stunde später, als wir uns zu einem Spaziergang um die Halbinsel entschlossen: Die vier „unseres“ Rudels folgten uns, Big Boss schwenkte bald ab. Wir kamen an den Fischer-netzen vorbei. Zorro hüpfte auf einen der Haufen, Schäfer hinterher. Wir waren verblüfft, dann amüsiert, als wir den beiden zusahen, wie sie in den Netzen wühlten, sie einige Meter „ausbreiteten“ - dann schämten wir uns, nicht nur unserer Hundefreunde, sondern unseres Amüsements und gingen weiter - und die vier folgten uns wie erhofft.

Meist trottete Chef hinter uns, dann kamen Zorro und Schäfer, dann gemessenen Schrittes der Alte, der aber später zurück blieb. Als wir gegen Ende der

Runde wieder die Richtung zum Ort einschlugen, hielten sich die drei dicht bei uns, bis Chef einige Meter vorlief, intensiv einige Markierungen beschnüffelte und dann in eine andere Richtung blickend quer zu uns stand. Als wir aufgeschlossen hatten, blickte er uns schwanzwedelnd an und trabte - Zorro und Schäfer im Gefolge - die Böschung hinauf und verschwand im Gebüsch.

Meine Beobachtungen damals waren nicht so sehr auf Details gerichtet. Vielleicht wurden wir ins Versteck des Rudels eingeladen, vielleicht freundlich verabschiedet - ich konnte es weder interpretieren noch überhaupt wahrnehmen. Sicher bin ich mir jedoch, dass wir für die Dauer dieses Spazierganges eine andere Rolle hatten als auf dem Weg zum Hafen, und sicher hatte auch der Zwischenfall mit Big Boss etwas an unserer Position verändert.

Unterschiede zwischen Kulturen

Wir Menschen sehen uns gerne als Krone der Schöpfung. Dem widerspricht der Gedanke, Menschen könnten in einem Rudel als Mitläufer gelten. Nun verhält sich aber ein Rudel von Hunden anders, als es die meisten von ihrem vertrauten, vierbeinigen, aber allein unter Menschen lebenden Genossen gewohnt sind. Es gelten andere Regeln, was ja nicht verwunderlich ist, denn schließlich ist es eine andere Art von Lebewesen, die ihre Umwelt anders als wir Menschen wahrnehmen und die gemäß ihrer Wahrnehmung anders auf die Umwelt reagieren. Kann es da wirklich wundern, wenn sich für das Zusammenleben von Hunden mit Hunden Regeln entwickelt haben, die auf der hundegemäßen Wahrnehmung der Umwelt beruhen?

Ich glaube nicht, dass uns dieser Gedanke überraschen sollte, wenn wir bedenken, welche Unterschiede zwischen Kulturkreisen bestehen, die auf dem Globus recht nahe beieinander entstanden sind.

Waren Sie schon einmal als Tourist in Spanien? Vielerorts locken ja die kleinen Cafes zum Verdösen der Mittagshitze und wer sich nicht nur auf touristischen Pfaden bewegt, kann dort auch Kontakt zu Spaniern finden. Der erste Kontakt findet - bei uns Menschen - über den Blickkontakt statt und schon dabei gibt es Unterschiede. In Deutschland erfolgt ein höflicher Blickkontakt in einem Restaurant eher zufällig und kurz. Im Regelfall erfolgt von beiden Seiten keine Reaktion. Eine Reaktion gilt erst als angemessen, wenn sich öfters kurzer Blickkontakt „zufällig“ ergeben hat: Finden sich

beide nicht unsympathisch, pflegt man sich kurz anzulächeln, ist einer Seite dieser Blickkontakt unangenehm, wendet man sich etwas ab.

Blickkontakte in Spanien sind anders. Sie sind länger. Und oft - auch Unbekannten gegenüber - erfolgt ansatzweise ein Lächeln. Das kann zum Problem werden, denn zwischen den Geschlechtern wird in Deutschland eine solche Situation als gegenseitiges, spontanes Interesse interpretiert. Reagiert ein deutscher Tourist gemäß dieser Interpretation, so wird seine (durchaus höfliche!) Annäherung mit Unverständnis, sogar Empörung über die „aufdringlichen, frechen Touristen“ beantwortet.

Auch jedes Gespräch mit Spaniern zeigt Unterschiede - ganz augenfällig die viel ausgeprägtere Gestik! Aber auch der Blickkontakt gestaltet sich anders. Erst nach längerer Zeit gestand mir einer meiner spanischen Freunde, er habe den häufigen Blickkontakt während unserer Gespräche als leicht aggressiv empfunden - das habe ihn anfangs verunsichert. Verwundert habe ich andere dazu befragt und sie stimmten dieser Ansicht zu.

Offenbar gibt es zwischen Deutschen und Spaniern unterschiedliche Gepflogenheiten, was den Blickkontakt beim Sprechen angeht, und dies wirkt sich aus auf die Einschätzung des Gegenübers. Vielleicht werden Deutsche von manchen Südländern deshalb als abweisend und distanziert erlebt, weil unser freundliches Lächeln so gar nicht zu diesem seltsamen, leicht aggressiven, häufigen Blickkontakt passen will, oder weil wir die ersten Blickkontakte kurz und ohne weitere Regung gestalten.

Wer öfters in aller Welt unterwegs ist, wird noch mehr solcher kulturell geprägter Missverständnisse erleben können. Dabei sollten wir „die Schuld“ (sofern man von einer solchen sprechen darf) an diesen Peinlichkeiten nicht den komischen Sitten in fernen Ländern zuschreiben, sondern auch der Selbstverständlichkeit, mit der wir die eigenen als allgemein gültig voraussetzen und daran die anderen messen.

Wissenschaftler, die Kulturen vergleichen, haben viele solcher Unterschiede entdeckt. Ein Unterschied zwischen Amerikanern und Engländern wurde genauer untersucht, da man in den Nachkriegsjahren feststellen konnte, dass Liebesbeziehungen zwischen amerikanischen Soldaten und britischen Frauen häufig unerwartet schnell endeten oder ebenso unerwartet schnell zu intimerem Kontakt führten. Schuld war der Kuss. Wir alle tragen in uns eine Art „Ablaufprogramm für Annäherung an potentielle Partner(innen)“ (etwas derber könnte man von Paarungsritualen oder Balzverhalten sprechen). Nun kam der

Kuss im Ablauf der Amerikaner wesentlich früher als im Britannien jener Tage. Gemäß seinem kulturell geprägten Ablaufprogramm küsste der amerikanische Soldat die Verehrte und gemäß ihrem Ablaufprogramm kam das für sie viel zu früh. Je nachdem reagierte sie: Entweder mit empörter Zurückweisung und schallender Ohrfeige. Oder aber sie akzeptierte diesen unerwarteten Sprung zu so etwas Intimem wie einem Kuss und gab sich ihm ganz hin (was dann ihn überraschte, denn nun ließ ja sie eine Reihe von Zwischenschritten aus).

So deutliche Unterschiede gibt es also zwischen recht verwandten Kulturen, die in diesem Beispiel sogar dieselbe Sprache sprechen. Diese Unterschiede führen zu Missverständnissen, Peinlichkeiten, Schwierigkeiten. Sobald nun wir selbst in so eine Situation schlittern, sehen wir die Ursache eher in der Situation oder im Agieren der anderen („Was hätte ich denn tun sollen? Die Situation war doch ...). Geben andere die unglückliche Figur ab, schieben wir das eher auf deren Charakter („Der ist halt so!“).

Dieser so genannte generelle Attributionsfehler ist der Stoff, aus dem der Ehestreit besteht: „Aber ich konnte doch gar nicht anders, denn erstens ... zweitens ... und ...“ – „Das ist doch wieder typisch für deinen Charakter, dass du nie einen Fehler zugeben kannst!“ Selbst bei einer engen Paarbeziehung führt letztlich die Bewertung einer Situation und des Verhaltens der Beteiligten zu endlosen Diskussionen!

Halten wir kurz fest: Verhalten (genauer: nonverbale Kommunikation) entspringt der Erziehung innerhalb eines Kulturkreises und wird nur innerhalb dieses Kulturkreises in der Regel richtig interpretiert. Aber selbst dann kann es zu unterschiedlichen Bewertungen kommen, weil wir andere anders bewerten als uns selbst. Ein weiteres Phänomen kommt dazu: Uns Menschen verbindet, wie wir unsere Umwelt wahrnehmen. Die meisten sind stark visuell (Auge) oder auditiv (Ohr) orientiert, weniger stark kinestätisch (Tastsinn), kaum olfaktorisch (Nase) oder gustativ (Geschmack).

Manche würden sich ohne die Erklärung in Klammern über diese Fremdwörter aus einer Fachsprache ärgern: Auch wenn wir gemeinsam die deutsche Sprache nutzen, gibt es Barrieren, sei es durch Fachjargon, durch Dialekte, durch das soziale Umfeld, ... - die Worte haben für unser Gegenüber einfach eine andere Bedeutung (oder keine) und wir müssen erst langsam und schrittweise den Weg zu einer Übersetzung finden - und das liegt nicht an „bösem Willen" oder daran, dass unser Gesprächspartner „dumm" sei (auch wenn diese Unterstellungen eine gewisse Tradition haben).

Vor einigen Seiten haben ich Sie gefragt, wie man einem Hund sagen könnte: „Komm her zum Fenster und schau mal raus – da ist was los im Garten!“ Um dies zu kommunizieren, müssen Sie ‚nur‘ den Weg zur richtigen Übersetzung finden: Gehen Sie zum Fenster, richten Sie sich mit allen Anzeichen von interessierter Aufmerksamkeit auf, schauen Sie hinaus und geben Sie dabei eine dumpfes „Wuff“ von sich. Fast alle Hunde kommen angelaufen, richten sich auf und schauen hinaus.

Wahrnehmung und Bedeutung

„Schau, was für herrliche Mohnblumen in der Wiese sind!“ Ja, diese leuchtend-roten Mohnblumen in einer saftig-grünen Wiese sind schon etwas Besonderes. Können Sie sich dieses faszinierende Farbenspiel auf einer weiten Fläche unter strahlendblauem Himmel vorstellen?

Stopp - nicht weiterlesen! Versuchen Sie einmal innerlich diese Wiese zu sehen! Vielleicht können Sie sich dazu sogar einen Sonnenuntergang - dort hinter den flachen Hügeln - vorstellen: Wie sich der Himmel mit allen Farbtönen überzieht, wie ein leichter Wind die Hitze des Tages vertreibt, wie das Gras in leichten Wellen schwankt, ...? Und einen lieben Menschen an Ihrer Seite, mit dem Sie einen Spaziergang im Urlaub machen und der dann sagt: „Schau, was für herrliche Mohnblumen in der Wiese sind!“

Für die Meisten stellt sich dabei ein angenehmes Gefühl ein und vielleicht erinnern sie sich wirklich an eine Wanderung, einen Sonnenuntergang oder eine schöne Wiese - ich weiß es nicht. Für mich hat diese Vorstellung eine ganz andere Bedeutung, die nur wenige nachempfinden können: Die Vorstellung bringt für mich Verunsicherung, Anspannung und Verärgerung mit sich. So unterschiedlich kann die Bedeutung unserer Wahrnehmung sein ...

Wer dies nachempfinden kann, ist vermutlich wie ich rot-grün-blind. „Schau diese herrlichen Mohnblumen in der Wiese!“ Das bedeutet für mich zunächst Verunsicherung: Da soll etwas rot sein? Die grüne Wiese (ja, wirklich, ein Grün-Blinder sieht eine grüne Wiese!) ist ja klar, aber ... - und dann muss ich einige Sekunden suchen. Irgendetwas in meinem Gehirn arbeitet auf Hochtouren, vergleicht statt Farben, die ich nicht sehen kann, Grauwerte, die diesen Farben entsprechen, stellt feine Unterschiede fest, guckt nochmals und nochmals hin, rechnet nach und konstatiert: Da ist etwas anders - das ist wohl

nicht grün! Das müssen die Mohnblumen sein - und diese Irritation, die die Abbildung dieser Stellen in mir auslöst, spricht für die Farbe Rot dort. Und auf eine Weise, die mich nach wie vor fasziniert, verändert sich während des Hinschauens die Wiese und bekommt rote Farbtupfer, die sich im zarten Wind leicht wiegen. Mein Nervensystem hat das, was meine Netzhaut nicht erkennen kann, ergänzt, ersetzt, fantasiert oder wie immer Sie das nennen wollen.

Als Kind bestanden meine Regenbogen aus blau und gelb und wenn dann jemand sagte, dass doch viel mehr Farben zu einem Regenbogen gehörten, zog ich noch weitere Striche und seien sie schwarz. Rot und Grün (eingeschränkt auch Mischöne) hatten keinen Widerhall in mir. Ich hatte sie nie gesehen und nur, weil man mir oft genug sagte, dass es sie gäbe, suchte mein Inneres nach Unterschieden. Letztlich fand es die wohl in den Grauwerten der Farben und schuf so einen Eindruck von Rot und Grün. Meine Wahrnehmung von Rot und Grün und die Bedeutung, die diese Wahrnehmung für mich hat, ist eine völlig andere als Ihre (sofern Sie der statistischen Mehrheit der Farbseher zugehören). Wie ich im Unterschied zu Ihnen Rot und Grün wahrnehme, können Sie nur feststellen, wenn Sie mir direkt in den Kopf schauen - solange Sie das nicht können, bleibt es mein Geheimnis.

Geht es um so komplexe Begriffe wie „Freundschaft“, „Autorität“ oder „Liebe“, gibt es umso mehr Unterschiede in der Bedeutung für jeden einzelnen, denn Bedeutung gewinnen diese Begriffe nur in dem Kopf, der sie gerade denkt, aus dem äußeren Kontext und dem Zusammenhang der individuellen Erfahrungen, die in diesem Kopf vorhanden sind.

Hunde im Menschenrudel und Menschen im Hunderudel

So gibt es also schon unter uns Menschen große Unterschiede - um wie viel größer müssen die Unterschiede zwischen verschiedenen Spezies, zwischen Mensch und Hund, sein?

Oft fallen diese Unterschiede gar nicht so sehr auf, denn die meisten Hunde leben ja von frühen Welpentagen an in einer menschlich geprägten Umgebung, in einem „Familien-Rudel“. Dieses Rudel ist Kontext seines Erlebens und was er erlebt, gewinnt in diesem Kontext Bedeutung: Dank der beeindruckenden Anpassungsfähigkeit von Hunden übernimmt er die Gepflogen-

heiten auch dieses (menschlichen) Rudels, die völlig anders sind, als die Sitten und Gebräuche eines Hunderudels. Viele Gedanken über die Erziehung von Hunden haben schon gleich einen ganz auf den Menschen orientierten Hund vor Augen: Aus seiner erfolgreichen Erziehung wird dann abgeleitet, was Hundeerziehung ausmache. Man schaut auf einen im menschlichen Kontext erzogenen Hund, um an ihm zu zeigen, wie man hundegemäß Hunde erzieht. Das ist mir fragwürdig.

Hunde(rudel) sind mir im wahrsten Sinne des Wortes „über den Weg gelaufen“. Neugierig habe ich ihnen zugeschaut, habe sie in Spiel und Ernst gesehen, mich auch zu ihnen gelegt und mit ihnen geknurr, geknufft und gegähnt. Daraus ergaben sich Überlegungen, die zu gezielterem Hinschauen führten und zu gezielterem Mitmachen. Und dabei erlebte ich Hunde, die nie eine Erziehung erhalten hatten und keinem „gehorchten“, aber auf meine Kommunikationsversuche so reagierten, dass Verstehen und zielgerichtete Absicht erkennbar waren.

Ich erlebe dies als Rollentausch: Ich möchte nicht einen Hund in die Familie hinein erziehen, sondern ich möchte dem Hund ein „gemischtes“ Rudel anbieten. Nicht der Hund unterwirft sich meinen menschlichen Sitten und Gebräuchen (das muss er ohnehin schon zur Genüge), sondern ich werde ihm zum . Nicht der Hund soll lernen, meine Worte zu verstehen, sondern ich möchte ihm in seiner „Sprache“ entgegenkommen: Schließlich muss ich mich fragen, wer denn der Intelligenter ist - ich möchte von mir behaupten, dass ich leichter eine fremdartige Kultur und deren Sprache erlernen kann als mein Hund.

Am nächsten Tag brachen wir vom Hotel in Nafplion auf. Wir schleppten nicht nur Rucksäcke, sondern auch einiges an Souvenirs und Proviant. So trugen wir rechts und links Plastiktüten durch den Ort hin zur Bushaltestelle, von wo aus eine Verbindung zum nächsten Bahnhof bestand. Mir war recht wehmütig zumute, als wir den Platz überquerten, auf dem wir am Vortag Kontakt zu „unseren“ Hunden gefunden hatten. Ob sie uns wieder erkennen würden? Ja, ich war wirklich ein solcher Laie, dass mir das eine Frage war! Ob sie sich an die gemeinsamen Erlebnisse erinnern konnten? Ob Hunde wohl so etwas wie Freude empfinden konnten? Wenn Sie als Hundekenner spontan „Aber das ist doch klar!“ sagen, erinnere ich Sie daran: Gedächtnisleistungen und Emotionen werden Hunden von Vielen nur eingeschränkt zugesprochen - so klar kann es wohl nicht sein!

Wir schoben uns ins Gedränge einer Gasse. Die Geschäfte waren geöffnet, überall wuselten Menschen mit Einkaufstaschen. Weiter vorne hörten wir es bellen und wenig später erkannten wir unsere vierbeinigen Freunde. Aber sie waren ganz und gar mit ihren „Spielen“ beschäftigt, verbellten mal hier jemanden, kläfften dort in ein Geschäft hinein. Die Menschen wichen ihnen aus, teilweise mit deutlichen Zeichen von Angst. Die Drei schienen wirklich alles andere als brave Haushunde zu sein.

Als ein ein gut gekleideter Herr mit Aktentasche aus einem Haus trat, hörte ich ein „Wuff“. Als sei das ein Zeichen, stürmten die Drei durch die Menschentraube hindurch zu dem Mann. Bellend, knurrend und mit gefletschten Zähnen bildeten sie einen Halbkreis und mit kurzen, abwechselnden Attacken trieben sie ihn in den Hauseingang zurück. Je mehr er mit ziellosem Treten und seiner Aktentasche die Hunde abwehren wollte, umso gereizter wurde die Geräuschkulisse. Bei ihm trat das Weiße der Augen hervor, die anderen blieben stehen und in ihren Gesichtern war zwischen Ratlosigkeit, Wut und Angst in diesem Moment alles zu lesen.

Unsere drei „Freunde“ trugen wirklich Raubtierhaftes in sich! Bei dem Gedanken, wie sich die Begegnung am Vortag hätte auch anders entwickeln können, durchlief mich noch nachträglich ein Schaudern. Das Treiben auf der Straße war zum Erliegen gekommen. Der Mann hatte es geschafft, die Haustüre wieder zu öffnen und zog sich gerade in die Sicherheit des Flurs zurück, als Zorro herumfuhr. Seine Ohren standen spitz nach oben, seine Augen klebten an uns. Ein lauter Kläffer ließ die anderen zurückfahren - auch sie nahmen uns ins Visier. Menschengaugen folgten dem Blick der Hunde - jetzt würde es gegen die komischen Touristen gehen, die mit Rucksack und Plastiktüten beladen keine Chance zur Gegenwehr hatten. Und dann rasten sie los - die Meute preschte durch die Einheimischen hindurch auf uns zu. Ich hatte entsetzliche Angst!

Ich hätte mich nicht bewegen können oder gar wegrennen. Zorro kam direkt auf mich zu und sprang an mir hoch und seine Kiefer schnappten nach meinem Handgelenk, eine Dame schrie auf - und aufgerichtet hielt er sich mit den Zähnen an meinem Handgelenk fest, seine Augen leuchteten, sein Schwanz flatterte schier davon. Ich hätte nie geglaubt, dass Hunde so sanft mit diesen gefährlichen, weißen Zähnen einen Menschen greifen könnten! Chef und Schäfer tollten um uns, hüpfen an uns hoch, quietschten vor Vergnügen. Ein Raunen ging durch die Menschenmenge, Kopfschütteln,

ungläubiges Staunen: Wir waren als alte Bekannte begrüßt worden. Nicht das erwartete, dafür ein anderes Spektakel fand statt.

Wir stellten die Einkaufsstützen beiseite und begrüßten ebenfalls unsere Freunde. Es war das erste Mal, dass mir auffiel, wie unerwartet schnell eine Hundezunge über ein Gesicht schlabbert ...

Die Drei begleiteten uns noch bis zur Bushaltestelle und als Abschiedsgeschenk verteilten wir ein bisschen von unserem Proviant. Zu gerne wüsste ich, was aus Chef, Zorro und Schäfer geworden ist, aber als sie dann vom Bus aus immer kleiner wurden, war es ein Abschied für immer. Vergessen werde ich sie bestimmt nicht, denn sie haben mir einige ganz laienhafte Fragen beantwortet - aber noch mehr Fragen aufgeworfen.

Bilder der nachfolgenden Seiten:

1. Doppelseite: Fischernetze am Hafen (Spanien)

links: „Schlafende Hunde“ - Chef, dahinter Zorro

Das Rudel am Hafen, Spannung liegt in der Luft, die durch das freundliche Interesse von Zorro und Schäfer an Big Boss noch erhöht wird

rechts: Hunde als anpassungsfähige Begleiter: ein „Schiffshund“ beobachtet aufmerksam den Kai

2. Doppelseite: Regenbogen bei Garriguella

links: Pad streckt sich - der Mittagsschlaf ist beendet.

Hunde, die inmitten der Natur leben, tragen einen immensen „Privat-zoo“ mit sich herum - es juckt wohl ständig irgendwo.

Der von Sam gewählte „erhabene Liegeplatz“ konnte sich nicht auf Dauer durchsetzen.

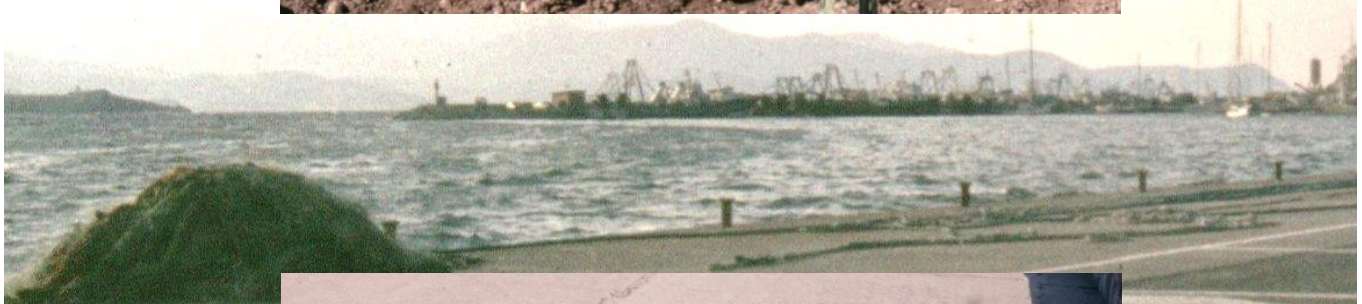
rechts: Mittagsschlaf am Sandhaufen: (vlnr) Bandi, Lita, Sam, oben Pad

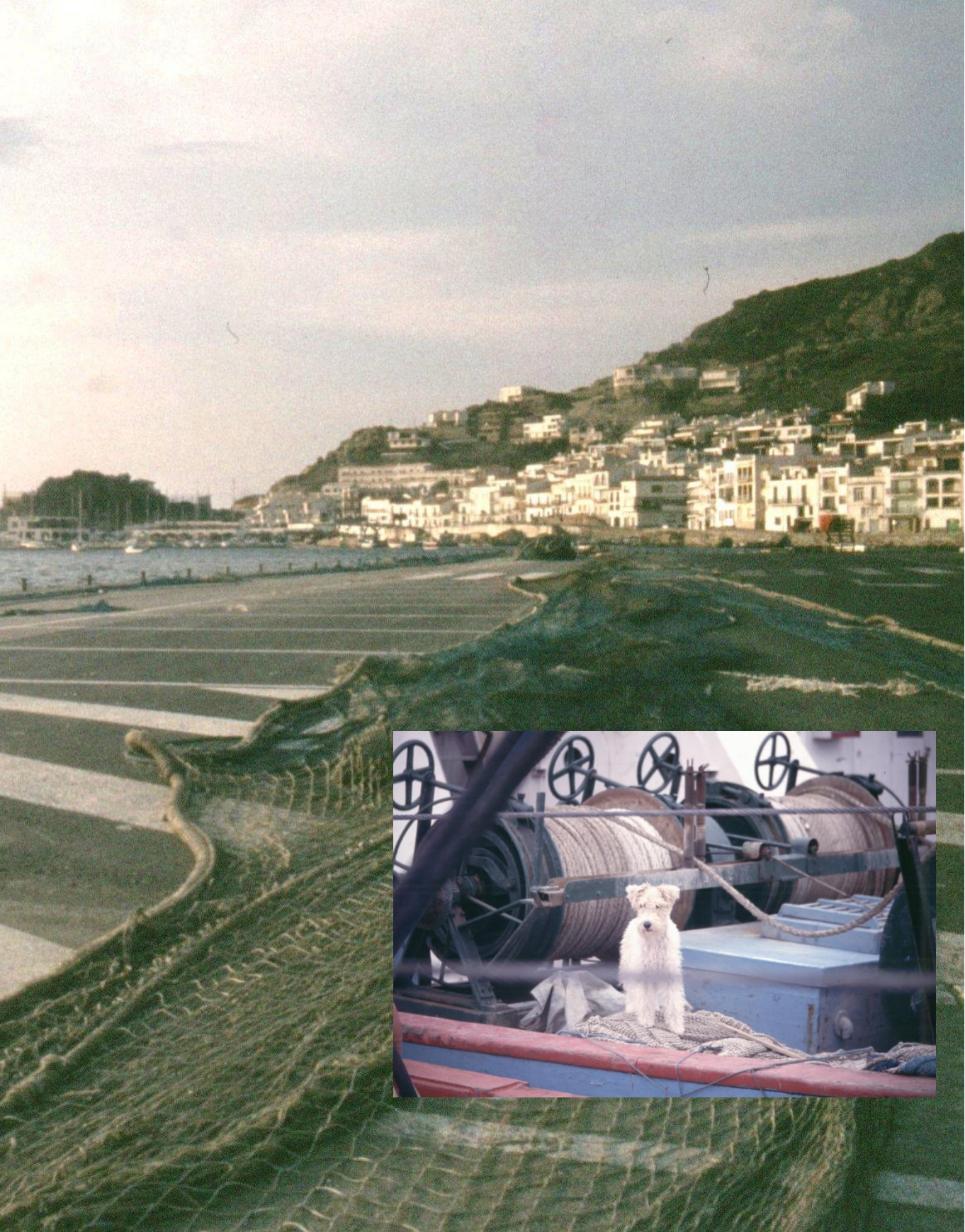
Bildfolge (sw) von oben:

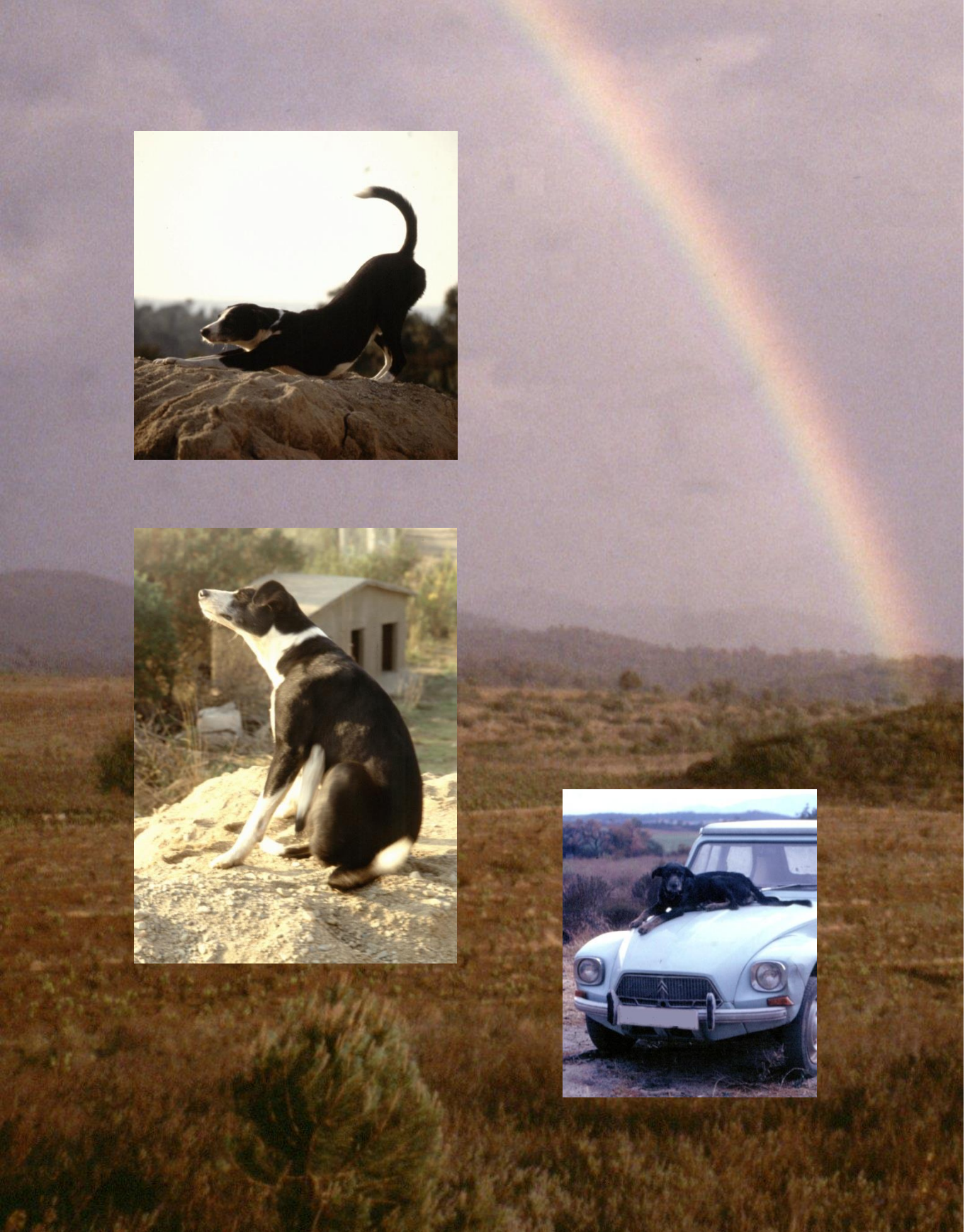
Chica, die einen recht hoch gelegenen Liegeplatz gewählt hat, beobachtet hellwach die Annäherung von Pad.

Pad strebt selbstverständlich dem höchsten Punkt zu. Chicas Blickkontakt signalisiert hier eher: „Sag was und ich rücke.“

Aber Pad reagiert gar nicht auf sie. Trotzdem bleibt sie aufmerksam gegenüber dem Rudelführer. Eine entspannte, klare Situation, so dass beide nach ein paar Minuten dösen.









4. Urlaub im Abseits

Beobachtungen vor der Haustüre

In den nächsten Jahren war ich oft in den Pyrenäen unterwegs. Dabei entdeckte ich meine Vorliebe für Katalonien, das sich als Dreieck zwischen Pyrenäen und Mittelmeer bis südlich von Barcelona erstreckt. In dieser Region mit eigener Sprache und Kultur fand ich katalanische Freunde, die mir immer wieder Neues zeigten, so dass mir nie langweilig wurde.

Im gleichen Maß nahmen meine Sprachkenntnisse – auch ohne Kurse – zu und ich konnte mich nach einiger Zeit hinlänglich in einem einfachen Spanisch unterhalten. Triebfeder war dabei meine Neugier und der Wunsch zu kommunizieren. Irgendwie erschien es mir als Gast selbstverständlich, mich um die Landessprache zu bemühen. Auch darin unterscheide ich mich vielleicht von manchen Touristen, denn in etlichen Orten an der Küste ist Deutsch ebenso geläufig wie Spanisch. Und manche Deutsche zieht es genau in diese Orte wegen des hohen Anteils Deutschsprachiger.

Ähnliches kann man an den Stränden erleben: Da gibt es eine Bucht, in der Holländer beisammen sind, eine andere voller Engländer oder Franzosen, und irgendwo siedelt natürlich auch ein germanischer Stamm. Ob ich nun mit meinen Freunden unterwegs war oder alleine, irgendwie verschlug es mich immer in die Nähe von Spaniern, die das radebrechende, deutsche Kuriosum freundlich in ihrem Territorium duldeten. Zugleich nötigte es ihnen Respekt ab, dass ich mich nicht einfach zu den Deutschen gesellte, sondern darauf bestand, in Spanien zu sein – und damit eben unter Spaniern.

Zu meinen ersten Freunden in Spanien zählten auch Toni (Antonio) und Merche (Mercedes), die sich den Traum vom Leben auf dem Lande erfüllt hatten. Außerhalb eines kleinen Dörfchens hatten sie sich ein Häuschen gebaut. Diese Region im hügeligen Vorland der Pyrenäen hat ein trockenes Mikroklima. Es gab viele Weinberge und noch mehr Brachland, das von Pinien und Korkeichen überwuchert wurde oder mit leicht brennbarem, über mannshohem Garrigue-Gestrüpp bewachsen war.

Bald wurde das Häuschen zu klein, das am ehesten mit zwei Gartenhütten

und einer angebauten Garage zu vergleichen war. Etwa 500 m entfernt errichteten sie ein größeres Gebäude. Da sie wussten, wie gerne ich in dieser Gegend war, boten sie es mir für den Urlaub an. Mir gefiel es: Vor dem Haus senkten sich die Hügel bis zum Meer, das man bei gutem Wetter gerade noch sehen konnte – hinter dem Haus erhoben sich die ersten Berge der Pyrenäen, langsam ansteigend bis zum entfernten Canigou, einem Zweieinhalbtausender, der auch im Frühsommer mit einer Schneekappe überraschen konnte. In dem Häuschen hatte ein gutes Jahr zuvor ein Wurf Welpen das Licht der Welt erblickt. Alle bis auf einen wurden verschenkt – und diesen einen nannten sie Pad. Wir werden sicher nie ganz verstehen, wie und woran sich Hunde erinnern, aber was ich beobachten konnte, spricht dafür, dass er etwas mit diesem Ort verband. Das ganze Rudel (mitsamt Menschen) war ja umgezogen und hatte sich in der neuen Umgebung eingerichtet.

Dennoch konnte ich mich darauf verlassen, dass er einige Stunden nach meiner Ankunft auftauchte und dann meist die Tage meinesurlaubes hier blieb. Er schien Urlaub machen zu wollen, döste in der Sonne, aalte sich im Sand und ließ sich - wenn sonst niemand zusah - den Bauch kraulen. Packte ich die Koffer, schien er sich zu verabschieden und verschwand mit seiner Meute im Gestrüpp. Vielleicht hatte ich auch nur das Glück, dass dieses Häuschen näher an der dörflichen Müllkippe lag als das neue Heim, und die Vierbeiner schon deshalb immer wieder diesen Weg entlang trotteten, um zu sehen, ob neue „Delikatessen“ eingetroffen waren.

Bei der Vorstellung, dass vor dem Dorf ein großes Loch für den Müll ist, der von Zeit zu Zeit in Brand gesteckt wird, fröstelt es uns heute – doch in den ländlichen Gebieten Spaniens war dies üblich. Besonders im Sommer war es recht unappetitlich, denn man konnte ja nicht jederzeit Feuer legen. Bei der Trockenheit dieser Region hätte man womöglich einen unkontrollierbaren Brand entfacht. Man musste auf den rechten Moment warten, vielleicht vor einem Gewitterregen, auf jeden Fall aber bei anhaltender Windstille. Bis dahin aber traf sich nachts allerlei Getier um die Müllkippe, Hunde und verwilderte Katzen, Füchse und Wildschweine. Duftete es aus einer Tüte besonders „lecker“, wurde sie aufgerissen und der Inhalt mit lautem Schnaufen und Quieken verteidigt bzw. aufgeteilt.

Kein Wunder, dass sich im Sprachgebrauch zwischen meinen Freunden und mir die Formulierung „el bar de los perros“ - die Hunde-Bar - einbürgerte, denn so gern die Spanier auf einen Kaffee in eine „bar“ (eher mit 'Café' oder 'Kneipe' zu übersetzen) gingen, so gerne vergnügten sich die Hunde bei

den diversen Appetithäppchen der Müllkippe.

Das kommt mir Spanisch vor ...

... meint ein geflügeltes Wort, wenn etwas fremdartig, vielleicht sogar ein wenig unglaubwürdig erscheint. Damit dem Leser nicht alles „Spanisch“ vorkommt, möchte ich ein paar Bemerkungen zu Land und Gepflogenheiten, aber auch dem Wandel an dieser Stelle einfügen.

Spanien ist ein viel weitläufigeres Land als Deutschland mit größeren Distanzen zwischen den Ortschaften. Die Landstriche zwischen den Orten haben einen hohen Anteil brachliegender Flächen, die einfach dem natürlichen Bewuchs überlassen sind. Schroffe Gebirgsregionen kommen ebenso vor wie „liebliche Auen“, saftig-grüne Flusstäler wechseln mit versteppten Flächen. Diese harten Gegensätze prallen in der Gegend, von der ich erzähle, aufeinander, dazu kommen ausgedehnte Sumpfgebiete im nahen Übergang zum Meer, und sicher übt all dies einen besonderen Reiz aus.

Das spärlich besiedelte, bergige Hinterland der Küste wurde bis zur Abschaffung regelmäßiger Grenzkontrollen nur von Feldwegen und Trampelpfaden durchzogen. Lange Zeit war es auch nicht im Interesse der Regierungen, das französisch-spanische Grenzland besser zu erschließen, denn es bildete eine natürliche Grenze. Wer in den diversen Auseinandersetzungen der letzten Jahrhunderte über diese Grenze wollte, brauchte einen Führer, der die Schmuggelpfade besser kannte als die jeweiligen Militärs oder Polizisten. Einige Ältere aus der Region habe ich noch kennen gelernt und was sie über eigene Erlebnisse oder gar über die Geschichte ihrer Familie in zurückliegenden Generationen berichteten, kann uns angesichts eines zusammenwachsenden Europas nur erstaunen oder entsetzen. Auch berichteten sie von Schaf- und Ziegenherden, die damals in großer Zahl mit ihren Hirten durch die Berge wanderten und dabei ganz natürlich den Bewuchs niedrig hielten. Rund um die Dörfer wurden Wein und Oliven gepflanzt, jede Familie hatte ihren Garten. Je mehr junge Leute jedoch in die Stadt zogen, umso mehr Land – auch direkt bei den Orten – lag brach. So hatten Feuersbrünste leichtes Spiel. Wo aber ein Feuer wütete, wuchs zuerst mannshohes Gestrüpp, aus dem sich erst Jahre später kleine Bäume erhoben, denen oft gar nicht die Zeit blieb, zu einem Wald zu werden - das

nächste Feuer kam früher.

Dieses weite Brachland bot streunenden Hunden reichlich Nahrung und Versteck. Sie bildeten Rudel, die in der Dunkelheit auf Jagd gingen. Um solche Hunde kümmerte sich jahrelang niemand. Dann begannen Jäger, gegen verwilderte Hunde vorzugehen. Und im gleichen Maße, wie die Zahl der Streuner aus den Bergen zurückging, nahm die Zahl der Kaninchen und Wildschweine drastisch zu. Vor allem die schlaun Sauen durchpflügten nachts die Gärtchen und Weinberge, um sich im Morgengrauen im zwei Kilometer entfernt eingerichteten Naturschutzgebiet in Sicherheit zu bringen. Vielleicht hatte sich ein ganz eigenes, stabiles System herausgebildet, das erst durch das Vorgehen der Jäger ins Ungleichgewicht geriet und nun mühsam wieder ein neues Gleichgewicht finden muss.

Vor jenen verwilderten Hunderudeln hatten die Einheimischen Respekt: Die Tiere waren an Menschen gewöhnt, sie liefen nicht wie Wildtiere vor ihm davon. Sie versteckten sich und warteten darauf, dass er wieder verschwand. Manchmal aber näherte sich jemand unwissend einem Dickicht oder einem Felsloch, das als Versteck diente. Und irgendwann war er so nahe, dass ein definiertes Verhalten ablief: Die Fluchtdistanz war unterschritten, das heißt, die Bedrohung war so nahe, dass es für das Tier gefährlich wurde, ihr bei einer Flucht den schutzlosen Rücken zuzuwenden. In diesem Fall blieb nur noch Angriff, der eigentlich Verteidigung war: überraschend und ohne Vorwarnung. Erst, wenn mit ein paar Mal Beißen der Mensch eingeschüchtert war (aus der Sicht des Hundes), konnte man es wagen, blitzschnell herumzufahren und davon zu hetzen.

Ich finde, Mensch und Hund werden sich da ziemlich ähnlich: Das Tier verhält sich gegen eine (vermeintliche) Bedrohung aggressiv und bringt damit die Menschen dieser Gegend dazu, Hunde, die ihnen außerhalb des Ortes begegnen, vorsorglich zu erschießen, bevor ein näherer Kontakt erweist, wie bedrohlich dieser Hund nun wirklich ist. Dabei sind Hunde, die ein Jäger leicht zu sehen bekommt, eher die harmlosen, während die anderen bereits still in einem Versteck liegen und warten. Und vielleicht lernt ja ein harmloser Hund aus einem Streifschuss, sich künftig vor Menschen so lange zu verstecken, bis er letztlich nur noch eine Möglichkeit hat – siehe oben.

Das evolutionäre Relikt: Unser „Spatzenhirn“

Sie gestatten mir sicher ein paar Überlegungen zum grundlegenden Aufbau unseres Gehirns. Und nicht nur des unseren! Man unterscheidet in Stammhirn, Kleinhirn und Großhirn. Das Letztere ist der Sitz der Vorgänge, die uns als Denken bewusst sind.

Das Stammhirn sitzt tief im Gehirn als Verlängerung und Verdickung am Ende der Wirbelsäule. Schon bei den Reptilien in grauer Vorzeit steuerte es lebenswichtige Funktionen wie Atmung und Kreislauf, aber auch Schutzreaktionen, die bei plötzlichem Lärm, plötzlicher Helligkeitsänderung und anderen abrupten Reizen wichtig sind.

Nun ist es so, dass die Evolution das Rad nicht ständig neu erfindet: Was sich bewährt, wird beibehalten und alles weitere baut darauf auf. Definitiv steht fest: Das Stammhirn funktioniert. Und damit tragen alle höheren Lebewesen und auch der Mensch diesen Baustein in sich - ein reptilisches „Spatzenhirn“ als Vermächtnis unserer Entwicklungsgeschichte.

Allerdings wurde es erweitert, zunächst um das Kleinhirn, einen weiteren Bereich, den wir mit den höher entwickelten Tierarten gemeinsam haben. Hier ist sehr stark das Gefühlsleben angesiedelt, aber auch zum Beispiel die Koordination von Bewegungen, auch solcher Bewegungen, die wir „wie automatisch“ ausführen: bei der Sekretärin das Tippen, beim Pianisten das Fingerspiel auf den Tasten, beim routinierten Autofahrer das Blinken (nur wer dazu denken muss, vergisst es - peinlicherweise deutsche Autofahrer viel zu häufig im europäischen Vergleich). Beginnt die Sekretärin beim Tippen an ihre Finger zu denken oder versucht der Pianist bewusst die Tasten anders zu treffen, wird der Bewegungsfluss gestört.

Mir hat sich dieser Zusammenhang eingepägt durch ein Erlebnis bei einer Motorradtour auf einem steilen Feldweg voll dickem Schotter in den Pyrenäen. Als es nicht mehr weiterging und ich gewendet hatte, wurde mir das Risiko bewusst: Strassenmotorrad mit Sozia, rechts eine Schlucht, links die Felswand und vor mir ging es so steil bergab, dass das Motorrad mit blockiertem (also voll gebremstem) Hinterrad zu rutschen begann. Ich konzentrierte mich auf jeden Handgriff - und konnte plötzlich nicht mehr Motorrad fahren. Erst nach einer Pause und der Erinnerung an Tausende von Kilometern und Dutzende schwieriger Situationen, an das Selbstvertrauen ganz automatisch richtig zu handeln und gut zu fahren ohne zu denken, holperten wir den Weg nach unten. Mein denkendes Großhirn war zur

Quelle der Gefahr geworden, vor der es mich schützen wollte - als es Bewegungskoordination und Feinabstimmung von Atmung und Kreislauf wieder seinen „Kollegen“ überließ, klappte alles wie „automatisch“.

Früher glaubte man, es bestünde so etwas wie eine Hierarchie in dem Sinne, dass unser Großhirn das Kommando hat und damit die letzte Entscheidungsgewalt. Heute weiß man, dass alle drei Gehirnbereiche immer noch jeweils für sich als Gehirn funktionieren - wir also drei Gehirne in uns vereinen mit jeweils eigenen Vorgängen, auch eigenen Bezügen in Raum und Zeit, sogar jeweils eigenem Gedächtnis. Zwei dieser Bereiche verbinden uns mit den Säugetieren, also auch mit den Hunden.

Nun habe ich zuvor von dem Angriff, der eigentlich Verteidigung sein soll, erzählt. Das ist ein Reaktionsmuster, das Hund und Mensch verbindet, denn es wird eben nicht vom Großhirn gesteuert. Im Stammhirn liegt auch bei uns der Bereich, der auf Gefahren am schnellsten reagiert und blitzschnell unseren Körper auf eine überlebenswichtige Entscheidung vorbereitet: Flucht oder Angriff.

Das Großhirn kam in der Entwicklung erst spät dazu und ist nur bei den Menschen so stark ausgeprägt. Man kann es vielleicht mit dem Arbeitsspeicher eines Computers vergleichen, in dessen Fortentwicklung bis heute kontinuierlich Erweiterungen und Updates eingefügt wurden. Allerdings entstand damit auch ein Nachteil: Die Verarbeitungswege wurden länger und komplexer und damit sank die Verarbeitungsgeschwindigkeit. Aber durch die Vernetzung der vorhandenen Systeme bei größtmöglicher Autonomie schaffte die Natur einen genialen Aufbau: maximale Geschwindigkeit und effiziente Verarbeitung im Großhirn.

Deutlich wird das vielleicht durch ein Beispiel: Stellen Sie sich vor, Sie gehen durch eine Wiese und plötzlich schnellt vor Ihrem Fuß etwas Länglich-Dünnes in Ihre Richtung hoch. Das erste (schnelle) System leitet unsere visuelle Wahrnehmung direkt zum Stammhirn, das uns als Schreckreaktion nur Sekundenbruchteile später ohne jedes Nachdenken zurückspringen lässt – schließlich könnte das, was wir sehen, eine gefährliche Schlange sein. Ein zutiefst verwurzelter Reflex - schließlich kennt sich unser Reptilienhirn mit Schlangen aus!

Während wir zurückspringen, wird im zweiten System die Wahrnehmung erst noch verarbeitet – dort findet eine Prüfung statt: „Was ist das? Ist das wirklich eine Schlange?“ Also wird das Auge auf diese Stelle gerichtet, fo-

kussiert und weitere visuelle Informationen fließen in die Verarbeitung ein: „Nein, ich bin nur auf einen krummen Ast getreten - keine Gefahr!“ Dieser zweite Prozess dauert mehr als doppelt so lange als der erste – jede Schlange würde sich über eine so langsame Beute freuen!

Hautnah zu spüren bekam ich diese beiden Systeme und ihre Auswirkungen, als ich vor einiger Zeit in Spanien in einem kleinen Nebengebäude ein älteres Regal aufräumen wollte. Ich griff nach einem Behälter, etwas fiel von oben auf meinen Handrücken und ich zuckte zurück, noch ehe ich genau wusste, was mich da gestreift hatte. Als meine Hand schon längst (mir kam es wirklich lange vor!) zurückgezuckt war, realisierte ich, dass sich da zwischen einigen Farbdosen eine etwa fünfzig Zentimeter lange Viper wand. Ich gehöre zu denen, die vor Schlangen erheblichen Respekt haben – ich weiß einfach zu wenig über diese Tiere. In dem Schreckzustand, in dem ich war, liefen Denkprozesse wie nach eine Checkliste ab:

„Weglaufen!“ – „Blödsinn – dann bleibt sie ja weiter in diesem Raum und du weißt nicht, wo sie dir das nächste Mal begegnet!“

„Totschlagen!“ – „Blödsinn – du bewohnst zwar das Haus hier, aber mitten in der Wildnis hat jede Schlange dasselbe Recht zu leben wie du!“

„Fangen und wegbringen!“ – „Gute Idee – du brauchst ein Gefäß, so breit, dass sie reinplumpst, und so hoch, dass sie nicht rauskommt!“

(Eigentlich ganz schön verrückt, dass sich ein Mensch wegen einer Schlange so viele Gedanken macht! Totschlagen wäre nach dem Vorbild der Bayerischen Landesregierung gegenüber dem „Problem“-Bären JJ1 / Bruno wohl sinnvoller gewesen, weil sie sich erlaubte, mir - dem Menschen - gefährlich nahe zu kommen ... - aber das ist ja ein anderes Thema, auch wenn im Bezug auf die ersten Wolfsrudel in Ostdeutschland und die ersten Elche aus Polen und Tschechien auch bereits von „Problemtieren“ gesprochen wurde! Mir scheint zuweilen, das Problem trägt einen anderen Namen.)

Dass ich sie mit einem langen Pinsel in einen Eimer bugsierte, widersprach eigentlich völlig meiner Angst, aber war die sinnvolle Lösung: Dass ich nicht gebissen wurde und eine sinnvolle Lösung fand, verdanke ich dem Zusammenspiel der Systeme in meinem Gehirn, die in Gefahrensituationen – unabhängig von einander – für schnelle Reaktionen **und** Nachdenken sorgen. So konnte ich die Schlange im Eimer auch noch meinen Kindern zeigen (es war ihre erste „wilde“ Schlange) und ihnen erklären, wie ich mit ihr umgegangen war – würden wir immer dort wohnen, wäre schon alleine diese

Weitergabe von Wissen ein evolutionärer Vorteil, der das Überleben unserer Spezies sichern könnte.

Aber auch im ganz „ungefährlichen“ Alltag können wir noch Relikte unserer Entwicklung wahrnehmen, in denen wir etwas vom Zusammenhang zwischen potentieller Gefahr, Entfernung und unseren Reaktionen spüren: Eng verwoben damit ist das ganz besondere Verhalten der meisten in Aufzügen. Hier stehen wir so dicht beisammen, dass der fehlende Abstand gegenüber Fremden bedrohlich wirkt und „im Notfall“ nur noch Angriff als Verteidigung bliebe - unser Stammhirn erhöht unsere Reaktionsbereitschaft, bereitet uns auf den „Notfall“ vor. Wir nehmen das als Unbehagen, mulmiges Gefühl, Aufregung oder ähnliches wahr. Wären wir in dieser Gefühlslage John Wayne in einer Westernrolle, würden wir langsam die Hand auf den Colt im Holster legen – und die andern auch ...

Also wenden wir alle nonverbalen Signale auf, um den anderen deutlich zu zeigen: „Ich will dir nichts tun.“ Wir schauen gedankenverloren an einen Punkt der Wand, wir meiden Blickkontakt, wir halten die Hände dicht am Körper, wir vermeiden plötzliche Geräusche oder Bewegungen, ... - aber wir stellen uns auch gerne so, dass wir die anderen ganz unauffällig im Blickfeld haben: Man weiß ja nie ...! (Übrigens: In anderen Kulturkreisen verhält man sich teilweise anders im Aufzug, zeigt aber mit den dort verständlichen Signalen, dass man keine aggressiven Absichten hat).

Da ist im Zusammenspiel von Gefühlslagen und der rationalen Verarbeitung der Situation, im Zusammenspiel zwischen Stammhirn, das die Reaktionsbereitschaft erhöht, Kleinhirn, das uns ein diffus mulmiges Gefühl als Warnung vermittelt, und Großhirn ein Ritual entstanden, das jeder kennt, der einige Male in einem Aufzug gefahren ist: Allen Mitfahrenden ist die Bedeutung des Rituals klar und die meisten halten sich daran – da ersetzt ritualisiertes Verhalten anderweitige Kommunikation. Diesen Gedanken werde ich auch im Bezug auf Hunde später wieder aufgreifen.

Verwildert war das Rudel, von dem ich berichten will, nicht. Dennoch war dieses kleine Tälchen unbestritten ihr Revier. Kein Zaun hielt sie zurück, keine Erziehung setzte ihnen menschliche Grenzen. Bei Toni und Merche bekamen sie Wasser und Futter, bei Krankheit auch Pflege – aber Erziehung bekamen sie nicht. Damit aber konnte sich eine ganz eigene Dynamik innerhalb des Rudels entwickeln, das manche Menschen als „befreundet“ ansah und sich ihnen auch gerne anschloss.

Unabhängig von diesem Rudel fielen mir früh Unterschiede zwischen spanischen und deutschen Hunden auf: Die spanischen gingen eigenständiger ihrer Wege und ihr Sozialverhalten war mehr auf den Kontakt mit anderen Hunden abgestimmt. Viele, die die meiste Zeit des Tages in einem schattigen Eck verdösteten, beachteten Menschen überhaupt nicht - kamen andere Hunde dazu, fand eine ritualisierte Begrüßung statt, deren Regeln offenbar jeder zuverlässig kannte. Und: Deutsche Hunde sind viel nervöser. Ich habe bisher in Spanien fast nur Hunde kennen gelernt, die immer schlafen konnten: wenn sie müde oder hungrig waren, wenn es ihnen langweilig oder heiß war, ... - und die Ausnahmen waren Hunde, die stärker auf den Menschen als auf andere Hunde bezogen lebten.

Vieles hat sich seit den 80-er Jahren verändert. Für die Abfälle gibt es heute eine zentrale Müllverbrennungsanlage. Äcker wurden rekultiviert, Weinberge und Olivenhaine prägen wieder die Landschaft. Programme zur Dorfentwicklung erschlossen Baugebiete und verbesserten die Infrastruktur. Und immer mehr Städter wünschen sich eine kleine Oase auf dem Land, so dass viele – eher schon zu viele – kleine Häuschen auf Anhöhen und in Tälern entstanden sind. Den wohl immer noch zahlungswilligen Ausländern bieten sich Touristen-Ghettos an, die sich als „urbanizaciones“ immer tiefer in das Hinterland fressen und damit zwar Ödland in bebautes Land wandeln, der Gegend aber vieles von dem nehmen, was - zumindest für manche - früher den Reiz und Erholungswert ausmachte. Für streunende Hunderudel ist da heute kein Platz mehr.

Mal sehen, was es zu sehen gibt

Ein Beobachter hat immer Einfluss auf das, was er beobachtet. Diese Erkenntnis findet sich auch in den „harten“ Naturwissenschaften, zum Beispiel in der Physik. Ein herrliches Gedankenexperiment dazu ist unter dem Begriff „Schrödingers Katze“ schon so oft berichtet worden, dass ich hier auf weitere Erläuterungen verzichte – faszinierend sind die Folgerungen, welche Auswirkung der Beobachter selbst auf eine lebendige Katze hat, die tot ist ... (und falls Sie neugierig geworden sind: Beschreibungen von „Schrödingers Katze“ gibt es im Internet zuhauf!).

Aber es ging mir ja gar nicht um eine objektive Bestandsaufnahme, son-

dern es entspricht mir einfach zu sehen, was es zu sehen gibt, und mir darauf einen Reim zu machen. Am Anfang versuchte ich noch nicht einmal, mir einen Reim darauf zu machen, sondern sah einfach neugierig zu. Das gedanklich zu ordnen, kam erst später, und wo es was zu ordnen gibt, gibt es eine Ordnung, gibt es Regeln, gibt es ein inneres System.

Allein: Eine gedankliche Ordnung zu schaffen, heißt noch lange nicht, etwas zu verstehen. Das war ein spannender Schritt, denn immer wieder stieß (und stoße) ich auf Verhalten, das ich nicht verstehe – das macht die Beschäftigung mit Hunden ja auch erst richtig interessant. Bis heute macht es mir Spaß, einen Hund ins Auge zu fassen und gedanklich seinem Tun einige Sekundenbruchteile vorauszuellen: „Jetzt wird er gleich“ - und wie oft entdecke ich dabei, welche fein abgestufte Verhaltensrepertoire sie haben, indem ich haarklein (aber eben doch) danebenliege.

Zuletzt habe ich dann versucht, das Gesehene in einer ähnlichen Situation zu imitieren, so, wie ich als Mensch eben Bellen oder Scharren oder mit dem Schwanz wedeln kann. Eigentlich habe ich damit nichts anderes getan, als eine fremde Sprache zu lernen. Und weil die Reaktionen die waren, die ich sonst auch beobachtet hatte, schien ich mich in dieser fremden Sprache halbwegs verständlich ausgedrückt zu haben. Und wie den Spaniern mein Spanisch verständlich war, so auch den Hunden mein Hündisch - obwohl denen das sicher manchmal recht Spanisch vorkam ...

In den Humanwissenschaften wurde in den letzten Jahren viel über die Bedeutung von Ritualen nachgedacht. Dabei kann man die „großen Rituale“ und die kleinen Alltagsrituale unterscheiden. Rituale sind in jedem Falle Abfolgen von Verhaltensweisen, die erst in ihrer Gesamtheit jene Aussage ergeben, die das Ritual ausmacht. Rituale stehen bei Menschen immer an Übergängen. Eine lange Tradition hat das Ritual, das am Übergang vom Leben alleine zum Leben zu zweit steht: die Hochzeit. Noch nicht ganz im Bewusstsein ist, dass in den letzten Jahren auch die bestandene Führerscheinprüfung ein solches Ritual geworden ist: In diesem Initiationsritus sagt man „Ja“ zu den Werten unserer Gesellschaft – Mobilität, Geschwindigkeit, Individualität, Kraft und Vorwärtskommen.

Auch Alltagsrituale stehen an Übergängen. Denken Sie an die unterschiedlichen Möglichkeiten, wie eine Begrüßung ausfallen kann, dann haben Sie die Übergänge vom Alleinsein zum gemeinsamen Gespräch in unterschiedlich intimen Abstufungen. Zugleich haben Alltagsrituale einen weiteren Be-

deutungsschwerpunkt: Stellen Sie sich vor, jemand käme auf Sie zu, um Sie zu begrüßen – und sie beide wüssten nicht, wie eine Begrüßung überhaupt funktioniert. Schaut man sich an oder wirkt das aggressiv? Schaut man aneinander vorbei oder wirkt das missachtend? Stehen Sie frontal zum anderen oder mit der Seite, beginnt der Ältere zu sprechen oder der Ranghöhere, verneigt man sich oder legt die Hand auf die Brust oder reibt die Nasen aneinander oder ...? Sie merken: Sich freundlich zu begegnen wäre plötzlich eine ungeheuer komplizierte Angelegenheit! Alltagsrituale vereinfachen (zumindest innerhalb eines Kulturkreises) Situationen: Das Aufeinander-Zugehen, der Blickkontakt und die ausgestreckte Hand sind eindeutige Signale. Die Komplexität aller denkbaren Möglichkeiten wird reduziert auf die klare Botschaft: „Wir wollen einander förmlich begrüßen.“ Damit haben beide schon kommuniziert, ehe die „bewusste“ Kommunikation mit einem „Guten Tag!“ beginnt.

Das ordnende System, das dem Hundeverhalten zu Grunde liegt, ist das soziale Gefüge, in dem sie leben, und das voll ist von Ritualen. Eine klare Hierarchie gibt vor, wer wem in welcher Situation etwas „zu sagen“ hat und wie es „zu sagen“ ist. Eine wichtige Hypothese, von der ich ausgehe, heißt: Körperhaltungen und Verhalten bilden nonverbale Rituale, die Teil der Kommunikation zwischen Hunden sind. Viele kleine Alltagsrituale mindern die Komplexität des Zusammenlebens im Rudel und stabilisieren die Hierarchie.

Als ich in der ersten Auflage diesen Gedanken beschrieb, erntete ich von etlichen Hundekennern Kopfschütteln. Schließlich hätten Versuche doch gezeigt, dass aus Haushunden keine „echten“ Rudeltiere werden könnten. Zum Beispiel im Vergleich zu Wölfen seien die Möglichkeiten des Gesichtsausdrucks bei Hunden geradezu armselig - eine rudelumfassende Kommunikation sei so gar nicht möglich. Andererseits gibt es in allen Ländern, die ein ausreichendes Raumangebot haben, auch außerhalb von Städten (wo sich Hunde von Abfällen ernähren können) das Problem streunender und wildernder Hunderudel – eine Beobachtung, die niemand in Abrede stellt. Es wird auch immer wieder betont, wie bewundernswert anpassungsfähig Hunde sind. Und auf streunenden Rudeln lastet ein erheblicher Anpassungsdruck: Es geht ums Überleben. Wenn ich diese Fakten zusammen betrachte, ist es mir weitaus wahrscheinlicher, dass solche Hunde Formen der Kommunikation entwickeln als dass sie ohne solche überleben können.

Dass zu dieser Kommunikation Rituale gehören, bestätigten Untersuchungen, in denen es um die Kommunikation zwischen Mensch und Hund ging:

Über das Verständnis von gesprochenen Anweisungen hinaus zeigte sich, dass auch feststehende Abläufe von Verhaltensweisen – also Rituale – von beiden Seiten zur Verständigung eingesetzt werden. Nichts anderes nutzen Hirten seit langer Zeit, wenn sie mit Handzeichen ihre Hunde dirigieren.

5. Pad

Ein besonderer Racker

Pad: schwarz-weiß gefärbt, Schulterhöhe um die 45 Zentimeter, mager, sehnig, kurzhaarig, diverse Rassen in sich vereinend.

Mit Pad verband mich eine besondere Beziehung. Ich lernte ihn kennen, als er gut ein Jahr alt war. Zunächst wirkte er auf mich wie jeder Hund. Er verfolgte meine Handlungen neugierig, wedelte freundlich mit dem Schwanz und zuweilen streckte er den Bauch nach oben und wollte gekrault werden. Trat er aus der Türe hinaus, war er anders: Sein Körper straffte sich, er war wachsam und nahm seine Umwelt auch während seines leichten Schlafes wahr. Kaum war er draußen, sprang er auf eine kleine Hundehütte, bellte und beobachtete die Umgebung.

Seine Freundlichkeit und die nicht gerade Angst einflößende Größe machten es mir leicht, ihn ebenso freundlich aufzunehmen, ehe ich die anderen Seiten seines Wesens kennenlernte. So war er ein hündischer Freund, der sich durch schnelle Auffassungsgabe als ruhiger, angenehmer Begleiter empfahl. Nicht durch Menschen, schon gar nicht durch Hundebesitzer, verlor ich meine Scheu im Umgang mit diesen Tieren, sondern durch Pad - meine Neugier wuchs und in ihm fand ich ja auch ein hochinteressantes Beobachtungsobjekt.

Pad hat alle Wendungen im Leben meiner Freunde mitgemacht und war - zum Schluss mit zwei jüngeren Hunden und einer Katze (!) zusammen lebend - der letzte, der von jenem Rudel blieb. Später war er mit Lita, von der ich noch berichten werde, zusammen und als sie an Krebs starb, erschütterte das Pad so sehr, dass er völlig apathisch wurde.

Dabei war er nicht wirklich alt, aber von der Intensität seines Lebens gezeichnet: Er trug viele Narben, seine Ohren waren nicht nur zerfranst, sondern eines hing verstümmelt am Kopf und seine Schnauze war vom Schuss eines Jägers deformiert. Einige Male hatten meine Freunde Mühe, ihn nach solchen Verletzungen wieder aufzupäppeln. Aber der Verlust von Lita schien nun die endgültige „Verletzung“ zu sein. Aber vielleicht ist ja unser Herrgott - was immer Sie sich darunter vorstellen mögen - ein besonderer

Hundefreund, vielleicht wollte er auch nur so einen wilden Racker noch nicht bei sich haben: Gerade noch rechtzeitig wackelte eine kleine, erwachsene Hundedame verschüchtert aus dem Gebüsch auf Toni und Merche zu – keine Ahnung, woher sie kam.

Seine letzten Monate erlebte Pad in einem kleinen Dorf. Er konnte kaum noch laufen und war fast blind und taub. Schien die Sonne, legte sich Pad auf den warmen Asphalt vor die Türe und schlief. Kam doch einmal ein Nachbar mit seinem Auto, musste er anhalten, denn alles Hupen nutzte ja nichts bei seiner Taubheit. Manchmal sprang seine Freundin zu ihm und stupste ihn an, manchmal musste der Fahrer aussteigen und den Hund „zur Seite bitten“. Im Frühsommer 96 starb er mit etwa 12 Jahren.

Als Pad gerade dem „Jugendalter“ entwuchs, kamen allmählich mehr Hunde zu der kleinen Gesellschaft dazu. Andere überragten ihn oder waren deutlich muskulöser, aber Pad war durch ausgedehnte Wanderungen in seinem Revier ein „durchtrainierter Hochleistungssportler“. An seinem Körper war kein Gramm Fett - wenn er sich streckte, traten unter dem Fell sehnige Muskelstränge hervor.

Meine Freunde pflegten damals einen Weinberg, der zu verwildern drohte. Unter ihren Händen war es wieder ein hübscher Weinacker geworden und sie wollten mir diesen Erfolg zeigen. So fuhren wir in ihrem klapprigen Auto etwa vier Kilometer über Feldwege, die in Deutschland als unbefahrbar gelten würden. Während sie mich dann herumführten, kamen drei der Hunde an, allen voran Pad. Wir schwitzten in der sommerlichen Hitze, als wir uns wieder für den Rückweg in das Auto quetschten. Die Hunde trabten an, aber nur Pad hielt scheinbar locker mit und hielt dabei immer etwa fünf Meter Abstand. Indessen wurden wir bei dieser Fahrt über Stock und Stein gehörig durchgeschüttelt. Toni legte ein beachtliches Tempo vor, wobei „beachtlich“ auf solchen Wegen zwischen Schrittgeschwindigkeit und 30 Stundenkilometern meint.

Pad hielt nicht nur in den langsameren Passagen mit. Legten wir Tempo zu, flog er uns mit atemberaubend langen Sätzen durch die Staubwolke hinterher. Die Ohren wippten bei jedem Satz und die lange Zunge baumelte nach hinten im „Fahrtwind“. Das war eine absolut beeindruckende Demonstration von Behändigkeit und Ausdauer! Selten fiel er zurück, schloss aber wieder auf, wenn wir langsamer über zum Teil kopfgroße Steine rumpelten. Schließlich bogen wir in den Hof ein. Ich erwartete, dass er ziemlich er-

schöpft sei und längere Zeit hecheln würde. Aber als die Autotüren hinter uns ins Schloss fielen, klappte er gerade seine Zunge ein und schritt auf uns zu - sein Atem ging völlig normal und er schien auf weitere Erlebnisse gespannt.

Ohne diese Konstitution wäre er wohl kaum so lange Jahre Rudelführer gewesen: Er war ein sehniges, ausdauerndes Kraftpaket, dazu flink und gerissen. Ich habe nur wenige der Kämpfe Pads mit anderen Hunden miterlebt und die wenigen waren sehr kurz. Meist konnte ich nur noch einen Staubwirbel erkennen, der sich nach Sekunden legte und den Blick frei gab auf Pad, wie er über die Kehle des Kontrahenten gebeugt da stand.

Keiner rührte sich. Nach ein paar Sekunden richtete sich Pad auf, hielt stolz die Rute hoch und trat einen Schritt zurück. Dabei wandte er den Kopf vom Gegner ab, doch nur so weit, dass er jede Bewegung sehen konnte. Sein Körper war steif vor Anspannung, seine Ohren richteten sich nur unmerklich auf und er schnaufte einige Male kurz und abgehackt, während er vielleicht noch einen Schritt weiter zurückging.

Bis zu diesem Moment musste der andere regungslos verharren. Einmal bewegte sich der andere früher und sofort stürzte sich Pad über ihn, vollführte mit freiliegenden Zähnen einige „Scheinschnapper“ gegen seine Kehle und ließ ein grollendes Knurren hören. Der andere fiel sofort wieder zurück, starrte mit Augen, in denen das Weiß hervortrat, weg und blieb so liegen, bis Pad nicht nur die ganze, beschriebene Prozedur wiederholt hatte, sondern letztlich sogar vom Schauplatz des Sieges davon schritt.

Im Regelfall aber entspannte sich der Besiegte nach diesen kurzen Schnaufern langsam und blieb noch mit an den Boden gepresster Schnauze liegen, bis sich Pad entfernte. Erst dann, wenn er nicht mehr im Blickfeld des davonziehenden Siegers war, erhob er sich, schüttelte sich und ging mit hängender Rute und tief gehaltenem Kopf in anderer Richtung davon.

Wenn ich nun von Kämpfen spreche, sind dies jedoch Auseinandersetzungen, deren Ziel nicht die Verletzung oder das Töten des Gegners ist. Es ist eine rasant schnelle Abfolge von Dominanz- und Drohgesten, mit denen dem anderen gezeigt wird, was man mit ihm tun könnte. Dabei wird durchaus Kraft eingesetzt durch Rempeln, Schieben und Stoßen, aber eben nicht die Kraft der Zähne. Es handelt sich also um ritualisierte Scheinkämpfe, bei denen eine Verletzung (im Sinne eines „Versehens“ oder „Unfalls“) trotzdem möglich ist. Der völlig überwiegende Teil aller Auseinandersetzungen

spielt sich in diesem Bereich ab. Ernstkämpfe, bei denen es darum geht, den anderen zu töten, sind extrem selten und beginnen meist ohne längeres Drohen und Imponieren und enden mit der Flucht oder dem Tod von einem der Kontrahenten.

Immer wieder findet sich in der Literatur der Hinweis, das oben beschriebene Verhalten des Siegers, der über der Kehle des Unterlegenen steht, sei eine „Beißhemmung“. Nachdem ich schon erlebt habe, wie Hunde ernsthaft kämpfen, kann ich keine Beißhemmung in dem Sinne erkennen, dass ein Hund, der beißen will, nicht beißen könnte. Allerdings gehört zu den ritualisierten Auseinandersetzungen ja gerade, dass keiner ernsthaft beißen will – er würde bei einem Kampf um die Hierarchie ja dadurch letztlich das eigene Rudel schwächen. Ich habe also eher den Eindruck, dass diese Haltung des Siegers eine von verschiedenen möglichen Verhaltensweisen ist, die den Sieg dokumentiert – also Teil dieser Kommunikation, dieses Rituals ist.

Pad schien schon in seinem Auftreten anderen Hunden zu signalisieren, dass mit ihm nicht zu spaßen war: Ich habe es nie erlebt, dass sich ein einzelner, fremder Hund mit ihm eingelassen hätte. In seinen „Glanzzeiten“ vertrieb er vier stattliche Rüden vom Hof, die von der Läufigkeit Chulas angelockt worden waren. Aber von Pad lernte ich auch, dass ein Hund seinen Anspruch auf die höchste Position im Rudel nicht in ständigen Kämpfen beweist – eine Auseinandersetzung ist letztlich eher die Ausnahme, wenn sich der Rudelführer kontinuierlich und konsequent als solcher verhält – und das gilt es auch für den menschlichen Rudelführer zu lernen.

Der Rudelführer

In einer Regennacht taten uns die Hunde leid und so ließen wir sie ins Haus. Bald lagen die Hunde dicht beieinander unter dem Tisch, nur Pad stand da, als wäre er unschlüssig. Nach längerem Hin und Her ging er in ein angrenzendes, nicht benutztes Zimmer und ich folgte ihm. Er schnüffelte an der Decke, die wir immer wieder als Lagerstätte für ihn nahmen, wenn er im Hause übernachten durfte - jetzt lag sie auf einem alten Bettgestell. Ich glaubte, ihn zu verstehen, nahm die Decke und legte sie im Wohnbereich auf den Boden. Er aber verschwand wieder in dem Zimmer, setzte sich vor das Bett und schnüffelte an der Stelle, wo gerade noch die

Decke lag. Dann legte er eine Pfote auf das Bett (er hatte nie gewagt, auf ein Bett zu steigen!), sah mich an und blieb so sitzen, bis mir etwas dämmerte: Ich legte die Decke auf das Bettgestell, so dass er von dort aus durch die offene Tür zu den anderen sehen konnte. Sofort hüpfte er freudig hinauf, rollte sich ein und schlief für Stunden.

Die Wahl des Liegeplatzes hat etwas mit der Rolle als Rudelführer zu tun: Pad lag auch draußen ein wenig erhöht oder er legte sich ganz abseits von den anderen. Hatte sich ein anderer auf eine erhöhte Stelle gelegt, schritt er direkt auf diesen zu und begann leise zu knurren, bis sich der andere trollte. Es scheint Hunden allgemein zu gefallen, eine etwas erhöhte Warte zum Dösen einzunehmen oder sich an eine von mehreren Seiten geschützte Stelle zurückzuziehen. Für den Rudelführer scheint es tatsächlich wichtig zu sein, etwas „über“ den anderen zu stehen bzw. zu liegen.

Soll man nun einem Hund verbieten, auf einem Sessel oder einem Sofa zu liegen? Für einen Hund ist es zunächst eine sinnvolle Angewohnheit, die Gegend überblicken zu können. Ihm dies grundsätzlich zu verbieten hat zugleich aber auch die Bedeutung für ihn, dass man ihm unveränderlich den niedrigsten Rang im Rudel zuweist. Dies wäre so, als hätte Pad alle höhergelegenen Stellen für sich beansprucht - hat er aber nicht: Wenn er nicht da war, war ihm völlig egal, wer sich auf den Sandhaufen, das Hundehäuschen, ... legte. Derjenige musste nur verschwinden, sobald er kam.

Ich vermute eher sogar einen Zusammenhang zu Attacken auf kleine Kinder in Familien: Der rangniedrige Welpen müsste aus Sicht des Hundes ja auf dem Boden sein und bleiben. Aber der wird ja sogar hinauf gehoben - und wird damit immer mehr zum Rivalen in der Hierarchie, bis das, was man „Welpenschutz“ nennt, unterhöhlt ist.

Andererseits hat es eine elementare Bedeutung, dass der Rudelführer den ihm angemessenen Platz einnimmt: Er beansprucht die „erhöhte Stelle“. Wer sich also in einen anderen Sessel setzt, weil der Hund den „Chiefsessel“ in Anspruch nimmt, hat bereits abgedankt: Zumindest der Hund versteht es so.

Da ich nur zeitenweise in Spanien sein konnte, nahm ich manche Entwicklungen vielleicht noch deutlicher wahr: Nach einer Abwesenheit fielen mir Veränderungen umso mehr auf. Diese Veränderungen waren besonders deutlich bei Jungtieren. Da waren diese tollpatschigen Welpen, die sich zunächst nur in der Nähe der Mutter aufhielten und dann begannen, ihre Umgebung zu erforschen. Dabei nahmen sie, immer begleitet von der Mut-

ter, auch Kontakt zu den anderen des Rudels auf. Hemmungslos zerrten sie an deren Ohren, kletterten über sie oder kniffen in eine wegen der Fliegen schlagende Rute. Wenn es den anderen zu viel wurde, sahen sie die Welpen kurz an, als überlegten sie, welche Maßnahme zu ergreifen sei, standen dann - oft mit einem Brummlaut - auf und entfernten sich so weit, dass sie ihre Ruhe haben konnten.

Nach einigen Wochen hatten sich die Beziehungen deutlich geändert. Zwar suchten die Jungen im Alter von zwei bis vier Monaten immer noch oft die Nähe ihrer Mutter, hielten sich bei Spaziergängen des Rudels, vor allem bei unbekanntem Situationen, in ihrem Umkreis auf und lagen auch nachts oft nahe bei ihr. Doch die Mutter entzog sich ihnen zunehmend, wies sie zuweilen deutlich zurück, als wolle sie nun wieder einen eigenen Freiraum haben.

Ebenso änderten sich die Spiele zwischen Mutter und Jungen. Sie wurden rüder: Die Mutter demonstrierte alle Tricks, die ein Hund kennen muss, um zu bestehen. Sie mischte sich ins Raufen der Jungen ein, rang sie binnen Sekunden nieder und hielt sie in Schach. Sie rempelte sie bei Fangspielen so geschickt, dass sie sich quiekend ins Gebüsch hinein überschlugen. Sie übte mit ihnen den Kampf „Schnauze gegen Schnauze“, kniff sie ins Ohr und gleich darauf schnappte sie neben die Kehle. Sie durchbrach die Verteidigung, wie immer sie konnte, bis die Reaktionen der Kleinen schneller und routinierter wurden.

Gegen Ende dieser Phase wusste sich die Jungen innerhalb der Struktur des Rudels zu bewegen. Zuvor hatten sie gegen alle Regeln verstoßen und ohne Welpenschutz, ohne diese Phase der Nachsicht, hätten sie das nicht lange überlebt. Jetzt aber wussten sie, dass sie sofort mit einer Handlung aufhören mussten, wenn ein erwachsener Hund knurrte, oder dass es ernst wurde, wenn sie das komplette Gebiss des anderen sehen konnten. Noch wenige Wochen zuvor hatten sie ihre Mutter weiter im Spiel attackiert, auch wenn sie mit zurückgezogenen Lefzen und kurzen Knurrlauten ihren Überdruß zeigte - um dann im nächsten Moment dem Kleinen mit aufgerissenem Maul über den Kopf (oder zumindest über die Schnauze) zu fassen und diese nach unten zu drücken. Eine letzte Steigerungsform war dann schon der Beginn eines ritualisierten Kampfes: Der Kleine wurde umgestoßen und sie drückte ihn, den Rachen über seiner Kehle weit aufgerissen, zu Boden.

Nach dieser Phase war den Kleinen klar, dass die „Scheinschnapper“, bei

denen die Zahnreihen des anderen millimeterdicht lautstark neben ihrer Haut zusammenklappten, eine ernsthafte Ermahnung darstellten. Deren Nichtbeachtung musste zu einem Unterwerfungs führen: aufgerissener Rachen über der Schnauze drückt den Kopf nach unten. Oder: umstoßen und an der Kehle niederdrücken. Dieses letzte Mittel schien die Jungen mit angeborenem Entsetzen zu erfüllen, denn ihre Augen traten schreckgeweitet hervor - kein Wunder, schließlich waren sie auf Gedeih und Verderb dem anderen ausgeliefert. Eine ähnliche Reaktion, die ebenfalls zu sofortigem Stillhalten führt, ist das Schnappen in die Bauchunterseite - was ja eine Stelle ist, wo es zu gefährlichen Verletzungen kommen kann.

In dem Maße, wie die Mutter Distanz aufbaute, wuchsen sie in das Rudel hinein. Immer noch wurde ihnen eine Sonderrolle gewährt, doch die anderen Hunde begannen, sie auf ihren Platz im Rudel hinzuweisen.

In diesem Alter spielte auch Pad mit ihnen, aber es waren recht raue Raufspiele voll Gesten seiner Dominanz. Doch je jünger sie waren, umso weniger ging er auf sie ein. Er trat nur kurz zu ihnen und beschnüffelte sie, zeigte ihnen dann aber „die kalte Schulter“. Er ließ sie erhobenen Hauptes aus dem Blick, zeigte ihnen dabei offen die Kehle und die verletzliche Seitenpartie, die Rute leicht erhoben, als wolle er sagen: „Du bist keine Gefahr für mich!“ Diese Haltung erinnert oft an einen Rüden, der jetzt gleich den Hinterlauf hebt, um eine Stelle zu markieren - vielleicht muss sich ein Rudelführer in diesem Moment ja wirklich zurück halten! Weil dies oft anders verstanden wird, weise ich nochmals darauf hin: Hier ist so eine Situation, in der der Rudelführer seine Souveränität demonstriert, indem er Kehle und Seite ungeschützt zeigt. Oft wurde eine solche Haltung grundsätzlich dem rangniedrigen Tier zugeschrieben als Ausdruck seiner Ergebenheit. Meines Wissens nach war es Erik Zimen, der dieser Auffassung als erster konkret begründet widersprochen hat – meine eigenen Beobachtungen geben ihm Recht.

Die Stellung, die Hunde zueinander einnehmen, signalisiert, welche Rolle sie innehaben (oder innehaben wollen). Kreuzt ein einzelnes Tier mit hohem Rang den Weg des Rudelführers, bleibt es meist von sich aus seinem Blickfeld, steht zum Beispiel schräg zu seinem Weg, seine Kehle und Seite sind ungeschützt, die Rute zeigt nach unten. Wichtiger ist dabei wahrscheinlich jedoch, dass sein Blick in dieser Körperhaltung abgewandt ist – direktes Anschauen ist unter Hunden eine aggressive Geste (denken Sie ruhig an die Geschichte von meinen spanischen Freunden, die meine Art

des Blickkontaktes als aggressiv erlebten, oder denken Sie an unser Verhalten in Aufzügen). Das „Darbieten der Kehle“ ist im Kontext dieser Situation wohl vor allem ein „Blick-Abwenden“. Vielleicht verspürt der rangniedrigere Hund in diesem Moment etwas von dem, was Menschen im Aufzug empfinden – und verhält sich zumindest ansatzweise vergleichbar.

Da wendet ein Hund den Blick ab und lässt dabei seine Kehle ungeschützt: In einer abgestuften, ritualisierten Gestensprache kann dem Beobachter von außen ein Verhalten als gleich erscheinen, aber trotzdem besteht ein Unterschied, der sich erst durch die Situation oder durch den Rang der Tiere erschließt. Wenn ich nur ein bestimmtes Verhalten beobachte, entgeht mir leicht, dass es in einem anderen Kontext etwas anderes bedeuten kann.

Zum anderen wird deutlich, dass dieses ständig praktizierte Begegnungs-Ritual jedes Mal neu die Hierarchie bestätigt – oder auch nicht: Den Rudelführer anschauen, seinen Weg rechtwinklig kreuzen zu wollen, ihm gar in den Weg zu treten, ihn zu versperren - all das sind Signale, die dem Höherstehenden den Rang streitig machen und im Regelfall entsprechend abgestufte Reaktionen auslösen. Sollte ein Ranghöherer auch nur einmal eine solche Geste hinnehmen ohne Reaktion, wird bei der nächsten Begegnung die Renitenz noch deutlicher zur Schau gestellt.

Sobald aber das Rudel unterwegs war, verhielt sich Pad gegenüber den Jungtieren sehr wachsam. Einige Male habe ich bei Spaziergängen mit der Meute erlebt, dass er es war, der die Jungen vor einer gefährlichen Stelle abdrängte. Dann trat er selbst mit allen Zeichen großer Wachsamkeit an die äußerste, gerade noch gefahrlos zugängliche Stelle. Bis dahin konnten die Jungen kommen, schnüffeln, herumschauen - aber ein Schritt weiter, und Pads Kopf zuckte herum, er sah sie direkt und unverwandt an, bis sie sich weiter zurückzogen.

Stießen wir auf andere Hunde, so war die Kontaktaufnahme Sache des Rudelführers. Wenn dann die Jungen auf die fremden Hunde zulaufen wollten, drängte er sie durch Anrempeln und kurze Scheinschnapper ab und erinnerte mich dabei an Chef in Griechenland. Und erst, wenn er die Ankömmlinge akzeptiert hatte, durften die anderen dazukommen.

War das Rudel in unbekanntem Gelände unterwegs oder befand sich in einer unklaren Situation, schienen alle ihre Achtsamkeit auf Pad zu konzentrieren. Er ging in der Mitte, die anderen verteilten sich zu den Seiten hin oder schoben sich hinter ihm dichter zusammen und beobachteten die Um-

gebung nach allen Seiten. Sie orientierten sich an seinem Tempo und seinem Verhalten. Die Richtung seiner Aufmerksamkeit wies ihnen die Richtung, seine Blicke schienen sie zu bremsen oder anzuspornen. Dabei liefen oft andere Hunde vor Pad und ich hatte den Eindruck, als seien sie besonders wachsame Späher, während er aus der zweiten Linie „die Truppen dirigierte“. Dieser Eindruck ist es, weshalb ich dem Postulat „Der Hund geht hinter dem menschlichen Rudelführer durch die Tür“ skeptisch gegenüberstehe. Das ist sinnvoll, wenn sich in dem Raum Menschen befinden, die von einem plötzlich auftauchenden Hund erschreckt werden könnten – aber das ist dann menschliche Rücksichtnahme und hat zunächst nichts mit dem natürlichen Verhalten in einem Hunderudel zu tun.

Manche der Jungen hielten Ausflüge ins Gelände für ein tolles Spiel, stolperten knackend durchs Gestrüpp, schnüffelten lautstark am Boden - aber nicht lange: Wie drohendes Unheil senkte sich Pads Blick strafend auf das Jungtier und die Blicke aller anderen des Rudels folgten seinem Blick (welch ein Gruppendruck!). Jede Bewegung erstarrte, bis das Junge flach auf den Boden gepresst dalag und sich nicht mehr zu rühren wagte. O wie oft habe ich mir als Pädagoge inmitten einer wuselnden Kinderschar diesen eindrucksvoll mäßigen Blick Pads gewünscht!

Der Listenreiche

Pad bewies häufig, dass er Zusammenhänge erstaunlich gut erfasste und entsprechend agierte. So hatte er sich bei einem Spaziergang einmal einen Dorn eingetreten und war gerade auf dem Heimweg, als ich zufällig mit dem Auto den Feldweg entlang kam. Ich sah den humpelnden Pad, hielt an und ließ ihn in den Fußraum vor dem Beifahrersitz steigen. Zuhause wurde der Dorn dann entfernt.

Zwei Tage später trafen wir uns wieder auf dem Feldweg in anderer Richtung. Und Pad humpelte so entsetzlich, dass ich natürlich wieder anhielt. Ich öffnete die Türe und ein quietschvergnügter Hund sprang ins Auto, beobachtete mit hochgerecktem Kopf aus dem Seitenfenster die Gegend. Dann bellte er kurz auf Höhe der Müllkippe, drückte dabei mit der Pfote gegen die Beifahrertür und zeigte deutlich, dass er an dieser Stelle das Taxi zu verlassen gedachte.

Abends erzählte ich meinen Freunden davon, die es als zufällig abtaten. Einige Tage später erlebten sie es selbst: In einer ganz anderen Ecke begegneten sie diesem Burschen. Und wieder humpelte er! Merche untersuchte ihn noch während der Holperfahrt auf dem Feldweg, fand aber keine Verletzung. Und als er beim Aussteigen laut bellend durch den Hof fegte und den anderen seine Rückkehr mitteilte, war klar: Ein einmaliges Erlebnis hatte ausgereicht, Pad eine hundegemäße Art zu zeigen, wie man sich per Anhalter fortbewegt.

Pad erfasste Situationen und reagierte sinnvoll, ohne dass ihm jemand das Verhalten im herkömmlichen Sinne „beigebracht“ hatte. Er hatte keine Erziehung erhalten, „Sitz“ oder „Platz“ kannte er nicht, aber er verstand sehr wohl, wenn man ihm innerhalb des Hauses mit ausgestrecktem Finger einen Platz zum Liegen zuwies - draußen allerdings akzeptierte er dies niemals!

Einige Zeit gefiel es ihm, mich morgens zu wecken. Allerdings schlafe ich im Urlaub gerne aus. Also war die Eingangstür geschlossen, nichts regte sich. Ein Mensch käme nun auf die Idee, am Klappladen des ebenerdigen Schlafzimmerfensters zu klopfen. Das kann er aber nur, wenn ihm verschiedene Voraussetzungen klar sind, von denen wir „einfach“ ausgehen:

1. Er weiß, dass ich da bin.
2. Er weiß, was geschlossene Klappläden morgens bedeuten.
3. Er weiß, dass Schlafen regelmäßig in einem Schlafzimmer erfolgt.
4. Er hat eine räumliche Vorstellung, wo im Haus das Schlafzimmer ist.
5. Er ist fähig, dem Schlafzimmer, das er von innen kennt, ein Fenster von außen her zuzuordnen.

Eines Morgens ließen mich scharrende Geräusche an meinem Klappladen aus dem Schlaf hochfahren. Helles Sonnenlicht schien durch einzelne Ritzen herein - und wieder scharrte es, ich hatte also nicht geträumt. Vorsichtig - man weiß ja nie - öffnete ich den Laden. Draußen stand fröhlich wedelnd Pad, richtete sich auf den Hinterläufen auf und legte die Vorderläufe auf den Fenstersims ...

Nun kann man zu Recht sagen, er habe wohl alle Klappläden ausprobiert, bis er zufällig den richtigen fand. Aber als Pad wenige Tage später dieses Verhalten zum zweiten Mal zeigte, war es eindeutig zielgerichtet. Ich hatte eine Verabredung mit Toni und Merche schlichtweg verschlafen und als sie die verriegelte Eingangstür sahen, berieten sie, ob sie mich wecken sollten. In der kurzen Zeit sauste Pad ums Haus herum - und gleich darauf hörten

sie hinten einen Klappladen aufgehen: Er hatte mich geweckt. Später weckte er mich immer wieder, aber eindrücklich war sein Verhalten, weil es (schon) beim zweiten Mal Beobachter gab, die bestätigen konnten, dass er zielgerichtet vorging.

Ebenso wenig hatte Pad je gelernt, auf Kommando zu gehen oder die Richtung zu wechseln oder zu warten. An einem regnerischen und windigen Abend hatten wir Pad erlaubt, im Haus zu bleiben. Wir wollten gerade zu Bett gehen, als uns wiederkehrendes, lautes Rascheln direkt hinter dem Haus auffahren ließ. Der Leser möge sich erinnern: Das Haus steht außerhalb des Dorfes, Nachbarn sind nicht in Rufweite, draußen gibt es kein Licht - wenn es dann so wirkt, als schleiche etwas ums Haus, kann einem schon mulmig werden.

Ich fasste allen Mut und eine Taschenlampe. Eher als „moralische Unterstützung“ winkte ich auch Pad dazu. Draußen war es stockdunkel. Pad trat zur Türe hinaus und entgegen seiner Gewohnheit, sofort mit Gebell loszustürmen, blieb er stehen und horchte. Vermutlich erkannte er in meinem Verhalten - Anspannung, konzentriertes Schauen und Horchen - Elemente, die in seiner Gestensprache ebenfalls „Aufmerksamkeit“ bedeuteten. Dann ging er einige Schritte, sah um das Hauseck und blickte schwanzwedelnd zu mir zurück. Ich folgte ihm und der blasse Lichtschein der Taschenlampe zeichnete wirre Schattenbilder. Als ich angekommen war und vorsichtig um das Hauseck sah, trabte Pad los zur nächsten Ecke. So ging es um insgesamt vier Ecken bis hinters Haus. Und an jeder Ecke hielt er an und blickte mit einem ganz kurzen Schwanzwedeln zu mir, als wolle er sagen: „Alles ok - du kannst kommen.“

Wir näherten uns dem Bereich, aus dem die Geräusche gekommen waren. Diesmal hielt Pad schon etliche Meter vor der nächsten Ecke an und sah sich schwanzwedelnd mit entspannt hängenden Ohren nach mir um. Ich interpretierte das als Entwarnung. Dann sprang er auf eine Mauer und verschwand im Dickicht - Rascheln und Schnaufen war zu hören. Ich funzelte ins Gestrüpp: Dort hatten sich alle anderen des Rudels eng zusammengekauert niedergelegt - es hatte eben einige Zeit gedauert, bis jeder seine „Runden gedreht“ und seinen Platz gefunden hatte.

Offenbar war von der Situation und meinem Verhalten etwas ausgegangen, was Pad veranlasste, nicht einfach ums Haus herum zu laufen und nachzuschauen, was los sei. Für ihn war es eher untypisch, immer wieder anzuhäl-

ten und zurückzuschauen. Wahrscheinlich wollte er auf diese Weise mitteilen, dass ich ihm, der jetzt die Rolle des Rudelführers übernahm, gefahrlos folgen könne.

Ich könnte noch Dutzende Geschichten über Pad erzählen, die ein – nach menschlichem Verständnis - erstaunlich sinnvolles Handeln erkennen lassen. Ich habe mich immer wieder gefragt, ob mir in solchen Situationen nicht ein Maß an Intelligenz begegnete, das ich bei einem Hund so nicht erwartet hatte. Oder kann es auch sein, dass es einfach falsch ist, unseren Maßstab, nach dem wir Intelligenz definieren, auf Hunde anzuwenden? Ist Intelligenz nicht wesentlich davon abhängig, wie wir unsere Umwelt wahrnehmen und welche Bedeutung wir dieser Wahrnehmung geben?

Auch da hat sich ja in den letzten Jahren einiges bewegt: Früher sah man in den verschiedenen Verstandesleistungen die Intelligenz eines Menschen. Logisches Denken, räumliche Vorstellung, Gedächtnis und andere Fähigkeiten lassen sich relativ einfach testen und fließen in den so genannten Intelligenzquotienten ein. Allerdings: Viele erfolgreiche Menschen, die nicht unbedingt einen besonders hohen Intelligenzquotienten haben, passen nicht in dieses Denkschema. Dafür entdeckte man bei ihnen andere, wohl ebenso wichtige Fähigkeiten: Sie können andere Menschen einschätzen, sich auf sie einstellen, sie motivieren, können Situationen intuitiv erfassen und vieles mehr – man hat den Begriff „emotionale Intelligenz“ dafür gewählt.

Ebenso gibt es Menschen mit geradezu genialen Fähigkeiten, die teilweise jedoch von ganz alltäglichen Verrichtungen überfordert sind. Manche können „intuitiv“ zu den kompliziertesten Rechenaufgaben die Lösung nennen, andere erinnern sich wörtlich an jeden Satz in tausenden von gelesenen Büchern, können jedem Datum seit Christi Geburt den zugehörigen Wochentag zuordnen oder können nach einem Rundflug detailliert, maßstabsgerecht und perspektivisch die überflogene Stadt mit jedem Haus und jedem Fenster zeichnen – aber durch eine belebte Fußgängerzone zu gehen, ängstigt sie oder sie schaffen es nicht, sich morgens anzuziehen. Es sind so genannte Savants oder Inselbegabte. Viele von ihnen sind Autisten, die mit einzelnen ihrer Fähigkeiten die Bewertungsskala der meisten Intelligenztests sprengen würden - allerdings eben nur bei dieser einen Fähigkeit. Viele von diesen Savants wurden in ihrer Kindheit als zurückgeblieben bezeichnet und noch vor wenigen Jahrzehnten hätte man sie lebenslang weggesperrt. Sind es nun „Idioten“ oder Genies? Intelligenztests können uns diese Frage nicht beantworten.

Der Maßstab für das, was wir unter Intelligenz verstehen, hat sich in den letzten Jahren verändert. Der Savant Kim Peek (1951-2009), der das Vorbild für „Rain Man“ war, konnte zwei Buchseiten gleichzeitig - eine mit dem linken, eine mit dem rechten Auge - lesen und benötigte für beide Seiten insgesamt acht Sekunden. In seinem Leben hatte er ca 12.000 Bücher gelesen und konnte sie mit erstaunlicher Genauigkeit wörtlich wiedergeben. Im Vergleich zu Kim Peek komme ich mir ziemlich dumm vor. Andererseits kann ich im Alltag ganz selbstverständlich Vieles, was er nie geschafft hat: War vielleicht doch er dumm? In seiner Kindheit hatte man ihn als behindert abgestempelt und eher zufällig entdeckten seine Eltern seine außergewöhnlichen Fähigkeiten.

Was ist nun Intelligenz? Vielleicht verwirren Sie die Ausführungen über uns „Normale“ und Savants - dann möchte ich Sie noch ein wenig mehr verwirren mit folgender Frage: Kann ein menschlicher Maßstab für Intelligenz gelten, wenn es darum geht, Verhalten einer anderen Spezies zu bewerten?

Hunde müssten ja – an menschlichen Maßstäben gemessen – menschlich wahrnehmen, menschlich denken und sich menschlich verhalten: Es wären dann vierbeinige Menschen und keine Hunde mehr. Ihre völlig andere Art, die Dinge dieser Welt zu erfassen, muss zwangsläufig zu etwas ganz anderem führen als dem, was wir Menschen unter Intelligenz verstehen.

Drehen wir es doch einfach mal um: Wie würde der Maßstab eines Hundes aussehen, um die Intelligenz anderer Wesen zu messen? Vielleicht gäbe es in diesem Intelligenztest solche Aufgaben:

„Richte die Haare zwischen deinen Schultern so auf, dass du zehn Prozent größer wirkst!“ - „Renne so schnell du kannst einer Beute hinterher, schlage einen Haken nach links und schnappe gleichzeitig nach ihrer Kehle.“ - „Fange ein Kaninchen und breche ihm mit einem Biss das Genick.“ - ... und wie dumm würden wir wohl im Vergleich mit Hunden abschneiden? Um jedem Irrtum vorzubeugen: Ich halte uns Menschen für deutlich intelligenter als Hunde (und die Unterschiede zwischen den Gehirnen zeigen dies ja auch) - aber die meisten Hunde für weniger dumm als viele Menschen glauben.

Nach unserem Maßstab haben sie eine ausgesprochen dürftige Intelligenz, aber unser Maßstab ist für die Welt eines Hundes recht belanglos. Seine Art zu „denken“ ist anders als unsere und die Ergebnisse dieses „Denkens“ sind naturgemäß von dem, was wir erwarten, weit entfernt. Und nur, wenn zufällig sein Verhalten (seine Reaktion auf die Be-Deutung, die seiner Wahr-

nehmung erwächst) unseren Verhaltensweisen ähnelt, halten wir ihn für „recht gescheit“.

Er trägt ja durchaus die für Intelligenzleistungen notwendigen Dinge bei sich: Wahrnehmungsorgane und eine zentrale „Schaltstelle“. Dass seine Gehirnmasse kleiner ist als unsere, lässt nur begrenzt den Schluss von naturgegebener Dummheit zu, denn (statistisch) haben Frauen eine geringere Gehirnmasse als Männer und Ochsen eine größere.

Naturgegeben ist jedoch, dass hündische Intelligenz auf andere Ziele ausgerichtet ist, aber ebenso den Zweck, in dieser Welt zu überleben, verfolgt. Der Geruch einer Beute lässt einen Hund in freiem Gelände meist in geduckte Haltung übergehen und ist er in einem Rudel aufgewachsen, wird er mit solchen „nonverbalen“ Signalen die anderen aufmerksam machen. Er wird im Zusammenspiel mit seinem Rudel durch Blicke, Gesten und - seltener - durch leise Laute die gemeinsame Jagd organisieren, dabei gezielt Bereiche mit genügend Deckung nutzen, den Wind beachten und Geräusche vermeiden. Einer aus dem Rudel nähert sich dem Wild oder umrundet es als Treiber - dann beginnt die Jagd. Ist so zielgerichtetes Teamwork nicht eine beachtliche Intelligenzleistung? Lässt sich mit „Instinkt“ letztlich erklären, wie ein ganzer Verband von Lebewesen Erfolg versprechende Taktiken immer wieder neu auf die jeweilige Situation hin variiert? Erlerntes in neuen Situationen sinnvoll zu variieren nennen wir bei Menschen „intelligentes Verhalten“. Lässt sich ähnliches bei Tieren (nicht nur bei Hunden) beobachten, gilt diese Behauptung als unwissenschaftlich: Es sind sogar renommierte Wissenschaftler, die sofort lautstark Beweise fordern, während sie selbst weiterhin ihre Hypothese, dass Tiere instinktgesteuert und „dumm“ seien, unbewiesen verbreiten dürfen.

Ich kann nicht zustimmen, wenn manche die Position vertreten, ein Hund sei „nur“ ein instinktgesteuertes Wesen ohne Bewusstsein, dessen Lernprozesse sich auf klassische Reiz-Reaktions-Muster begrenzen. Der Gedanke, dass es andere Formen sinnvollen Handelns geben könnte, die in sich so schlüssig und zielführend sind, dass sie die Bezeichnung „Intelligenz“ verdienen – eine Fähigkeit, die wir Menschen so gerne einzig „der Krone der Schöpfung“ zuschreiben - , lässt mich etwas bescheidener werden. Und es ist gut zu wissen, dass ich mich mit dieser Sichtweise zehn Jahre nach der ersten Auflage des Buches mehr und mehr in guter (und durchaus wissenschaftlich ernst zu nehmender) Gesellschaft bewege. Die Erforschung der tierischen Intelligenz hat in den letzten Jahren verblüffende Ergebnisse erzielt.

Was macht den Rudelführer aus?

Verschiedene Eigenschaften von Pad wurden bisher schon genannt. Manche mögen überrascht haben, andere gehören zum gewohnten Bild eines Hundes. Auch die überraschenden finden sich – in unterschiedlichen Zusammensetzungen – in Beschreibungen von anderen Caniden wieder, sind also letztlich nichts Einzigartiges. Das Faszinierende an Pad war jedoch die Mischung der Eigenschaften – auch im weiteren werde ich noch einiges über ihn berichten.

Er war einerseits derjenige, um den sich das Rudel scharte – andererseits war er derjenige, der sich in besonderem Maße um jedes Individuum im Rudel kümmerte. Auch Untersuchungen haben gezeigt, dass Alpha-Tiere nicht einfach einem Star gleich durch die Menge ihrer Fans stolzieren, sondern dass besonders viele soziale Kontakte direkt von ihnen ausgehen. Sie können sich also nicht nur durch Kraft, Ausdauer, Mut, List, Draufgängertum, ... einen besonderen Platz in der Hierarchie (nämlich den an der Spitze) erobern und erhalten, sondern halten auch auf ihre Weise das Rudel zusammen. Mehr noch: Weil ich einige Male Verhalten beobachten konnte, das in unserem Verständnis einem Unterricht gleichkommt, gehe ich auch davon aus, dass der Rudelführer Wissen und Erfahrungen weitergibt. Wie viel daran zielgerichtetes Unterweisen und wie viel absichtsloses Beobachtungslernen und Imitieren ist, ist mir an dieser Stelle zunächst zweitrangig.

Ebenso wichtig scheint für einen Rudelführer wie Pad zu sein, dass er über einen guten Orientierungssinn verfügt, sich im Revier auskennt und auch von daher Gefahren abwenden kann. Dazu gehören im speziellen Fall der Hunde, die ich beobachten konnte, sicher auch Erfahrungen mit Jägern, die eine größere Gefahr darstellen als die zahlenmäßig mindestens gleich häufigen Pilzsammler im Herbst.

Gleichzeitig ist es also eine Definition für das Wort „**Rudelführer**“, wenn ich auf die Frage, warum Pad zum Rudelführer wurde, antworte: Er konnte Rudelführer werden und lange bleiben, **weil er am konsequentesten die für das Überleben des Rudels sinnvollen Fähigkeiten einzusetzen verstand.**

Damit liege ich relativ nahe an dem, was bei Darwin „survival of the fittest“ heißt und meist mit „Überleben des Stärkeren“ übersetzt wird. Die Übersetzung müsste aber richtiger heißt: das Überleben des Fähigsten. Wenn ich den Fähigsten vor Augen habe, ist das nicht unbedingt der Stärkste (oder

Aggressivste) – den Fähigsten unterscheiden von den anderen noch wesentlich mehr Merkmale als rein physische Stärke.

Im Falle eines Rudels überlebt aber nicht nur der Fähigste selbst (allerdings ist er derjenige, der vorrangig seine Gene weitergeben und in diesem Sinne weiter- bzw. überleben kann), sondern sein Überleben ist eng verknüpft mit dem Überleben des Rudels. Dieses Aufeinander-Angewiesen-Sein wird vor allem auch bei den Urvätern unserer Hunde, den Wölfen, deutlich.

Aus Erfahrung in der Arbeit mit Hunden schließe ich in meine Definition den Begriff „Konsequenz“ mit ein. Hunde – und offenbar geht dies zurück bis zu den Wölfen – haben eine hervorragende Sensibilität, wenn es um das Aufdecken von Inkonsequenzen geht: Wenn sich in die Erziehung kleine „Schludrigkeiten“ einschleichen, verflacht sie atemberaubend schnell – ein Effekt, den schon Skinner (das war der, der das Lernen mittels Belohnungen erforscht hat) feststellen konnte. Wenn die Hierarchie nicht täglich in all den kleinen, sozialen Situationen bestätigt wird, wird sie bald getestet. Ein Rudelführer, ein Alpha-Tier zeichnet sich nach meinen Eindrücken auch dadurch aus, dass er ganz konsequent „Schludrigkeiten“ ausmerzt und in den kleinen, sozialen Situationen auf das Einhalten der Hierarchie achtet.

Wenn er es nicht tut, wird er nicht lange Rudelführer sein. Pad „lag es wohl im Blut“ – er führte etliche Jahre das kleine Rudel an. Bei den Menschen ist es sicher so, dass es nicht jedem „im Blut liegt“, Rudelführer zu sein – aber die menschliche Lernfähigkeit kann da ja einiges ausgleichen. Im Zweifelsfall wird man ja sehen, wer am konsequentesten die für das Überleben der Familie sinnvollen Fähigkeiten einzusetzen versteht.

Der artige Haushund

Für meine Freunde war es eine klare Sache: Kein Hund durfte ins Haus. Nur bei Verletzten machten sie eine Ausnahme. Ich war da nicht ganz so konsequent, vor allem nicht Pad gegenüber. Ihm gefiel es ganz offenkundig bei uns im Haus und manchmal hatte ich auch den Eindruck, dass er hier „ganz Pad“ und weniger Rudelführer sein konnte. Er trat ein und entspannte sich. War ein anderer Hund dabei, ließ er sich selten „so gehen“.

Wir hatten zunächst Bedenken, ob wir es ihm gestatten könnten, bei uns zu übernachten - schließlich hatte er kaum Manieren gelernt. Aber eines

Tages brachten wir es einfach nicht übers Herz, ihn in die kalte, regennasse Oktobernacht hinaus zu schicken (o ja, die menschliche Inkonsequenz ...). Als wir ein letztes Mal vor dem Zu-Bett-Gehen die Türe öffneten, trat er bis zur Schwelle, sah in die Dunkelheit hinaus und horchte einige Sekunden auf das Prasseln des Regens. Dann drehte er sich um, und wenn ein Hundeblick flehen konnte, dann war es dieser. Damals - und bei manch anderen der Reisen - begleitete mich meine Mutter, die den Aufenthalt im Süden als Inspiration für ihre Malerei entdeckt hatte. Selbst sie konnte nicht widerstehen und ihr striktes „Nein“ wich einem „... aber ich mach' meine Zimmertür besonders gut zu!“

Also schlossen wir die Eingangstüre. Ich breitete eine alte Decke (ja, die, von der hier schon einmal die Rede war) vor meinem Zimmer aus und zeigte sie ihm. Schnüffelnd betrat er sie, drehte einige Runden und sank mit lautem Schnaufen nieder, eng eingerollt, die Schnauze unter die Rute geschoben. Von den Wölfen kalter Regionen sagt man, sie wärmten in dieser Lage durch die Rute die Atemluft an. Dann lehnte ich meine Zimmertüre an, so dass er sie aufstoßen konnte, und legte mich schlafen. Beim Einschlafen überlegte ich noch, was dieser Rabauke wohl alles anstellen würde. Er war schließlich in einem äußerst interessanten Bereich untergebracht: in den kleinen Wohnbereich des Häuschens war die Küche integriert. In dieser Nacht schreckten mich mehrmals Träume auf, die alle ein von Pad angerichtetes Chaos zum Gegenstand hatten.

Dabei schien es morgens fast so, als wolle er uns von seinem guten Willen überzeugen: Als ich aus meinem Zimmer trat, sah ich einen hellwachen Pad auf seiner Decke liegen. Er hatte seinen Platz nicht verlassen, zumindest waren keine der befürchteten Spuren erkennbar. Nun aber erhob er sich, streckte sich ausgiebig, sah mich dabei mit vorgerecktem Kopf von unten her an und gähnte quietschend.

Nach diesem ersten, positiven Erlebnis konnte Pad wann immer er wollte bei uns nächtigen. Meist aber verabschiedete er sich nachts, trabte in die Dunkelheit hinaus und verschwand bis zum nächsten Morgen. Selten mussten wir ihn ermahnen und es verblüffte mich, dass jeweils eine Ermahnung genügte, um ein Verhalten zu unterbinden. Mit Ermahnung meine ich eine durch den Ton der Stimme hervorgehobene Folge von Worten mit direktem Blickkontakt, meist dort, wo das unerwünschte Verhalten aufgetreten war, und in möglichst engem zeitlichem Zusammenhang. Ich weiß: In dieser Definition stecken einige Elemente, die manchen Vorstellungen von Hun-

detrainern widersprechen – trotzdem bleibe ich dabei, denn ich werde noch Beispiele und Gedanken dazu anführen.

Einmal durchsuchte er den Inhalt unseres offenen Kamins, in den wir in kühlen Zeiten tagsüber alle anfallenden Papiere und Schnipsel warfen, um abends damit ein Feuer zu entzünden. Noch ehe ich realisierte, dass da ein „unerwünschtes Verhalten“ begann, hatte er ein Papier gefunden, das die Verpackung eines Biskuits gewesen war. Offenbar roch es sehr verlockend und einige kleine Krümel hafteten noch daran. Ehe ich reagieren konnte, verschwand es in seinem Maul und rutschte mit einem vernehmlichen „Gulp“ noch tiefer. Ich wusste damals wenig von Hundeeziehung und so musste sich Pad eine mahnende Strafpredigt anhören, mit der ich recht hilflos versuchte, ihm jede Wiederholung zu untersagen. Ich bin mir sicher, dass er keines meiner Worte auch nur im Ansatz verstehen konnte, aber er durchforschte nie wieder den offenen Kamin.

Ebenso genügte eine einzige „Mahnung“ - wieder in Menschen-Worten - , um ihn künftig vom Eimer mit dem Bio-Müll fernzuhalten. Es zog ihn zwar immer wieder in diese Ecke der Küche, aber er hielt geradezu diskreten Abstand, wenn er mit vorgerecktem Kopf vernehmlich die so verlockend duftende Luft einsog. Manch „gut erzogener“ Hund wird dabei schwach - um wieviel mehr musste ihm, der regelmäßig die dörfliche Müllkippe durchwühlte, der Duft zur Versuchung werden. Waren die anderen Hunde dabei, drängte er sie sogar knurrend von dieser Stelle ab und gab sein „Wissen“ um die Spielregeln dieses Hauses an sie weiter.

Nur mit der Urlaubergewohnheit, morgens bis weit nach Sonnenaufgang zu schlafen, tat sich Pad schwer. Doch er verstand schnell, warum ich meine Zimmertüre einen spaltbreit offen ließ. Hielt er es morgens nicht mehr aus, schob er die Türe weiter auf und setzte sich neben das Bett, legte einige Male seine Pfote auf die Bettkante und zog sie wieder zurück. Führte das nicht zum Erfolg, wiederholte er ein leises „Wuff“ so lange, bis ich mich regte. Kaum öffnete ich die Augen, sprang er auf, wedelte einige Male mit dem Schwanz und trabte davon. Beim ersten Mal glaubte ich, er habe mich nur wecken wollen und drehte mich wieder zur Seite. Aber Augenblicke später stand er wieder da und wiederholte die Aktion. Später wusste ich schon, was es bedeutete: Er trabte direkt zur Eingangstüre und wartete dort, bis ihm geöffnet wurde. War das geschehen, sauste er hinaus und ließ die ganze Gegend wissen, dass er wieder „im Einsatz“ war - während ich meist wieder ins Bett kroch

6. Bandi und Petit

Ein ungleiches Paar

Wir waren zum Abendessen bei unseren Freunden eingeladen. Drinnen wurde gerade der „cafe solo“ eingeschonkt, während sich draußen die Dämmerung über das Land legte. Durch die weit offenen Fenster drang allmählich etwas Abendkühle in den schwül-heißen Raum. Plötzlich schlugen die Hunde an. Dann mischte sich ins Bellen des Rudels eine mir fremde Hundestimme. Unsere Freunde sahen sich überrascht an, dann rief Merche fragend in Richtung des Fensters: „Bandi?“ Und plötzlich tauchte im Fensterrahmen - in fast einem Meter Höhe ab Erdboden - eine Schäferhündin auf, die zielsicher auf dem nur 20 Zentimeter breiten Mauerwerk landete und dort einen von Winseln, Schwanzwedeln und Hinterleibwinden begleiteten Freudentanz aufführte.

Es war ein faszinierender Anblick, der schon bei diesem ersten Auftritt etwas von ihren Fähigkeiten ahnen ließ: Wie in einem Bilderrahmen tänzelte sie auf dem schmalen Sims vor dem Hintergrund des glutroten Abendhimmels und einzelner Pinienschatten. Auch später gab sie uns immer wieder eine Kostprobe ihrer Geschmeidigkeit und ihres Balancegefühls, wie es sich mir in diesem Bild eingeprägt hatte.

Unsere Freunde erzählten uns, dass die scheue Bandi sie seit einiger Zeit immer wieder besuche. Wir erfuhren, dass sie „einen Freund“ im Dorf habe, mit dem sie oft umher wandere. Allerdings sei sie immer wieder tage- oder wochenlang verschwunden und laufe mit verwilderten Hunden in den Bergen. Anscheinend führte Bandi ein Doppelleben: dort in den Bergen fern von allen Menschen, hier mit Kontakt zu Menschen.

Toni und Merche hatten Bandi als namenlosen, kränkeldnen Hund in der Polizeistation eines Nachbarortes kennen gelernt. Der Besitzer, ein Polizist der „Guardia Civil“, war ratlos, weil sich der Zustand des Hundes durch nichts verbesserte. So schenkte er ihn meinen Freunden. Sie lebte einige Wochen bei ihnen und mit dem Rudel dort. Mit blitzendem Schalk in den Augen berichtete Toni davon, dass der Polizist in dieser Zeit einmal vorbeischaute und sich über die Veränderung des Hundes freute. Auch habe er gefragt, welchen Namen sie ihr gegeben hätten: eben Bandi, Gauner.

Dann blieb sie immer länger weg und kehrte in den darauf folgenden zwei Jahren nur für kurze Besuche zurück. Sie hatte ein außerordentliches Jagdgeschick und ernährte sich weitgehend selbständig, ermunterte dabei auch die anderen Hunde des Rudels zu ausgedehnten Jagdzügen. Dabei hatte sie die Fähigkeit, sich fast geräuschlos wie ein Schatten zu bewegen. Sie mied Fremde und später erlebten wir öfters, dass sie bei der Ankunft eines Unbekannten verschwand. Aber sie beobachtete aus dem Verborgenen, was geschah. Ich selbst habe Bandi immer als freundlichen Hund erlebt, auch wenn dabei immer wieder eine Aura des Geheimnisvollen zu spüren war - vielleicht auch nur, weil wir Menschen waren und so wenig über die andere Seite ihres Doppellebens wussten.

Andererseits wurde mir die Geschichte eines Hobby-Jägers erzählt: Er behauptete, ein verwilderter Hund, dessen Beschreibung auf Bandis Gefährten passte, habe seine Annäherung in aller Ruhe beobachtet. Als er dann auf ihn anlegte, sei aus den Büschen neben ihm ein Schäferhund hervorgebrochen, habe ihn in den Arm gebissen und sei, als er stürzte, mit gefletschten Zähnen drohend für Sekunden neben ihm gestanden. Dann sei der Hund wieder im Gebüsch verschwunden und bis er sich vom Schreck erholt hatte, sei auch der andere weg gewesen. Zwar müsste nach seiner Beschreibung Bandi plötzlich noch ganz ordentlich gewachsen sein, aber ansonsten traf seine Schilderung das Äußere der mir bekannten Hunde.

Bei aller freundschaftlichen Gefühle für die Beiden, bleibt doch auch die Erkenntnis: Hunde sind Raubtiere. Sie leben vom Töten anderer Lebewesen und können diese Fähigkeit auch gegen Menschen einsetzen. Da sie auf völlig andere Weise als der Mensch ihre Umwelt wahrnehmen und diese Wahrnehmung auf ebenso andere Weise in ihnen Bedeutung gewinnt, können in unklaren Situationen schon kleine Missverständnisse fatale Folgen haben. Hätte sich der am Boden liegende Jäger - und sei es nur zum Schutz - noch weiter bewegt, hätte dies in dem Hund die Bedeutung gewinnen können, dass Drohen alleine nicht ausreicht - eine weitere Attacke wäre wahrscheinlich erfolgt. Hier wird deutlich: Wenn ich Hunden zutraue, dass sie eine Form von Kommunikation haben, interpretiere ich manche Ereignisse als „Missverständnisse“ - andernfalls würde man schnell davon sprechen, der Hund sei „böse“. Das wäre dann wohl auch der schon genannte Attributionsfehler, diesmal aber zwischen Mensch und Hund.

Bandi lebte lange als Streuner. Nach dem Tod ihres Gefährten schloss sie sich dem Rudel von Toni und Merche an. Ihr Tod kam sehr überraschend

und löst bei mir heute noch widersprüchliche Gefühle aus. Toni und Merche hatten eine Arbeit außerhalb angenommen, wo sie auch zweimal übernachteten. Einige der Hunde waren dabei, Bandi und Sam (einen ihrer Söhne) ließen sie mit Wasser und Futter auf ihrem eingezäunten Gelände zurück. Als sie nach zwei Tagen wiederkehrten, waren die beiden innerhalb des Grundstückes erschossen worden. Ich persönlich verurteile dies, muss jedoch einräumen, dass Bandi und Sam als wildernde Hunde bekannt waren.

Einige Wochen nach dem ersten Kennenlernen von Bandi experimentierten wir mit einem Bewässerungssystem. Die Morgensonne hatte noch nicht ihre volle Kraft entwickelt und es ließ sich angenehm arbeiten. Plötzlich kam meine damalige Partnerin zu mir und flüsterte: „Du, dort liegt ein Hund vor der Werkstatt!“ Der Eingang zur Werkstatt lag in anderer Richtung als die Haustüre und so konnten wir nicht einmal sagen, ob dieser Hund schon den ganzen Morgen dort lag oder sich erst vor kurzem niedergelassen hatte. Wir gingen etwas näher heran. Dort lag tatsächlich ein beachtlich großer Hund: etwa 55-60 Zentimeter Schulterhöhe, struppig-gewelltes, hellbraunes Fell mit dunkleren Bereichen, kräftiger Körperbau, Augen geschlossen. Wir vermuteten, dass er ziemlich viel von einem Griffon hatte.

Als wir uns näherten, hob er ein wenig die Augenlider. Vielleicht war er verletzt oder krank. Wir gingen noch näher heran. Allerdings wussten wir auch, dass es ja nicht nur freundliche Hunde gab. Also hielten wir uns immer in seinem Blickfeld (sofern man angesichts seiner geschlossenen Augen von „Blickfeld“ sprechen konnte) und beschlossen, eine möglichst unmissverständlich freundliche Geste vor jede weitere Annäherung zu setzen. Wir holten eine flache Schale mit Wasser, garnierten sie am Rand mit einem Rädchen Wurst und schoben sie ihm bis wenige Zentimeter vor die Schnauze. Er öffnete ein wenig die Augen, schnüffelte, hob den Kopf - schwupp, war die Wurst weg und ein erstes Mal zuckte etwas wie ein verhaltenes Wedeln durch seine Rute. Wir holten noch ein Rädchen Wurst, rieben unsere Hände daran, damit unser Geruch anhaftete, und vorsichtig hielt ich es ihm mit spitzen Fingern hin. Diesmal hob er noch nicht einmal den Kopf, öffnete nur die Augen und ganz kurz das Maul - schwupp. Was wir bei diesem „Schwupp“ allerdings von seinem Gebiss sahen, mahnte uns, vorsichtig zu bleiben ...

Dann streichelten wir ihn an den Läufen und der Brust. Er lag entspannt ohne jede Regung. So wurden wir mutiger und untersuchten ihn, aber konnten keinen Hinweis auf Verletzung oder Krankheit entdecken. Aber er

wollte sich offenbar nicht rühren. So beschlossen wir, ihn einfach liegen zu lassen, da es ihm eben so beliebte. Als wir nach einer halben Stunde wieder nach ihm sahen, war er weg und die Wasserschale leer.

Als ich diese Geschichten Toni und Merche erzählte, ließen sie sich diesen Hund noch etwas genauer beschreiben, und orakelten dann, dass wir in den nächsten Tagen Besuch von zwei Hunden bekommen würden. Und so war es auch. Da schlenderte plötzlich in aller Gemütsruhe dieser große, gelassene Hund auf unser Haus zu und ihm folgte Bandi, die sich aber, sobald wir auftauchten, ins Gebüsch schob. Dort allerdings legte sie sich offen sichtbar nieder. Ihr Gefährte Petit („der Kleine“) dagegen kam zu uns her, beschnüffelte uns und zeigte keinerlei Scheu - offenbar waren wir in den Kreis der Freunde aufgenommen. Bandi gegenüber blieben wir weiter zurückhaltend, bis sie selbst ihre Scheu aufgab.

Anscheinend war dies seine Methode, Menschen zu prüfen. Als wir unseren Freunden berichteten, ihre Prophezeiung sei eingetroffen, erzählten sie uns, ihre Bekanntschaft mit Petit habe ähnlich begonnen. Einige Zeit später waren Freunde von mir in dem Häuschen und als sie uns danach von ihren Urlaubserlebnissen berichteten, erzählten sie unter anderem: „Eines Tages kamen wir aus dem Haus - und da lag ein Hund und rührte sich nicht...“ Unser schallendes Gelächter und die Feststellung „Ach, ihr kennt Bandi und Petit“ verwunderte sie zunächst Heute sind wir sicher, dass bei solchen „Tests“ in unmittelbarer Nähe Bandi versteckt lag, um bei Gefahr ihrem Gefährten - den Überraschungsvorteil nutzend - zur Seite zu stehen.

Später hielten sich die beiden ebenso selbstverständlich bei uns auf wie die anderen Hunde und auch Bandi verlor alle Scheu. Einmal hatten sie sich in der Mittagshitze in die kühlere Werkstatt verzogen. Als wir aufbrechen wollten, machten sie keinerlei Anstalten, den Platz zu räumen. Schließlich trollte sich Bandi, Petit aber blieb liegen. Doch er wirkte ganz wach, als interessierte es ihn, wie wir unser Problem lösen würden. Als alles zureden, locken und schieben nichts half, ergriffen wir seine Läufe, hoben ihn an und trugen ihn hinaus. Draußen sah Bandi erst mit schief gehaltenem Kopf zu, dann wedelte ihr Schwanz und sie hopste mit den Vorderläufen gleichzeitig auf den Boden schlagend auf uns zu - offenbar fand sie das ein tolles Spiel.

Eigentlich waren Bandi und Petit ja Außenseiter, die nur gelegentlich in das Rudel aufgenommen wurden. Es wäre nicht unbedingt erforderlich, sie hier vorzustellen. Doch es gab einen Aspekt, der uns alle überraschte: Die Re-

aktion von Pad, sobald Petit erschien. Sie dürfen jetzt gerne das Buch kurz beiseite legen und sich ausmalen, wie Sie sich eine solche Begegnung zwischen den Beiden vorstellen.

Nein, es gab nie eine Auseinandersetzung. Petit konnte jederzeit unbestritten die Führungsrolle übernehmen und ebenso war Pad unbestritten wieder Rudelführer, wenn Petit nicht mehr da war. Möglicherweise ist die Führung auch eine Frage, die unabhängig von Kämpfen entschieden werden kann, vielleicht akzeptierte Pad, dass er diesem weit größeren, ebenso trainierten und ebenso intelligenten Hund im Zweifelsfall unterlegen wäre - und bewies Intelligenz, indem er es nicht erst auf die Machtprobe ankommen ließ.

Kann es generell so etwas wie einen „Super-Alpha“ geben, der jederzeit die Führerschaft übernehmen und wieder abgeben kann – ohne dass es zu Auseinandersetzungen kommt? So unbestritten wie Petit zum Führer wurde, sobald er zu dem kleinen Rudel stieß, würde dafür sprechen. Oder war dies ein Einzelfall? Immerhin gab es zwischen Pad und Chula – von der noch zu berichten sein wird – ebenfalls eine Aufteilung der Alpha-Rollen: Chula war in der Nähe des Hauses die absolute Chefin, Pad außerhalb dieses Bereiches – aber gemeinsam waren sie das Alpha-Paar. Später konnte ich beobachten, dass ich selbst für einige Hunde offensichtlich „über“ dem Rudelführer stand. Wir haben dies immer wieder getestet und festgestellt: Anweisungen des Besitzers wurden teilweise erst befolgt, wenn sie von mir – und sei es nonverbal - bestätigt wurden. Aber ist es wirklich möglich, dass Rollen so ohne weiteres wechseln?

Hier geben vielleicht Untersuchungen bei Blindenhunden, die in den letzten Jahren stattfanden, interessante Hinweise. Diese Hunde müssen ja, um ihrer Aufgabe gerecht zu werden, sehr eigenständig agieren. Die Ergebnisse zeigten, dass die Führungsrolle zwischen Mensch und Hund dabei ständig wechselt – und trotzdem sind ja gerade bei Blindenhunden keine ständigen Hierarchiequerelen mit ihrem blinden Besitzer gegeben. Eine weitergehende Hypothese heißt nun, dass Hunde im Laufe ihrer Entwicklungsgeschichte gelernt haben, in gewissem Rahmen und in bestimmten Situationen mit dem Menschen einen Rollentausch zu praktizieren. Erik Zimen bezeichnet in ähnlichem Zusammenhang den Menschen als „Super-Alpha“.

Aber immerhin: In diesem spanischen Rudel wechselte ohne Scheinkampf (oder ernstest Kampf) die Führung, sobald Petit erschien. Vereinzelt las ich auch Berichte, die durchaus ähnlich klangen. Immerhin würde es Sinn ma-

chen und einen Vorteil für das Überleben eines Rudels darstellen. Das kleine Rudel, von dem ich berichte, nutzte die Anwesenheit von Petit und Bandi oft, um auf Streifzüge oder auf Jagd zu gehen. Eine solche Verstärkung für das Rudel - und sei es nur auf Zeit - wäre also ein Überlebensvorteil. Würden Petit und Pad dagegen ihre Energie in Machtkämpfe setzen, ginge der Vorteil wieder verloren.

Ich vermute, dass die klare und konsequente Hierarchie nur eine Seite im Beziehungsgeflecht eines Rudels darstellt und dass es dabei Varianten und „Durchlässigkeiten“ gibt, die bisher noch zu wenig systematisch beobachtet wurden. Unter Hunden scheint es so etwas wie eine (kampflose!) „Verschmelzung“ von Rudeln zu geben oder die Rolle eines Super-Alphas, die hierarchischen Rollen scheinen auch etwas mit den Örtlichkeiten zu tun zu haben und ein Ortswechsel kann zu einem Rollenwechsel führen. Tritt ein Mensch hinzu, so dass aus einem Rudel ein „gemischtes Rudel“ wird, verändern sich die Rollen noch einmal, vermutlich schon alleine, weil Hunde seit Jahrtausenden auf den Menschen bezogen leben.

Sicher wird man in dieser Denkrichtung noch viele Zusammenhänge entdecken können, denn eine (in gewissem Rahmen) flexible Hierarchie bietet Überlebensvorteile für ein Rudel gegenüber einer starren Hierarchie, die nur durch Auseinandersetzungen verändert werden kann. Weil wir Menschen jedoch die Bedeutung der Konsequenz in der Regel eher unterschätzen, empfehle ich jedem, der einen Hund erziehen möchte, erst einmal die Konsequenz zu erlernen, bevor er sich mit den Ausnahmen beschäftigt.

„Love Story“

Petit hatte sein Zuhause im Dorf, aber seine Wanderungen führten in weit davon weg. Seine Größe und Stärke, auch seine Gelassenheit und Hundeeintelligenz brachten es mit sich, dass er als Anführer akzeptiert wurde. Die Streifzüge des Rudels wurden unter seiner Leitung viel weiter ausgedehnt und wir trafen die Meute bis zu 15 Kilometer von ihrer Behausung entfernt, aber vermutlich gingen ihre Wanderungen über diesen Radius hinaus. Petits Bindung an seine menschliche Familie wurde ihm zum Verhängnis. Er hatte - ein in Spanien bei Hunden alltägliches Problem - einen üblen Hautausschlag zu der Zeit bekommen, als Nachwuchs in der Familie eintraf.

Wie mir später meine Freunde berichteten, muss der von der Familie konsultierte Veterinär zum Schutz des Säuglings zum Einschlafern geraten haben. Leider wurde dieser Rat befolgt, ohne nach anderen Lösungen zu suchen. Ab diesem Moment lebte Bandi zunehmend wieder bei Toni und Merche.

Es gibt noch einen weiteren Grund, von diesen beiden Hunden zu berichten, denn ihre Beziehung entspricht einer ebenfalls filmreifen „Love Story“. Vieles vom Folgenden weiß ich nur vom Hörensagen:

Petit wurde angeschafft, um das Haus zu bewachen - also sollte also groß und stattlich werden. Das traf ja auch ein. Andere Erwartungen erfüllte er weniger: Immer wieder zog er durch das Dorf und bald war ihm das Dorf zu klein. Er erforschte die Hügelketten und blieb oft stundenlang, mitunter auch mal einen ganzen Tag von dem Haus, das er bewachen sollte, weg.

Einige Male kam er mit Blessuren zurück, die er sich wohl in Auseinandersetzungen mit anderen Hunden oder bei der Jagd (auch von ihm wusste man, dass er wilderte) zugezogen hatte. Dann war er zwei Tage am Stück weg und seine Besitzer begannen, sich ernsthafte Sorgen zu machen. Am dritten Tag fuhren sie die Wege ab und fragten alle Leute, ob er gesehen wurde. Aber er blieb verschwunden und als eine Woche verstrichen war, fanden sie sich damit ab, dass er wohl irgendwo gestorben war.

Nach fast zwei Wochen tauchte er auf - mager, verdreckt und mit einer schlimmen, gerade abheilenden Wunde, wie sie der Hauer eines Wildschweins hinterlässt, wenn er unter die Haut dringt und sie ein Stückweit aufschlitzt. Die ersten Tage zuhause verbrachte er mit fressen, saufen und schlafen. In dieser Zeit bemerkte man eine unbekannte Hündin, die nachts um das Haus schlich, aber jeden Kontakt zu Menschen scheute. Tagsüber war sie nicht zu sehen. Als Petit wieder etwas zu Kräften gekommen war, sollte er nicht mehr auf Wanderschaft gehen. Da ihm also die Tür verschlossen blieb, stimmte er ein klägliches Heulen an, in dessen Pausen eine Antwort zu hören war, die von den Feldern vor dem Ort kam. Irgendwann ließen ihn die Menschen entnervt hinaus.

Bald wurde es offensichtlich: Er hatte eine treue Freundin gefunden. Außerhalb des Ortes sah man die beiden künftig immer zusammen. Trabte er in den Ort zurück, verschwand sie in den Büschen, und tauchte er vor dem Ort auf, huschte Bandi aus einem Dickicht, und sie zogen los.

Nun mag es romantisierende Mär sein, aber es passt zu den Wesenszügen der beiden, was als Vermutung die Runde machte: dass Petit bei einem der Streifzüge übel verletzt wurde. Einerseits war er aber nur wenig abgemagert, andererseits war die Wunde schon so weit verheilt, wie es nicht in zwei oder drei Tagen möglich ist. Wie also passte das zusammen? Bandi wird ihn wohl irgendwie versorgt haben.

„Da geht doch die Fantasie mit den Leuten durch!“ Das dachte ich anfangs auch. Allerdings hat man mir von verschiedenen Seiten berichtet, dass man ihn künftig mit größeren Futterbrocken im Maul aus dem Ort hinaus traben und in den Feldern verschwinden sah.

Dies scheint – allen anderen Verhaltensweisen zum Trotz - eine durchaus übliche Geste gegenüber „Freunden“ zu sein. Auch unser Rudel beschenkte uns immer wieder: Mal fanden wir ein kleineres, totes Tier vor der Tür, mal eine aufgerissene, aber nicht leer gefressene Tüte vom Müll, deren Inhalt in Aussehen und Geruch für Hunde in dem Maße attraktiv sein musste, wie es uns davor ekelte. Und manchmal tauchten die Racker gleich darauf schwanzwedelnd auf, als wollten sie sagen: „Schaut mal, was wir euch gebracht haben!“ Wenn wir dann dankend ablehnten, machten sie sich gierig darüber her. Nein, genauer gesagt: **erst** wenn wir dankend ablehnten!

Zunächst war ich im Zweifel, ob ich eine Geschichte erzählen soll, die ich selbst nur vom Hörensagen her kannte. Sie klingt ja fast kitschig rührend: Pflegt da eine Hündin ihren Partner und sie wurden ein Paar und wenn sie nicht gestorben wären ... – aber: Was Maturana und Varela über Altruismus im Tierreich schreiben, macht Sinn und wirft ein anderes Licht auf die Geschichte von Petit und Bandi. Ich will dies kurz darstellen.

Wir sprechen heute oft von einer Ellenbogengesellschaft. Nur zu leicht übersehen wir dabei, dass viele auch eine Karriere ohne Ellenbogen schaffen. Der Ellenbogenkarrierist zieht fast automatisch den Neid anderer auf sich (und bei seinem Abstieg die Häme) und je höher er steigt, umso mehr Leute sägen an seinem Stuhl. Dagegen hat gerade der, der „sozialverträglich“ mit seiner Mitwelt umgeht, die nachhaltig besseren Chancen, da seine Mitwelt in ihm denjenigen sieht, der konsequent Fähigkeiten einsetzt, die für den Erhalt des Ganzen sinnvoll sind. Er wird mehr Unterstützung (auch im fragwürdigen Sinne von „Seilschaften“) erfahren als einer, der nur auf die Stärke seiner Ellenbogen vertraut.

Aber gilt dies für Tierpopulationen? Sind Tiere altruistisch? Altruismus ver-

stehen wir gewöhnlich als typisch menschliche Haltung, dagegen sehen wir im Tierreich eher das sprichwörtliche „Gesetz des Dschungels“. Aber vielleicht ist Altruismus ja ein Teil von diesem „Gesetz des Dschungels“, bei dem es zunächst einfach um die Frage des Überlebens geht.

Folgen wir diesem Gedanken: Das Überleben des Individuums ist in gewissem Rahmen gesichert, wenn das Überleben der Gruppe gesichert ist; das Überleben der Gruppe ist in gewissem Rahmen gesichert, wenn das Überleben der Spezies gesichert ist; das Überleben der Spezies ist in gewissem Rahmen gesichert, wenn die Spezies gut an die jeweilige Umwelt angepasst lebt. Das ist ein ständig ablaufender Rückkopplungsprozess, in dem jedes Individuum seine Bedeutung hat.

Überleben kann eine Spezies auf Dauer nur, wenn als Teil ihrer guten Anpassung an ihre Umwelt nicht der blanke Egoismus des Individuums „belohnt“ wird. Je mehr Individuen ihren „Egoismus“ überwinden und den Erhalt der Gruppe höher einstufen, umso sicherer wird die Spezies als Ganzes überleben. Das wiederum hat konkrete Auswirkung auf das Individuum: Je unzweifelhafter die Spezies durch ihre gute Anpassung an die jeweilige Umwelt ihr Überleben gesichert hat, umso sicherer ist das Leben des Individuums.

So kann man beobachten, dass bei Raubtierüberfällen auf Antilopenherden einzelne Antilopen zurückbleiben und den (fast aussichtslosen) Kampf aufnehmen. Sie schaffen damit „selbstlos“ der Herde einen Vorsprung, indem sie die Verfolger ablenken. Wenn das Manöver glückt, werden sie natürlich versuchen, ebenfalls den Verfolgern zu entkommen und zur Herde aufzuschließen. Dieses „altruistische“ Verhalten sichert den Bestand der Spezies, der Gruppe und der vielen anderen Individuen.

Ebenso kann man beobachten, dass wandernde Herdentiere zumindest einige Zeit ihre Geschwindigkeit den kranken oder alten Tieren anpassen - eine altruistische Verhaltensweise, die manchen Tieren ermöglicht, sich zu erholen. Andererseits sind die kranken und verletzten Tiere die prädestinierten Opfer bei der nächsten Attacke von Raubtieren und werden damit das Überleben der anderen gewährleisten. Der Altruismus „lohnt“ sich also.

Bei diesen Überlegungen beginnt die Deutlichkeit der Begriffe „Altruismus“ und „Egoismus“ zu verschwimmen: Sie sind beide Ausdruck eines feinen Netzes, mit dem das Individuum, die Gruppe und die Spezies miteinander und mit ihrer jeweiligen Umwelt verwoben sind. Das hat nichts mit einer seltsamen Naturmystik zu tun, sondern mit mathematisch sauber ableitba-

ren Formeln, die komplexe Systeme beschreiben: Seit man begonnen hat, komplexe Systeme zu untersuchen, stellt man immer wieder fest, wie selbst kleinste Unterschiede letztlich zu entscheidenden Faktoren werden.

Ein solches, auch mathematisch ständig untersuchtes System ist das Zusammenwirken von Auf- und Abwinden, Dunst und Wolken, Temperaturen und Druck, Bergen und Tälern in der Meteorologie: Von den aktuellen Daten ausgehend wird berechnet, wie das Wetter in zwei Stunden sein wird und davon ausgehend, wie es zwei Stunden später sein wird und ... und ... und In die jeweils nächste Berechnung fließt die letzte als Ausgangswert mit ein. Und dabei entdeckte man, dass kleinste Abweichungen (z.B. durch mathematische Rundung) an der x-ten Stelle nach dem Komma zu völlig anderen Ergebnissen führen können. Rechne ich mit 8 Stellen nach dem Komma, gibt es am dritten Tag der Vorhersage schönes Wetter, rechne ich mit 16 Stellen, gibt es Dauerregen. Da wird eine Form von Chaos in unserer Welt erkennbar, die nicht gleich ins Auge fällt, die aber doch so ausgeprägt ist, dass sich der Satz eingebürgert hat: „Der Flügelschlag eines Schmetterlings über Tokio kann in New York ein Unwetter auslösen.“ Und auch das lässt sich mathematisch sauber begründen, so sehr es vielleicht im ersten Moment unserer Alltagserfahrung zu widersprechen scheint.

Also: Altruismus, der „selbstlose Einsatz für andere“, ist als evolutionärer Vorteil denkbar. Auch wenn es ein sehr kleiner Vorteil ist, kann er im Laufe einer langen Evolution zu einem entscheidenden Faktor werden.

Übertrage ich diesen Gedanken nun wieder auf die Hunde, so erscheinen Geschichten wie jene von Petit und Bandi im Bereich des Denkbaren: Wäre eine so herausragende Führungspersönlichkeit wie Petit seinen Verletzungen erlegen, wäre es für die anderen Hunde in der Gegend ein Verlust gewesen. Und – in anderer Richtung weitergedacht - wird verständlicher, warum auch ansonsten „lammfromme“, zurückhaltende Hunde angesichts einer Bedrohung bereit sind, den Angreifer vehement zu attackieren, auch ohne entsprechend geschult worden zu sein.

Und eine andere, selbstkritische Überlegung legt sich ebenfalls nahe: Ist der Mensch als Spezies nicht zu „egoistisch“ im Umgang mit seiner Mitwelt, so dass fraglich wird, ob seine gute Anpassung wirklich noch erhalten ist? Ist die 2008 vom Egoismus Einzelner (bzw. ihrer Unternehmen) ausgelöste Wirtschaftskrise nicht Anzeichen, dass manchen das Wirtschaften aller auf dieser Welt egal ist, wenn sie selbst Profit wittern? Stecken hinter der Ölka-

tastrophe des Jahres 2010 im Golf von Mexico nicht ebenfalls egoistische Beweggründe? Wie bestraft die Natur diejenigen Individuen, deren Egoismus überhand nimmt? Ausrottung. Allerdings der gesamten Spezies. Ich habe den Eindruck, so gesehen stehen wir am Abgrund. Das habe ich in der ersten Auflage noch vorsichtiger formuliert!

Wildern

Gleich vorab: Völlig unabhängig von Gesetzen bin ich gänzlich dagegen, Hunde einfach gemäß ihren Bedürfnissen wandern und jagen zu lassen! Meine Erlebnisse - ich erinnere an die Schilderungen dieses Landstriches – stammen aus einer anderen Region und einer anderen Zeit.

Natürlich dürfen Hunde auch in Spanien nicht streunen, aber wandernde Hunde trifft man in verlassenem Gegenden ständig. Damals waren die offenen Müllkippen kleiner Dörfer ein beliebter Treffpunkt für die Herumtreiber aus Nah und Fern. Im Umkreis der Wanderungen des Rudels gab es entsprechend der Gegend nur wenig jagbares Wild - vor allem Karnickel. Die uns vertrauten Waldtiere waren erst weiter entfernt anzutreffen, dort, wo die Gegend feuchter und die Wälder dichter wurden

Zu jener Zeit strömten in den Herbstmonaten an jedem Wochenende die Hobby-Jäger in die Hügel, ballerten mit Kanonen auf Spatzen und die Ausbeute dieses Treibens war mehr als kläglich und es gab Jahre, in denen Heerscharen von Kaninchen zur Plage wurden, in anderen waren es die Wildschweine - da war es ganz gut, dass weit effizientere Jäger das Übermaß dezimierten.

Heute findet die Jägerei eher in der Weise statt, wie wir es in Deutschland gewohnt sind. Die bessere „Qualität“ der Jäger merkt man auch daran, dass sie früher eher selbst das Problem schufen, das sie auszumerzen vorgaben: Weithin bestand die Unsitte, Hunde, die sich verlaufen hatten, erst gar nicht zu suchen, oder die, die sich bei der Jagd nicht bewährten, einfach zurückzulassen.

Freunde, die in einem der ersten Häuser des Ortes wohnen, konnten ein Lied davon singen: Es verging kaum ein Jahr, in dem nicht während der Jagdsaison ein zurückgelassener Hund ins Dorf trottete und - weil er aus

diesem Haus den Geruch von Artgenossen wahrnahm - sich dort vor die Türe legte. Als sie vier Hunde hatten, beschlossen sie, nicht einen mehr zur Tür hereinzulassen. Sie blieben ihrem Vorsatz treu: Die drei nächsten bekamen ihr Lager im Hinterhof. Als sie schließlich an Kinder dachten, nahmen sie auch dann keinen mehr auf, wenn einer der alten starb. Aber seit dieser Zeit haben sie eine unauslöschliche Abneigung gegen Jäger, denen ihre Hunde nichts bedeuten.

So kam eines Abends eine recht korpulente Hundedame an, die sich standhaft weigerte, den Hof mit den anderen zu teilen. Viele Leute in den kleinen Dörfern haben zwei Autos, das eine für die „normalen“ Straßen, das andere, ältere für die Fahrten auf den Feldwegen: Da wurde dann von Handwerkszeug über Tiere bis zu Mist alles eingeladen. Ein solches Fahrzeug gammelte auch vor der Tür meines Freundes Augusto herum und so schob er den Neuankömmling einfach dort hinein und offenbar gefiel es ihr. Als Augusto am nächsten Tag eine Erledigung im Nachbarort machen wollte, nahm er dieses Auto und es war ihm gerade recht, dass die Hündin am Fressnapf war. Als er aus dem Ort hinaus rollte und leicht bremsen wollte, rutschte sein Schuh auf etwas Glitschigem aus. Beim Alter dieses Fahrzeuges war es normal, dass sich das Regenwasser im Fußraum sammelte - aber es hatte nicht geregnet! Und als er einen Blick nach unten warf, krabbelte dort etwas unbeholfen auf seine Sandale zu ...

Erschreckt hielt er an, sprang aus dem Auto und sah nach: Unter dem Sitz war ein Knäuel von Welpen! Bei seiner überstürzten Rückkehr nach Hause traf er eine entsetzlich ratlose Hundemutter aufgeregt die Stelle absuchend, wo doch vor wenigen Minuten ihre Geburtshöhle stand ...

Vielleicht kennen sie die Auffassung, Spanier seien Tierquäler (beliebte Beispiele: Stierkampf, streunende Hunde und Katzen). Zum einen stelle ich fest, dass in vielen bäuerlich geprägten Gebieten wesentlich rüder mit Tieren umgegangen wird, als ich es mir wünschen würde - um Beispiele dafür zu finden, muss ich nicht ins Ausland schauen. Zum anderen leben die Meisten von uns nach dem Prinzip „Was ich nicht sehe ...“, während täglich Viehtransporte unter zum Teil immer noch grausigen Bedingungen unsere Schnitzel herbeikarren. Und zuletzt erzähle ich bewusst auch die Geschichte von meinem katalanischen Freund Augusto und seiner Familie, denen Tierquälerei und Zerstörung der Natur zuwider ist.

Gelegentlich fanden wir kleinere Überreste, die vom Jagderfolg „unseres“

Rudels kündeten, manchmal lagen die Hunde auch nur faul in der Sonne und das bereitgestellte Futter blieb unbeachtet – auch das ist ja ein Hinweis. Einmal jedoch wurde ich Ohrenzeuge einer Jagd „unseres“ Rudels, verstärkt durch Petit und Bandi. Es war spät in der Nacht und hätte ich nicht die Angewohnheit, lange zu lesen, wäre es mir sicherlich entgangen.

So aber vernahm ich in recht großer Entfernung eine einzelne Hundestimme - Petit. Er bellte immer wieder über Minuten hinweg und schien schnell näher zu kommen. Dann kam eine zweite Stimme dazu – Bandi oder Sam. Beide Stimmen vernahm ich nun mit kurzen Pausen im Wechsel aus einem kleinen Flusstal, das sich hinter einer Kuppe etwa 500 Meter von dem Häuschen entfernt absenkte. Dann mischte sich eine weitere Stimme dazu, die von links erscholl, wo man von einem kleinen Hügel aus einen hervorragenden Blick in das Flusstal hatte. Ich erkannte völlig sicher Pads Stimme. Von da an waren alle drei Stimmen regelmäßig zu hören und in der Weise, wie sie schnell lauter wurden, mussten die Hunde in vollem Tempo in Richtung des Hauses rennen, als sich ein weiterer Hund vom Hügel rechts hinter dem Haus meldete. In diesem Moment wurde mir klar, dass sie auf Jagd waren – die Positionen der Hundestimmen bildeten einen Halbkreis. Was mich erschreckte, war, dass sie offenbar den möglichen Ausweg ihres Opfers schnell und zielstrebig einengten - auf das Häuschen zu.

Dann überstürzten sich die Ereignisse: Petit schien auf Höhe der Kuppe angelangt zu sein, Pad musste irgendwo links schon über das Grundstück fegen, da ertönte die etwas heulend anmutende Stimme Chulas direkt hinter dem Haus, zuerst - von mir aus gesehen - am linken Hauseck, dann patschten Pfoten hinter dem Haus und gleich darauf heulte sie neben meinem Schlafzimmer los. Und fast gleichzeitig war auf dem Betonboden, der das Häuschen ringsum umgab, ein galoppierendes Getrappel wie von Hufen und sofort danach war das weiche Laufgeräusch dahinfliegender Hundepfoten zu hören, dazu Hecheln, einzelne Kläffer. Nach höchstens zwei oder drei Sekunden, in denen die wilde Jagd durchs Unterholz brach, war der Spuk vorbei - kein Laut mehr, nichts.

Tags darauf rührten die Hunde ihren Fressnapf nicht an und dösten mit prallen Bäuchen in der Sonne. Und einige Tage später fanden Freunde in einem Dickicht die Reste eines kleineren Wildschweins.

Wie diese Jagd im Einzelnen ablief, kann ich nicht sagen. Deutlich wurde mir, dass das Rudel zielstrebig und mit klar definierten Rollen vorging. Die

Vorgehensweise folgte einem Plan, denn die stummelbeinige Chula konnte keinesfalls das Tempo einer Treibjagd mithalten, aber sie stand genau an der richtigen Stelle, um den Weg am Haus abzusperren. Die Treiber im Rücken des Wildes mussten ebenso wie die an den Seiten eine klar umrissene Vorstellung nicht nur vom Gelände, sondern auch von der Position der jeweils anderen gehabt haben. Mehr noch: Chula konnte nicht während der Jagd ihre Position eingenommen haben, sondern vor der Jagd musste diese Position klar gewesen sein, während ausdauernde und kräftige Tiere das Hetzen begannen und die anderen die Gasse verengten.

Wie hatten sie kommuniziert? Ich glaube, dass die Antwort irgendwo in der vielfältigen Gestensprache der Hunde zu suchen ist, denn jede akustische „Absprache“ würde ja das Wild verscheuchen. Könnten Hunde also mehr kommunizieren, als wir erwarten?

Gehen wir da vielleicht wieder zu sehr von uns selbst als Maßstab aus? In unserer Kommunikation sind wir stark auf die Sprache fixiert. Der nonverbale Bereich spielt eher unbewusst eine (zuweilen verblüffend große) Rolle: Wir produzieren Laute, die sich zu Worten und Sätzen einer Sprache zusammenfügen, um uns mitzuteilen. Wenn nun aber gerade das Lautgeben für das natürliche Überleben einer Spezies verhängnisvoll wäre, müsste sich eine Kommunikation dann nicht in anderen Bahnen entwickeln? Welchen Reichtum an beredten Gesten und ausdrucksvollen Blicken würden wir Menschen wohl entwickeln, wenn unser Mittagessen beim geringsten Laut vom Tisch galoppieren würde?

Vielleicht müssen wir noch einen Schritt weitergehen:

Was wir hören, sind zunächst nur Druckveränderungen der Luft, eben Schalldruck, der an den Trommelfellen auftritt und dort Nerven stimuliert. Diese Reize verarbeiten wir innerhalb unseres Nervensystems. So werden in uns aus äußeren Schalldruckveränderungen z.B. Worte, die wir schon gehört haben und die gemäß dieser Vorerfahrung Bedeutung in uns gewinnen (ich erinnere an das Beispiel meiner Rot-Grün-Blindheit).

Bei Hunden ist die Geruchswahrnehmung besonders entwickelt. Müssen die „inneren Querverbindungen“ eines Wesens, das seine Umwelt vor allem über die Nase wahrnimmt, nicht völlig anders gestaltet sein als unsere? Manche Forscher sprechen davon, Hunde könnten möglicherweise dreidimensional riechen, also die Tiefenschärfe eines Geruches so ermitteln, wie wir den Abstand eines Gegenstandes zu unseren Augen einschätzen kön-

nen. Die Beobachtung, dass sich manche Hunde in völliger Dunkelheit sicher und ohne anzustoßen bewegen, spricht dafür. Dass es dabei individuelle Unterschiede gibt, erlebte ich später bei Linda und Tura.

Jede Antwort auf die Frage, wie Hunde denn nun wohl „denken“ (und wie man sie demgemäß erziehen könnte), geschieht deshalb mit einer Einschränkung: Schon die Grundstruktur unserer Informationsaufnahme ist so andersartig, dass wir sie nie auf einen Hund übertragen können. Dies gilt auch für meinen Denkansatz, umso mehr aber für alle Versuche, je stärker sie menschliche (Be-)Deutungen und Maßstäbe auf Hunde anwenden.

Ein Beispiel soll dies deutlich machen, in dem Wissen, dass meine Erklärung sicher nicht das ist, was sich im Wesen des Hundes „wirklich“ abspielt (für dieses Wissen hat sich inzwischen das anschauliche Beispiel eingebürgert, dass die Landkarte nicht die Landschaft ist):

Ich hörte schon, man solle Hunde nicht mit der Hand bestrafen, sondern für einen Klaps eine Zeitung zusammenfalten. Die Begründung war, die Hand des Herrn solle ihn nicht züchtigen, damit er das Vertrauen behalte. Also stelle ich mir die Situation vor: Der Hund steht vor seinem Herrchen, er hat etwas getan, was er künftig lassen soll. Herrchen schimpft, der Hund erkennt die Besonderheit der Situation an der Stimme und schaut zu seinem Herrchen auf. Herrchens Blick liegt schwer auf ihm. Herrchen wendet den Kopf zur Seite (wegschauen, Geste des Unterlegenen), um sich nach einer Zeitung zu orientieren, wendet sich ab (abwenden, unterstreicht wegschauen) und geht (Ende der Konfrontation) irgendwohin, wo es dann raschelt (weckt Neugier, Hund geht hinterher). Der Rudelführer dreht sich um, kommt direkt auf ihn zu (Weg versperren), nimmt Blickkontakt auf (aggressiv), kommt dabei sehr nahe (sehr aggressiv), beugt sich über ihn (Angriff, der demütiges Stillhalten oder Verteidigung erfordert), dann trifft ihn hinten etwas und erschreckt ihn und vorne steht der angriffsbereite Rudelführer - eine Situation, in der Menschen psychotisch werden könnten!

Stimmt meine Hypothese, dass sich ein bestimmter Ablauf fein nuancierter Gesten zu einem Ritual mit bedeutungsvollem Inhalt zusammenfügt, ist das gerade geschilderte „Ritual“ von menschlicher Warte aus ziemlich lächerlich, aber aus der Sicht eines Hundes wohl an krankmachender Widersprüchlichkeit nicht zu überbieten.

Letztlich ist schon die Grundannahme fragwürdig. Weder Chef, noch Pad, Chula oder Petit haben je eine Zeitung geholt, um einem anderen die Un-

botmäßigkeit seines Verhaltens klar zu machen ...

7. Der Rest vom Rudel

Weise Alte und aufopfernde Mutter: Chula

Chula war - auch schon in jüngeren Jahren - die „weise, alte Dame“ des Rudels. Vom Erscheinungsbild her könnte sie durchaus eine Basset-Hündin gewesen sein. Sie kam ohne Halsband bei meinen Freunden an, begegnete Menschen mit außergewöhnlicher Vorsicht und kündigte Fremde frühzeitig mit ihrer immer etwas heulend-heiser klingenden Stimme an. So war es schon etwas Besonderes, dass sie mir nach langer Zeit mit einer leichten Drehung zur Seite und angewinkelten Vorderläufen, jedoch ohne mich eines Blickes zu würdigen, die Gnade erwies, sie kralen zu dürfen.

Sie - sonst eher eine Einzelgängerin - war am Haus die uneingeschränkte Herrscherin. Ihre durchdringenden Augen schüchterten auch Menschen ein und gegenüber Hunden verstand sie es, sekundenschnell zum starren Blick eines Hundes zu wechseln, der die oberste Hierarchiestufe nicht einfach beansprucht, sondern sie mit aller Selbstverständlichkeit dieser Welt als Gewohnheitsrecht innehat. Ich habe nie erlebt, dass sie in irgendwelche Hierarchiekämpfe verwickelt gewesen wäre, auch Rudelführer Pad verhielt sich ihr gegenüber „respektvoll“. Selbst größere, fremde Hunde wichen vor ihr mit sinkender Rute zur Seite, während sie in unverändertem Watschelang ihres Weges ging. Die Erlebnisse mit ihr und Petit brachten mich auf den Gedanken, dass es vielleicht so etwas wie einen „Super-Alpha“ gibt und seither fallen mir gelegentlich weitere Indizien in dieser Richtung auf.

Durch Chula bekam ich einen ersten Eindruck davon, dass es so etwas wie „persönliche Autorität“ gab, die wohl nicht – wie die sonstige Hierarchie – immer wieder in Frage gestellt wurde, sondern alleine von der Persönlichkeit dieses Hundeindividuums abhing. Je älter sie wurde, umso mehr überraschte mich dies: Wenn bei den Älteren die Kräfte nachlassen, werden sie oft schnell in der Hierarchie bis nach ganz unten befördert. Chula nicht. Ich habe dies aber seither bei keinem Hund je wieder so ausgeprägt erlebt.

Chula war meinen Freunden zugelaufen. Eines Tages merkten sie, dass ein Hund ums Grundstück schlich, aber sich zurückzog, sobald sie sich näherten. Sahen sie zum Fenster hinaus, hatten sie den Eindruck, Chula blickte unverwandt zu ihnen her, als wüsste sie genau, dass sie beobachtet wurde

- ja, meine Freunde hatten eher das Gefühl, sie selbst seien die Beobachteten. Dies ging einige Tage so weiter, dann schritt sie – die anderen Hunde, ja sogar den Fressnapf ignorierend – von der Einfahrt bis zum Haus und legte sich dort in der Sonne nieder. Es war, als hätte sie sich nun entschieden – hier war ab jetzt ihr Zuhause. Es wirkt etwas befremdlich, wenn ich das Wort „entscheiden“ verwende. Natürlich wirkt der Vorfall so, als habe Chula erst geprüft und dann entschieden – aber bitte: das wäre wohl doch zu menschlich gedacht! Oder?

Was im Verhalten von Chula so deutlich hervortrat, hatte ich in abgemilderter Form ja auch schon bei Chef in Griechenland erlebt: Er beobachtete uns und „bildete sich eine Meinung“. Und ebenso kann das Verhalten von Petit als ausführliche Prüfung gedeutet werden. Und dass ein Hund sich so verhält, dass wir Menschen darin die Botschaft sehen „Ihr seid jetzt mein Rudel!“ werde ich am Beispiel von Linda noch erzählen.

Ich persönlich glaube, dass ein Verhalten nach dem Muster „beobachten – prüfen – hingehen“ grundlegend wichtig für das Überleben ist. Damit sind Verhaltensweisen, die in dieser Richtung interpretiert werden können, bei vielen Lebewesen anzutreffen: Mit Fug und Recht dürfen wir dann von Entscheidungen sprechen. Wahrnehmungen werden gesammelt, die Informationen darin gewinnen Bedeutung, sie werden mit Erfahrungen verglichen und verarbeitet – und dementsprechend erfolgt ein schlüssiges Verhalten. Das ist ein grundlegendes Muster sinnvollen und damit intelligenten Verhaltens, dass ich glaube, Hunde (und andere Spezies) sind dazu fähig.

Zu ihren Lebzeiten war Chula die Partnerin des Rudelführers Pad. Im Sommer 1991 starb sie in hohem, aber eben nicht genau bekanntem Alter. Sie war binnen weniger Wochen immer gebrechlicher geworden und als ein Tierarzt eine Geschwulst in ihrem Bauch diagnostizierte, wurde die Operation angesichts eines fortgeschrittenen Tumors abgebrochen.

Chula hatte regelmäßig Junge. Mir fiel auf, dass offenbar zwischen ihr und Pad eine Beziehung bestand, die exklusiver war, als ich mir dies bei Hunden vorgestellt hatte. Pad zeigte gegenüber anderen, häufigen Hündinnen des Rudels deutlich weniger Interesse. Andererseits unterband er Annäherungsversuche anderer Rüden auch bei diesen Hündinnen. Zugleich hielt sich Chula in der Läufigkeit meist in seiner Nähe auf und schien an anderen Rüden zwar interessiert, aber doch ihnen gegenüber nicht sonderlich bereit zu sein. Gehe ich nun nach dem, was ich in der Literatur häufig finde, muss

ich feststellen: Zwischen Pad und Chula bestand eine exklusive Beziehung und mir ist nichts bekannt von Nachkommen Pads mit anderen Hündinnen. Ich kann also die Ansicht nicht teilen, dass grundsätzlich jeder Rüde jede läufige Hündin bespringe - vielleicht ist dies eher eine Auswirkung der üblichen Form der Hundehaltung bei uns Menschen.

Dies korrespondiert mit Beobachtungen bei anderen Caniden: Es wird berichtet, dass nur Weibchen mit hohem Rang werfen oder die Würfe anderer Weibchen teilweise von ihnen sogar ausgelöscht werden. Diese ja recht drastische Selektionsmaßnahme ist zur Erhaltung der Lebensgrundlage und zur Weitergabe dominanten Genmaterials eine sinnvolle Lösung.

Von Gorillas (und auch von anderen, in einem sozialen Verband lebenden Arten) wird eine weitere Strategie berichtet: Stirbt das dominante Männchen und kein anderes kann die Führung übernehmen, zerstreuen sich die Weibchen zu anderen Gorillagruppen. Dort werden sie von den Männchen gerne aufgenommen, die aber alle Jungtiere, die jünger als zwei Jahre sind, töten. Gorillaweibchen stillen ihre Jungen bis zum dritten Lebensjahr und werden in dieser Zeit nicht empfängnisbereit – stirbt aber das Junge, werden sie innerhalb weniger Wochen empfängnisbereit. Durch das Töten der fremden Jungen erreicht das Männchen also, dass es früher seine eigenen Gene fortpflanzen kann.

Natürlich schaudert uns bei dem Gedanken, wie kleine, süße Tierbabys von ihren „Familienangehörigen“ zerrissen werden. Aber genau das sind eben menschliche Wertvorstellungen – die Natur folgt einer anderen Logik, die nicht weniger „wert“ ist, nur weil sie nicht unserem Empfinden entspricht. Abgesehen von solchen „großen Ausrottungsmaßnahmen“ scheint auch das Töten einzelner, nicht lebensfähiger Jungtiere verbreitet zu sein. Was wiederum nach menschlichen Werten brutal ist, hat in der Logik der Natur eher die Funktion der Fürsorge für die anderen: Wenn ein Junges, das nie ein artgemäßes Leben führen kann, am Leben bleibt, verbraucht es Nahrung und Zuwendung, die den anderen fehlen. In dieses Erklärungsmuster passt, in welchem Zustand später Tura zu mir kam.

Wie oben schon gesagt, darf man dabei nicht übersehen, dass gerade bei den genannten Tierarten die sozialen Bindungen eine Geburtenregelung leisten: Vor allem die Alpha-Tiere pflanzen sich fort, so dass nicht zu viele Junge erzeugt werden, und teilweise kümmert sich das ganze Rudel um den Wurf.

Von einem der Würfe blieb Lita beim Rudel. Ich war damals längere Zeit in

Spanien und mir ist unauslöschlich das Bild eingeprägt, das sich nur allzu oft bot: Ein aufgeweckter, junger Hund, gerade im Übergang zum Jugendalter und voller Entdecker- und Tatendrang, trabte weit voraus und mit schleppendem Gang kam Chula hinterher. Ihre Pfoten waren nicht an stundenlange Wanderungen gewohnt und während Lita ohne Zeichen von Erschöpfung bei uns ums Haus tobte, ließ sich Chula einfach in den Sand fallen und streckte alle Viere von sich. Sie kam durch dieses Energiebündel von Tochter sichtlich an den Rand ihrer Kräfte und hatte völlig wundgelaufene Füße. Sie sah uns in diesen Momenten an, als wolle sie sagen: „Jetzt beschäftigt ihr doch bitte mal den Hüpfel!“

Als Lita dann in das Rudel hineinwuchs, war es, als würde Chula aufatmen, die Last dieser Erziehungsarbeit abgeben zu können. Doch sie hatte offenbar ihre Sache gut gemacht, denn Lita erarbeitete sich schnell einen hohen Rang in der damals sechs Hunde umfassenden Gesellschaft. Sie war rund fünf Monate alt, als Chula ihre Mutterpflichten einstellte und die beiden kaum noch zusammen waren. Andere Welpen wurden wesentlich früher zur weiteren Erziehung in das Rudel eingeführt. Dies scheint auch insgesamt die Regel zu sein. Eine Antwort oder auch nur eine sinnvolle Hypothese, warum es wohl auch gelegentlich Ausnahmen gibt, habe ich bisher nicht gefunden.

Meine Freunde gehören zu den ärmeren Leuten und etliche Pannen und Probleme, mit denen sie damals beim Aussteigen aus üblichen Lebensformen nicht gerechnet hatten, brachten sie mehr als einmal in existentielle Nöte. Wenn man nicht weiß, ob man morgen noch zu essen hat, rückt die Sterilisation eines Hundes in weite Ferne. Dass sie sich dadurch gezwungen fühlten, eine recht archaische Methode nachträglicher Geburtenregelung bei ihren Hunden zu praktizieren, hat immer wieder zu heftigen Meinungsverschiedenheiten zwischen uns geführt. Andererseits habe ich ja schon darauf hingewiesen, dass Caniden und andere Tiere, die im Rudel leben, oft den Nachwuchs von rangniederen Tieren töten. Das erklärt vielleicht auch, weshalb die Hunde gelassen und ohne Groll darauf reagierten, wenn sich auch für Stunden, manchmal Tage eine eigentümlich stille, fast irgendwie „trauernde“ Atmosphäre über alles legte.

Kann ein Hund aus vergangenen Erlebnissen ableiten, was künftig in vergleichbaren Situationen geschehen wird? Und kann er dann Menschen „hinters Licht führen“? Das würde eine ordentliche Portion „Nachdenken“ voraussetzen! Andererseits gibt es in der folgenden Geschichte Verhaltensweisen, die an geschickte Schachzüge erinnern – ich überlasse es Ihnen,

ob Ihnen die Erklärung „Zufall“ wahrscheinlicher ist. Allerdings will ich Ihre Hypothese „Zufall“ zuerst noch ein wenig erschüttern:

Glauben Sie, dass ein Hund über 150 unterschiedliche Worte auseinanderhalten und sinnentsprechend befolgen kann? Glauben Sie, ein Hund könnte auf Zuruf einen Gegenstand aus über 150 anderen herausfinden, wenn er den Gegenstand vorher nur einmal gesehen und nur einmal das entsprechende Wort gehört hat?

Stellen Sie sich vor: Zwischen rund 150 bekannte Gegenständen wird ein neuer, fremder Gegenstand gelegt. Dann sagt man zu dem Hund das Wort für den neuen Gegenstand, den er zuvor noch nie gesehen hat. Kann der Hund nach dem Ausschlussverfahren den neuen Gegenstand herausfinden, indem er also folgert, der Gegenstand, den er noch nicht kennt, müsse wohl der sein, den das fremde Wort bezeichnet?

Sollten Sie tatsächlich drei Mal mit „Nein, das glaube ich nicht“ geantwortet haben, ist ein Teil der Medienberichte über Rico an Ihnen vorbei gegangen: Er kann über 150 Spielzeuge auf Zuruf unterscheiden und bringt jeweils das richtige. Man hat diese außergewöhnliche Leistung weiter untersucht und festgestellt, dass er sich offenbar einmaliges Zeigen und Benennen eines neuen Spielzeugs so einprägen kann, dass er auch dieses fehlerfrei holt. Und zuletzt: Auch das logische Ausschlussverfahren beherrscht er. Man hat ein neues Spielzeug unter die anderen gelegt und ihm das (bisher unbekannte) Wort für das (bisher unbekannte) Spielzeug gesagt. Er brachte das Richtige. Dies gilt als erhebliche Intelligenzleistung, die man bisher nur (wieder mal!) Menschen zutraute und selbst Kinder sind bis zum Alter von vier oder fünf Jahren dazu kaum in der Lage.

Ist Rico nicht ein „gescheites Bürschchen“? Wenn Sie mir zustimmen, ist die folgende Geschichte schon bei weitem nicht mehr so außergewöhnlich:

Einige Tage bevor ich ankam, hatte der letzte Wurf Chulas das Licht der Welt erblickt. Toni und Merche hatten schon nach den Jungen gesucht, um nur eines am Leben zu lassen, aber Chula hatte sie gut versteckt. Weit entfernt war dieses Versteck wohl nicht, denn die Jungen konnten kaum richtig laufen, da erschien sie mit zwei putzigen Fellknäueln bei Toni und Merche. Meine Freunde berieten sich, ob es nicht schon zu spät sei, etwas gegen die Welpen zu tun – und als sie zurück kamen, waren die drei weg. Stunden später tauchte Chula kurz mit den beiden Jungen bei mir am Haus auf – ich war völlig überrascht von dieser unerwarteten Vorstellung! Meine

Freunde sahen Chula erst wieder am nächsten Morgen: In einer Ecke der Werkstatt lag sie auf ihrer Decke und säugte **ein** Junges. Das andere war nicht mehr da. Und es blieb verschwunden - auch am nächsten Tag. Als noch ein Tag verging, war klar: Ihm war wohl etwas zugestoßen.

Chula verbrachte die Tage mit ihrem Jungen beim Haus, aber sie magerte ab, schien schlecht zu laufen und schlief viele Stunden. Sie hatte sich verändert, war nicht mehr die besorgte Mutter, sondern stupste es öfters unwillig weg, um weiter zu dösen, manchmal ließ sie es sogar einfach zurück und verschwand zu einem Spaziergang. Was hatte sie so verändert - oder lag es einfach an ihrem Alter?

Drei Wochen vergingen und meine Abfahrt rückte näher. Am Vortag besuchten mich meine Freunde und wir machten es uns vor dem Haus bequem. Plötzlich trat Chula aus dem Gebüsch, blieb stehen, sah uns hochgehobenen Hauptes direkt an und - sofern sie dazu fähig war - lag in diesem Moment etwas wie ein freches Grinsen auf ihrem Gesicht: Ein Junges stolperte neben ihr hervor ... - und noch eines!

Wir waren sprachlos! Dann trugen wir verschiedene Beobachtungen zusammen: Meine spanischen Freunde hatten öfters spät nachts in der Werkstatt nur das Junge ohne Chula schlafend angetroffen - dass Chula nachts ihrer eigenen Wege ging, passte in das seltsame Bild der „Rabemutter“. Einige Male war Chula tagsüber mit ihrem Jungen bei mir vorbeigekommen – meine Freunde beharrten aber darauf: Das Junge war tagsüber nie vom Haus weggegangen, nur Chula sei gelegentlich davon. Mit welchem Jungen war sie dann bei mir? Wir vermuten, dass Chula eines der Jungen bei Toni und Merche in Sicherheit vor der „bösen“ Wildnis und eines in der Wildnis in Sicherheit vor den „bösen“ Menschen gebracht hatte. Während sie sich tagsüber mehr schlafend als wach um das Junge beim Haus kümmerte, verbrachte sie die Nacht bei dem dann ja mehr gefährdeten Jungen irgendwo in seinem Versteck.

Bei solchen Vorkommnissen ist es mir zu unwahrscheinlich, alles auf Zufälle zu schieben. Aber dieses Verhalten als zielgerichtet zu beschreiben - messe ich da unseren Vierbeinern nicht ein beträchtliches Maß an Intelligenz zu? „Denken“ sie wirklich auf eine andere, uns fremde Weise, aber doch so, dass wir zuweilen in unserem Sinne intelligentes Handeln erkennen können?

Tollpatschiger Kronprinz und sture Prinzessin

Sam war ein Sohn von Petit und Bandi. Das Aussehen hatte er von Petit, die Färbung von Bandi geerbt. Er wirkte wie Petit immer ruhig und gelassen, doch fehlte ihm die Durchsetzungskraft und Entschlossenheit von Petit, dafür hatte er eine besondere Portion Tollpatschigkeit: Hielt man ihm ein Rädchen Wurst hin, packte er die ganze Hand, und das Umdrehen in der relativen Enge eines Hauses lernte er nie, denn immer stieß er etwas um. Auch außerhalb des Hauses schien ihm seine Tollpatschigkeit zuweilen Probleme zu bereiten, denn immer wieder hatte er kleinere Verletzungen, die in den Bereich „Stoßen, Stürzen, Hineintreten“ fielen.

So stellten meine Freunde einmal fest, dass er nicht mit den anderen fraß. Sie untersuchten ihn und entdeckten einen Holzsplitter, der in seinem Gaumen steckte. Nun hatte er ein wirklich immenses Gebiss, mit dem er mühelos Knochen durchbiss, an denen andere längere Zeit nagten. So wollte niemand probieren, ob er beim Schmerz des Herausziehens stillhalten oder zubeißen würde. Wir beschlossen, noch zu warten, ob sich der Splitter vielleicht lösen würde. Allerdings bedauerten wir den armen Sam, der mit hängendem Kopf und großen Augen den anderen beim Fressen zusah.

Es war wieder ein grausig heißer Sommertag und Toni und Merche luden mich zu Gazpacho (einer kalten Suppe) ein. Da fiel bei mir der Groschen und da die Hunde gerade nicht bei ihnen im Hof, sondern bei mir am Häuschen weilten, schlug ich die Einladung ab, fuhr zurück und bereitete selbst „Gazpacho“ - schnell und mit dem, was gerade zur Hand war und ohne jede Rücksicht auf das Originalrezept.

Zum Schluss hatte ich etwas vor mir, was aus kalter Fleischbrühe mit aufgeweichtem Brot und geriebener Wurst bestand. Ich ging zu den Hunden hinaus und hielt dem liegenden Sam die Schüssel unter die Nase. Fast verträumt sog er den Geruch ein und in seinem Magen polterte es los. Dann ließ er mit einem tiefen Seufzer den Kopf wieder auf den Sand fallen - er begriff nicht, dass das hier kein normales Fressen war! Also tauchte ich die Hand in die Brühe und goss ihm einen Schwapp übers Maul. Er schluckte, säuberte sich mit der Zunge - hob den Kopf, sah in die Schüssel hinein: Es war einer der seltenen Augenblicke, in denen Sam einen nachdenklichen Eindruck machte. Seine Zunge tastete vor, dann machte es „schlapp“ - und dann war sein Kopf minutenlang in der Schüssel verschwunden.

Zwei Tage später wollte ihm der Veterinär keine Vollnarkose zumuten und

gab ihm stattdessen eine Beruhigungstablette, die ihn schläfrig machen sollte. Als der Arzt mit einem massiven Lederhandschuh Sams Lefzen an-hob, klappte er von alleine das Maul auf. Die Hand verschwand zwischen den Zähnen, dann ein beherzter Ruck, ein leichtes Röcheln und während wir verwundert auf einen fast acht Zentimeter langen Splitter starrten, drückte Merche Sams immer noch aufgerissenes Maul zu. Der schmatzte ein paar Mal und erhob sich – trotz Tablette - mit einem Schnaufer, der sich in meinen menschlichen Ohren wie ein befreites Aufatmen anhörte.

Bei Sams Wesen wunderte es mich nicht, dass er auch noch mit vier Jahren die Führungsrolle von Pad, den er bei weitem überragte, akzeptierte: Pad war flinker, geschickter und listiger, so dass Sam bei einer ernsthaften Auseinandersetzung (die es einige wenige Male zwischen den beiden gab) nur geringe Chancen hatte. Dennoch war die Rivalität an vielen kleinen Stellen zu spüren. Sam wurde schon beim Ansatz zu einer Regelübertretung mit einem strafend-starren Blick oder einem leisen Knurren von Pad ermahnt. Ich bin mir sicher: Hätte es Sam erlebt, dass die Kräfte Pads nachlassen, wäre es zwischen ihnen zum Kampf um die Rudelführerschaft gekommen. Er war der Kronprinz der kleinen Meute. Zugleich wurde deutlich, dass nach den ersten, ausgelassenen Welpenwochen seine Erziehung in besonderer Weise Pad oblag. Oft waren die beiden miteinander unterwegs und ich hatte den Eindruck, dass Sam in diesen Monaten deutlich reifte und vor allem in seiner Wachsamkeit zum Schluss Pad nur wenig nachstand.

Für diese Beobachtungsmöglichkeiten bin ich Sam wirklich dankbar und auch dafür, dass er auf seine plump-tollpatschige, aber immer gutmütige Weise trotz seiner Größe meiner Mutter ihre Beklemmung vor großen Hunden genommen hat. Er war immer hungrig und so hatte er schnell herausgefunden, dass meine Mutter bei ihren Urlauben in Spanien die Rolle der Küchenchefin übernahm. Also ging ihr auf Schritt und Tritt ein großer Hund hinterher. Jedes Umdrehen wurde ihr zuerst zum Schrecken, denn sie stolperte über einen fluchtartig weghüpfenden Sam, der aber selbst dann schwanzwedelnde Freundlichkeit ausstrahlte, wenn sie ihn versehentlich trat. Dann gewöhnte sie sich an, bei jeder Kehrtwendung kurz innezuhalten und den ersten Schritt in die neue Richtung erst zu tun, wenn der Weg frei war ... - und schattengleich folgte ihr Sam.

Lita war ein wenig höher als Chula und hatte deren kräftigen, breiten Körperbau geerbt. Sie wurde früh in das Rudel aufgenommen und schien eine begabte Jägerin zu sein. Sie hatte nicht das vorsichtige Naturell Chulas,

sondern ging sehr direkt auf die Dinge und auch auf Menschen zu. Ein hervorsteckender Wesenszug von Lita war – in menschlichen Begriffen - eine ausgeprägte Sturheit.

Schon bei ihrem ersten Besuch mit kaum einem halben Jahr erlebten wir dies: Während wir Menschen im Gespräch vertieft waren, flegelte sie sich in einen Sessel, auf dem eine Decke lag. Als wir das entdeckten, versuchten wir alle uns bekannten Tricks, einen Hund aus einem Sessel zu bekommen, ohne handgreiflich zu werden. Der Erfolg dieser Bemühungen bestand darin, dass sie die Augen zudrückte und keinesfalls irgendetwas hören oder sehen wollte. Als wir uns zu einer Lagebesprechung etwas zurückzogen, verfolgten uns hellwache Hundeaugen, die sie sofort wieder zudrückte, als wir uns näherten. Nach einem letzten, gütlichen Versuch griffen wir die Zipfel der Decke und trugen den Hund aus dem Haus.

Später, als Lita nach dem Tod Chulas mit Pad zusammen war, war sie immer noch so stur. In jener Zeit gingen beide bei uns im Haus ein und aus. Dabei hatten wir Lita schon zweimal vom Bett verscheuchen müssen.

Ich reparierte gerade einen Klappladen in einem der Zimmer, als Pad, der zuvor im Wohnbereich gedöste, kam und interessiert zusah. Von draußen her hörte ich meine Partnerin eintreten. Pad schien ganz ungewöhnlich von der Technik des Klappladens fasziniert zu sein: Er ging um mich herum, richtete sich auf, legte die Vorderläufe auf den Fenstersims und betrachtete alles ausgiebig schnüffelnd. Plötzlich ertönte ein Schrei, dann sah man einen Hund über Fliesen schlittern und zur Türe hinauspurzeln.

Wir - Pad und ich - müssen ein herrliches Bild abgegeben haben: Unsere Köpfe zuckten zur Türe, dann sah ich nach unten und er nach oben. Sein Blick und sein Schwanzwedeln könnten in menschlichen Worten vielleicht aussagen: „Ich hab' nichts damit zu tun - ich habe ein Alibi!“ Lita hatte tief schlafend auf dem Bett gelegen! Aus tiefstem Schlaf wurde sie am Nacken gepackt, unartikuliert angeschrien und mit großem Schwung Richtung Türe befördert. Offenbar brachte erst diese derbe Intervention Lita von dem Gedanken ab, ein Bett sei der ihr rechtmäßig zustehende Liegeplatz.

Und zugleich zeigte es wieder, wie gewitzt Pad war, denn sein Verhalten war so zielstrebig auf „sich heraushalten“ ausgerichtet, dass ich es nicht mehr als zufällig ansehen kann. Unterstrichen wird dies, da er mir sofort aus dem Zimmer folgte, gesenkten Kopfes zur Türe hinaussah und sich anschließend demütig geduckt näherte. Er wirkte, als habe er Sorge, nun

ebenfalls des Hauses verwiesen zu werden: Nach meiner Einschätzung hatte er rechtzeitig „Lunte gerochen“ und sich - um die Regelübertretung wissend - vom Ort drohenden Unheils entfernt, als er meine Partnerin kommen hörte. Das ist mehr als nur „gewitzt“: Aus der aktuellen Situation leitete er künftige Reaktionen ab und orientierte sein Verhalten daran.

Von Urvater Wolf, diesem Rudel, meinem Hund und schlaun Menschen

Ich hoffe, die Schilderungen ließen etwas vom Leben dieses spanischen Rudels anschaulich werden. Natürlich habe ich mich in diesem Buch auf markante Erlebnisse beschränkt, ohne dabei nur Spektakuläres zu erzählen, das zwar sicher spannend und unterhaltsam gewesen wäre, aber weniger allgemein beobachtbares Verhalten gezeigt hätte.

Ich will noch einmal darauf hinweisen, dass dieses Rudel schon damals ein Ausnahmefall war: Es hatte eine Bindung an Menschen, an ein Zuhause – also sowohl soziale, wie auch lokale Bindung - , aber es hatte einen selbst abgesteckten Radius für seine Unternehmungen, wie man das kaum noch fand, erst recht heute nicht findet. Trotzdem lebte es nicht verwildert, aber eben doch recht „ungezwungen“.

Allerdings scheint diese Form des Zusammenlebens in manchen entlegenen Regionen Europas immer noch bei Hunden verbreitet. Zumindest gibt es auch in der Literatur Hinweise darauf, dass Hunde zeitweise ein streunendes Rudel bilden und zeitweise wieder in das Dorf, aus dem sie stammen, zurückgehen und dort als Haus- und Hofhunde leben. Diese Beobachtungen – und sicher darf man davon ausgehen, dass nur der kleinste Teil solcher „Grenzgänger zwischen den Welten“ dokumentiert wurden – stellen den Gedanken in Frage, für Hunde gäbe es kein Zurück in ein Leben ohne den Menschen. Natürlich werden Hunde nicht das menschliche Kulturland hinter sich lassen, aber in der Nähe des Menschen gibt es genügend ökologische Nischen, in denen (auch) Hunde ohne direkten Kontakt zum Menschen leben können bzw. könnten.

Ein solches Rudel, dessen Leben sowohl die Nischen im Grenzbereich zum Menschen, wie auch das Zusammenleben mit dem Menschen umfasste, habe ich kennen gelernt. In diese verborgene Seite ihres Lebens haben sie

mich nur langsam hineinschauen lassen – zum Glück: Hätte ich gleich in der ersten Zeit die „dunkle Seite ihres Seins“ schon gekannt, wäre ich mit ihnen sicher nicht so unbefangen umgegangen. Aber je mehr ich von diesen angenehm-freundlichen Wesen mitbekam, umso mehr entdeckte ich dabei auch die raubtierhafte Seite, die unter einer Oberfläche aus mindestens 15 000 Jahren gemeinsamer Geschichte (vermutlich einer noch viel längeren Zeit der Koevolution) verborgen liegt – aber dort ist sie immer noch zu finden. Das sollte man nie vergessen.

Wer sich mit dieser gemeinsamen Geschichte beschäftigt, entdeckt dabei auch viele Hinweise, die ihm das Verständnis für seinen Hund erleichtern. Im Rahmen dieses Buches würde es zu weit führen, auf dieses Thema zu tief einzugehen – zu viel wurde darüber schon nachgedacht, geforscht und geschrieben, um es umfassend darzustellen.

Immerhin scheinen inzwischen so viele Indizien und Beweise zusammengetragen zu sein, dass als Urvater unserer Hunde der Wolf feststeht. Das war lange Zeit nicht so, denn zu unterschiedlich schienen die verschiedenen Rassen, als dass alleine der Wolf deren Ursprung sein könnte: Da waren dann die Vorfahren von Coyoten und Schakalen im Gespräch, aber auch Mutmaßungen über ausgestorbene Urrassen, die ein Bindeglied in die eine oder andere Richtung sein könnten. Allerdings können die Nachkommen von Wölfen (oder auch Hunden) erhebliche Unterschiede in Körperbau und Wesen zeigen, so dass nach wenigen Generationen weiterer Selektion ein gemeinsamer „Urgroßvater“ kaum noch zu vermuten wäre.

Es ist also durchaus sinnvoll, in Richtung Wolf zu blicken, wenn man die Ursprünge verschiedener Verhaltensweisen unserer Hunde entdecken will – sofern man darauf gefasst ist, manche Überraschung zu erleben, denn Unterschiede gibt es schon: Unterschiede zwischen Hund und Wolf, Unterschiede auch zwischen Wölfen, letztlich auch Unterschiede im Nachdenken von Menschen über den Wolf. Gerade letzteres sollte immer im Blick haben, wer die Meinung von Experten hört oder liest. Mir scheint, dass es auf der einen Seite die „klassische“ Verhaltensforschung, auf der anderen Seite eine neuere Form der Feldforschung gibt.

Mit „klassischer“ Verhaltensforschung sind letztlich auch wieder Ansätze gemeint, die sich erst seit einigen Jahrzehnten durchgesetzt haben: beobachten, beschreiben, systematisieren, zählen, auswerten – Begriffe, die in den Naturwissenschaften heute gängig sind. Auf die Problematik dieses

Denkansatzes habe ich schon hingewiesen (und werde dies noch weiter tun): Er geht davon aus, dass das Zerlegen in immer kleinere Beobachtungseinheiten zu immer klareren Erkenntnissen führt. Über weite Strecken traf und trifft dies zu. Allerdings können drei grundsätzliche Einwände gegen dieses Vorgehen sprechen:

- Dieses Vorgehen gibt sich den Anschein der Objektivität, dabei räumen auch viele seiner Vertreter ein, dass tatsächlich jede Form der Beobachtung Einfluss auf das Geschehen hat. Dies ist eine Erkenntnis, die nicht nur für die Verhaltensforschung oder die Sozialwissenschaften gilt, sondern mit der auch „harte“ Wissenschaften wie die Physik rechnen.
- Für das, was der Beobachter nicht erwartet, bildet er keine Kategorie: Beobachtbares Material, das nur selten auftritt oder das der Beobachter nicht wahrnimmt (z.B. durch Prozesse selektiver Wahrnehmung, weil auch in seinem Kopf „nicht sein kann, was nicht sein darf“), wird nicht beobachtet oder geht eben nicht als interessante Ausnahme, sondern als geglätteter Durchschnittswert in die statistische Auswertung ein.
- Zwar erhalte ich durch das Präzisieren der Fragestellung – und das ist letztlich das Zerlegen in immer kleinere Beobachtungseinheiten – auch immer präzisere Antworten, doch zugleich stoße ich auf immer mehr Fragestellungen, die mich zu weiterem Präzisieren herausfordern: Mit jedem weiteren Schritt steigt also die Zahl der (immer präziseren) Fragen fast exponentiell an, die Komplexität nimmt drastisch zu und das Zerlegen in immer kleinere Beobachtungseinheiten trennt, was bisher durch Wechselwirkungen verbunden war. Damit aber geht der Blick für das Ganze schnell verloren - und damit wesentliche Erkenntnisse.

Auf diese Gedanken weise ich hier immer wieder hin, was aber auf keinen Fall als Absage an objektiv nachvollziehbare, vernünftige wissenschaftliche Arbeit verstanden werden darf. Nur gehöre ich zu denen, die – vielleicht in einer Art Gegenbewegung zum früheren Verständnis – stärker den Blick auf das Ganze und die Wechselwirkungen richten und sich in dem Wissen, dass jede noch so subtile Beobachtung Einfluss nimmt, mitten hinein begeben. Was dabei als Ergebnis herauskommt, gilt den Vertretern „klassisch“-wissenschaftlicher Arbeit oft als subjektiver Eindruck ohne statistische Signifikanz oder wissenschaftliche Relevanz, manchmal fast schon mit dem Beigeschmack des etwas Mystizierenden. Aber so ist es wohl immer, wenn zwei grundsätzliche Denkrichtungen im Widerstreit liegen – bis man ir-

gendwann feststellt, wo das Verbindende oder Ergänzende liegt (und ich glaube, man ist in vielen Bereichen an diesem Punkt).

Wenn es nun um das Wesen der Hunde bzw. ihres Stammvaters geht, kann man diese unterschiedliche Herangehensweise vielleicht deutlicher machen durch die Nennung von bekannten Vertretern der jeweiligen Richtung:

Als Vertreter einer traditionell-wissenschaftlichen, sauberen und nachvollziehbaren Arbeitsweise ist – unter vielen anderen – Erik Zimen zu nennen, der sicher den meisten Lesern bekannt sein dürfte. Seine Arbeit über Hunde und Wölfe hat viele Fragen beantwortet, hat viel Licht ins Dunkel gebracht und ist an vielen Stellen Grundlage geworden für den Schutz des Wolfes. Dass man sich mit seiner Arbeit auch kritisch auseinandersetzt, schmälert deren Wert in keiner Weise. Ein wichtiger Ansatz seiner vergleichenden Forschung bestand darin, Verhaltensäußerungen zu beschreiben, zu katalogisieren und bestimmten Situationen zuzuordnen.

In Beispielen, in deren Zusammenhang er von Lernen spricht, zeigt er die auslösenden Reize und die darauf folgende Reaktion; dies ist eine Sichtweise, die eher an Pawlow und seine Arbeit über den so genannten bedingten Reflex erinnert als an den umfassenden Begriff des Lernens, wie wir ihn bei Menschen gebrauchen und der dann auch das Erfassen komplexer Situationen, Anwenden früherer Erfahrungen auf neue Situationen, Assoziation und Intuition, Abwägen von Alternativen, Emotionalität, ... einschließt.

Die Intelligenz der Vierbeiner, so verstehe ich Äußerungen von Zimen, bewegt sich auf dem Niveau komplexer, „biologischer Maschinen“. Der Kybernetiker und Philosoph Heinz von Foerster hat für Zusammenhänge, in denen ein bestimmter Reiz eine bestimmte Reaktion auslöst, den Begriff „triviale Maschine“ geprägt und grenzt dagegen das Lebendige, mindestens aber die höheren Lebewesen als „nicht-triviale Maschinen“ ab, bei denen auf einen Reiz zwar meist eine bestimmte Reaktion erfolgt, manchmal aber auch eine ganz schöne Überraschung.

Verstehe ich – wie früher fast durchgängig in den Naturwissenschaften – Lebewesen als triviale Maschinen, stellt sich von vornherein gar nicht die Frage nach einer Intelligenz, die gar der menschlichen ähnlich sei oder zumindest eine ähnliche, für das Überleben ausgeprägte Funktion habe. Bei dieser Sichtweise wird dann verständlicher, dass Zimen durchaus auch von ganz „handfesten“ Erziehungsmaßnahmen berichtet. Dass er damit auch in einer Tradition steht, wird deutlich, wenn er erfreut beschreibt, wie ihm ge-

lang, alle Pudel seines Versuchsrudels nach Abschluss der Arbeit in gute Hände zu vermitteln: Sie wären ansonsten im Institut eingeschlafert worden. Spätestens an solchen Regelungen (von denen sich Zimen ja abhebt) wird mir deutlich, was mir bei diesem Umgang mit Tieren im Namen der Wissenschaft fehlt: die „Ehrfurcht vor dem Leben“ (Albert Schweitzer).

Als Vertreter der Gegenrichtung möchte ich Jim Brandenburg nennen, der als Tierfotograf besonders durch seine Bilder und Berichte über Wölfe bekannt wurde. Er geht nicht mit Strichliste und Stift los, um das Verhaltensrepertoire von Wölfen auszuzählen – sein Mittel ist die Kamera, mit der er nicht nur die Tiere ablichtet, sondern vor allem auch Atmosphäre einfängt.

In seinen Berichten begegnet man einem Menschen, der voll Bewunderung von seinen Erlebnissen mit den Tieren erzählt, denen er über Monate hinweg folgte. Dabei kann er nicht nur auf großes Wissen zurückgreifen, sondern nimmt subtile Zusammenhänge wahr, die er vielleicht nicht wahrnehmen würde, wäre er ganz auf Mimik und Körperhaltung einzelner Tiere konzentriert, um ja nichts zu verpassen: Wer sich zu konzentriert bemüht, „ja nichts zu verpassen“, verpasst manchmal das Wesentliche.

Aus seinen Wahrnehmungen formuliert er dann Gedanken (Hypothesen) über das Wesen der Wölfe und kann aus diesen heraus mit guten Argumenten andere Meinungen verwerfen. Auch er ist also ein präziser Beobachter, aber eben auf ganz andere Art und Weise. Wenn er von der Intelligenz der Wölfe spricht, ist dies eher der umfassende Begriff von Intelligenz, wie wir ihn auch auf Menschen anwenden würden (wohlgemerkt: die Begrifflichkeit ist dieselbe – die Stufe der Intelligenz eine andere). Was zwischen den Zeilen deutlich wird, ist die Vorannahme, (mindestens) bei den Wölfen auf ein faszinierend intelligentes Gegenüber zu stoßen, eben auf – wie der Titel eines Buches sagt – „Bruder Wolf“.

Ein-Stellungen werden zum Blick-Winkel, aus dem auch ein Forscher die Dinge sieht. Dies wird auch deutlich am Beispiel der Hypothesen zur Domestikation, zu der Frage also, wie aus dem Wolf der mit uns Menschen zusammen lebende Hund wurde, den wir kennen.

Erik Zimen beschreibt, wie sich das enge Zusammenleben von Hunden und Menschen daraus entwickelt haben könnte, dass die Hunde zunächst für die Unratbeseitigung in den frühen, menschlichen Ansiedlungen zuständig waren: Von der üblichen Resteverwertung bis zum gezielten Fressen menschlicher Fäkalien. Noch heute kann man bei den Turkana in Afrika be-

obachten, wie der Hund freudig den Kleinsten den Hintern säubert. Da der Hund selbst später ein Gebüsch außerhalb aufsucht, werden diese Dörfer als recht sauber beschrieben. Wir sind durch die kommunalen Entsorgungsbetriebe verwöhnt und die Alternative „Hund“ wirkt im ersten Moment befremdlich. Aber es funktioniert offenbar gut, wenn auch oft um den Preis, dass der Hundebandwurm auch im Menschen einen Wirt gefunden hat. Ebenso kann man bei diesem Volk feststellen, dass die Frauen seltener als bei anderen Stämmen ihre Kinder mit sich herumtragen – der Hund übernimmt eine Babysitter-Funktion, was vielleicht schon eine Antwort auf die Frage darstellt, wie sich denn Hunde und kleine Kinder vertragen. Vieles dazu werde ich im Zusammenhang mit Tura noch berichten.

Dass der Wolf durch die Frauen zum Begleiter des Menschen wurde, ist vielleicht überraschend, aber wird von Zimen schlüssig beschrieben: Beide Seiten haben ja einen schnell realisierbaren Nutzen, der diese ungewöhnliche Verbindung zwischen Wildtier und Mensch stabilisiert.

Jim Brandenburg hat Wölfe viele Jahre beobachtet. Mit seiner Kamera wanderte er mit und hielt Spiel und Ernst, Leben und Sterben bei den Wölfen fest. In seinen Schilderungen lässt er etwas von der Faszination ahnen, die er empfunden hat, wenn er sie jagen sah: Wie die Wölfe lange einer Herde folgen, wie sie die einzelnen Tiere der Herde beobachten, wie sie wohl Alter und Krankheit präzise einschätzen können, wie sie geschickt und koordiniert das Beutetier isolieren und erlegen. Für ihn wird darin deutlich: Wolf und Mensch standen in der Vorgeschichte an der Spitze der Nahrungskette – beide lebten in einem sozialen Verband, beide waren höchst effiziente, erfolgreiche Jäger, beide konnten genau beobachten und ihr Handeln sinnvoll auf das Beobachtete abstimmen.

Dass Wölfe Reste fressen, die von anderen Jägern zurückgelassen werden, ist bekannt. Brandenburg berichtet auch Fälle, in denen Menschen zurückgelassene Wolfsbeute verwerteten. Für ihn ist deshalb klar, dass sich Wolf und Mensch der Frühzeit gut kannten, sich gegenseitig beobachteten, manches vielleicht auch von einander lernten, zumindest aber immer wieder am Jagderfolg des anderen partizipierten. Ebenso schlüssig ist ihm, dass auch der menschliche Jäger der Vorzeit eine ähnliche Bewunderung empfunden hat, wie er selbst sie spürt, wenn er Wölfe beobachtet. Darin liegt für ihn ein Schlüssel für die Domestikation: Den Wolf zog es immer wieder in die Nähe der Menschen, die sein Revier durchstreiften, um von deren Beuteresten und Abfällen zu profitieren – Bewunderung (und nicht wie in späte-

ren Jahren Abscheu und Furcht) öffnete ihm den Zugang zu den Ansiedlungen der Frühmenschen, die von dem gewitzten Jäger ebenso lernen und profitieren konnten. Vielleicht – auch dafür gibt es in frühen Kulturen und bei heutigen Naturvölkern Hinweise – stand sogar der Gedanke dahinter, den Geist des Wolfes nutzen zu können, indem man das leibliche Tier bei sich aufnimmt und an sich bindet.

So völlig unterschiedliche Theorien zu hören, kann im ersten Moment verwirren. Auf jeden Fall macht es deutlich: Oft ist die Voreinstellung des Forschers bereits eine Weichenstellung für seine späteren Ergebnisse. Dies gilt es also immer zu beachten, wenn Sie bei Experten nachlesen oder Rat suchen.

Wenn es nun um die Frage geht, wie der Mensch auf den Hund kam, scheinen mir die kurz dargestellten Denkmodelle (und einige weitere) nicht im Sinne eines „Entweder – Oder“ nebeneinander zu stehen. Beide sind schlüssig und nachvollziehbar, beide stimmen überein mit dem, was wir heute noch beobachten können, für beide gibt es Indizien aus der Geschichtsforschung. Ich kann mir gut vorstellen, wie sich diese Theorien ergänzen und dass letztlich das Zusammenspiel unterschiedlicher Motive zur Annäherung von Wolf und Mensch führten bis zum Zusammenleben unter einem Dach.

..... und was habe ich von ihnen gelernt?

Jetzt habe ich einige der markanten Hundepersönlichkeiten dieses Rudels vorgestellt. Es gab noch andere, die zeitweise im Rudel mitliefen, aber sie blieben als blasse Charaktere im Hintergrund, bildeten eben das Rudel ohne sonderliche Ambitionen und trugen doch zu meinen Beobachtungen ihren Teil bei. Mir wurde in diesen Jahren des neugierigen Beobachtens vor allem deutlich, dass nicht wir Menschen die Experten für Hundeeziehung sind. Das wenige, das ich früher über Hundeeziehung wusste, wurde von diesem Rudel gleich so gründlich auf den Kopf gestellt, dass ich es über Bord werfen konnte. Dies ging umso leichter, da ich damals unbeschwert von Lehrmeinungen und Expertenwissen war.

Mein erster Schritt war zu akzeptieren, als Mensch von Hunden zu lernen. Sie sind die eigentlichen Experten auf diesem Gebiet, auch wenn es viele Menschen gibt, die sinnvolle und nützliche Ideen haben: Das Hinschauen und Beobachten mit möglichst wenig Vorannahmen (bzw. bewussten und

damit der Selbstkritik zugänglichen Vorannahmen) ist die Basis.

Der zweite Schritt war, dass ich das Gesehene mit meinem menschlichen Denken interpretiere und mir (menschliche) Hypothesen bilde, wie bei dem Gesehenen das eine mit dem anderen zusammenhängt. Dabei gilt immer: Hypothesen sind nicht die Wahrheit. Damit lehne ich jedes menschliche „Ich weiß, wie man mit Hunden umgeht“ als Besserwisserei ab. Dieser Gedanke spiegelt sich auch in einigen Hundert Antworten auf Fragen, die ich über das Internet gegeben habe: In der Regel schreibe ich, was mir zum Problem einfällt, und ermutige, mit diesen Ideen zu spielen und zu beobachten, wie die Reaktionen ausfallen – Reaktionen zu beobachten ist ein guter Weg um herauszufinden, ob eine Hypothese in einem speziellen Fall zu einem individuellen Hund passt.

Das führt zum dritten Schritt: Ein ständiges Überprüfen meiner Hypothesen. Stimmt mein Denken, stimmen meine Hypothesen mit dem überein, was ich weiterhin beobachte oder auch von anderen erfahre? Oder muss ich noch einmal ganz umdenken? Deshalb ist es mir eine große Sorge, jemand könnte aus diesem Buch so etwas wie „Erziehungsrezepte“ ableiten, wie er künftig zu verfahren habe. Wenn, dann höchstens eines: In puncto Hundeerziehung sind die Hunde die Experten und wir Menschen die Lehrlinge, auch wenn wir zuweilen recht klug daherschwätzen.

Und ganz zuletzt folgt ein vierter Schritt: Mit eigenen Hunden so umzugehen, wie ein anderer Hund (oder genauer: der Rudelführer) umgehen würde.

Dabei können (menschliche) Lehrmeinungen über Hundeerziehung anregen, aber wer einen Hund nach einer bestehenden Lehrmeinung erziehen will, hat schon den ersten Fehler (einen Einstellungsfehler) begangen: Jeder Hund entstammt einer charaktvollen Rasse und hat dazu eine ganz eigene Persönlichkeit. Lehrsätze sind dagegen standardisierte Aussagen über einen statistischen Durchschnittshund - und wer hat schon so einen?

Eine wahre Expertin der Hundeerziehung habe ich in dem kleinen Dorf Rabos getroffen, wo ich mich mit Jugendlichen einer Reisegruppe auf dem Dorfplatz aufhielt. Aus einem Hauseingang sprang ein knuddeliger Welpe, in dem sicherlich ein guter Teil Schäferhund steckte, gefolgt von einer braun-weißen Hündin. Sie drängte ihn mit Scheinschnappern von uns ab und erst, als sie sich von unserer Harmlosigkeit überzeugt hatte, trottete sie beiseite, ließ uns aber nie aus den Augen. Nun war die Stunde des Jungen gekommen! Er tobte heran, hüpfte an jedem hinauf, wollte spielen,

raufen, herumtollen. Und die Jugendlichen machten mit - bis sie merkten, wie spitz die Zähne junger Hunde sind. Bei all dem wollte der Kleine seinen Spaß auch mit mir haben, hatte jedoch offensichtlich nicht damit gerechnet, dass ich zu diesem Zeitpunkt schon gelernt hatte, nach Hundart zu raufen - das gefiel ihm gar nicht und er wandte sich wieder den Anderen zu.

Und je mehr die Hände vor seinen spitzen Zähnchen hoch zuckten, die Menschen ihm aus dem Weg hüpfen, dabei halb vergnügt, halb schmerzhaft sein Kneifen mit Quietschlauten bedachten, umso mehr schien es ihn zu noch tollerem Treiben anzuspornen. Mir fiel auf, dass die Gesten und Laute der Jugendlichen eine völlig andere Interpretation zuließen, wenn man sie „wörtlich“ in die Verständniswelt eines Hundes übersetzte: Hochzuckende Hände entsprachen einer Spielaufforderung, Quieken konnte spielerisches Erschrecken bis zu Schmerz bedeuten. All das konnte ihm die Illusion eigener Überlegenheit geben und das Zurückweichen und Abwenden konnte er ebenso interpretieren. Und tatsächlich wurden seine spielerischen Attacken vehementer. Das ging, bis sich einzelne kaum noch zu wehren wussten, sich zurückzogen und sich auf ein Mäuerchen setzten.

Plötzlich sah ich, wie seine Erzieherin (seine Mutter konnte es keinesfalls sein) losraste. Sie schoss zwischen uns durch und stürzte sich mit kurzen Knurren auf ihn, stieß den völlig Überrumpelten um, sprang über ihn hinweg, vollführte etliche Scheinschnapper gegen ihn, der jetzt strampelnd auf dem Rücken lag. Wie peinlich, wenn man so aus kindlichen Allmachtsgefühlen gerissen wird!

Dann trieb sie ihn kurz vor sich her, dabei mal links, mal rechts nach seinen Läufen schnappend. Wohlgemerkt: Sie packte ihn nie, aber das Geräusch der zusammenklappenden Zähne signalisierte, dass sie sehr wohl könnte. Entsetzt flüchtete er in den Schutz der Beine derer, die auf dem Mäuerchen saßen. Schnell rief ich ihnen zu, sie sollten sich keinesfalls bewegen - und sie blieben wirklich regungslos sitzen, die einen wohl, weil sie meiner Weisung zutrauten, sinnvoll zu sein, die anderen eher vor Schreck.

Und die Erzieherin hüpfte auf die Mauer und schnappte nach unten, war gleich darauf unten und schnappte zwischen allen möglichen Beinen hindurch, war wieder oben, unten - eben überall dort, wohin sich der Kleine wenden wollte. Schließlich lag er auf dem Rücken hinter den Beinen der Jugendlichen und regte sich nicht mehr.

Die Hündin ließ von ihm ab, schnüffelte kurz an ihm und tänzelte fröhlich,

als sei nichts gewesen, zwischen uns hindurch wieder zu ihrem Liegeplatz. Zurück blieb ein desillusionierter Kleiner, der ihr auf seine Vorderläufe gestützt nachsah - und dann ließ er es einfach laufen (wirklich: im Sitzen!) und unter ihm schob sich ein kleines Pfützchen hervor als deutlichstes Zeichen, wie sehr seine Überlegenheits-Spiele in die Hose gegangen waren.

„Woher wusstest du, was die Alte tun würde? Warum hast du gesagt, dass wir stillsitzen sollen?“ Ohne großes Nachdenken war mir einfach klar gewesen, wie eine „fähige“ Hundemutter reagieren würde, die ein überzogenes Fehlverhalten des Jungen zurechtrücken wollte. Sie wies dem Kleinen wieder den Platz zu, der ihm im Umgang mit anderen zukommt – und bis zu einem bestimmten Alter ist das die Aufgabe der Mutter. Wenn sich für uns eine Gefahr ergeben konnte, dann nur, wenn wir sie zurückzuhalten versuchten, oder wenn unsere unkontrollierten Ausweichbewegungen ihrem gezielten Schnappen in die Quere kämen. Sie wusste sehr wohl, was sie tat und wie sie es tun musste. Nach einer halben Stunde des Herumtobens war binnen drei Minuten die Welt wieder ins rechte Lot gerückt.

Viele schöne, stille, abenteuerliche, unverständliche, amüsante Erlebnisse verdanke ich meinen vierbeinigen Freunden dort in Spanien. Vor allem verdanke ich ihnen, dass sie mich, den Menschen, ein wenig mit dem vertraut machten, wie man sich als anständiger Hund zu benehmen hat.

Da war der nächtliche Spaziergang unter sternklarem Himmel, bei dem plötzlich leises Rascheln zu vernehmen war und in einiger Entfernung mal da, mal dort dunkle Schatten huschten - oder war es Einbildung? Da denkt man dann doch im ersten Moment an alles Mögliche, bis Petit auf dem Weg erkennbar wird und bei unserer eher rhetorischen Frage „Wo hast du denn Bandi gelassen?“ die Genannte direkt aus dem Gebüsch neben uns hüpf ...

Oder da ist ein plötzliches Treffen mit dem Rudel mitten auf einer kleinen Wiese - wie sie auf mich zustürmen, ich mich niederkauere, mich ihre Schnauzen voller Freude antupfen, meine Hände über ihr Fell streichen, wir kurz zu einem Knäuel werden und dann gemeinsam weiterwandern ...

Oder da ist jener Nachtspaziergang vor meinem inneren Auge, bei dem sie mich begleiten und plötzlich zu leise schleichenden Schatten werden. Dann drängt mich Pad ab, steht quer vor mir, während die anderen verschwinden. Und plötzlich ist da ein mehrstimmiges, gefährliches Zähneflitschen und Knurren vor uns und irgendetwas Größeres stürmt durchs Dickicht davon. Dann tauchen die Schatten wieder auf, die Rute im Laufen schwin-

gend, mit diesmal patschenden Pfoten und Pad schaut zu mir auf: „... hast du gut gemacht, Mensch.“

Oder da ist das einsame Heulen eines Hundes in der Ferne, das schauerlich zum Mondlicht passt, und das ganze Rudel stimmt beim Haus meiner Freunde mit ein. Und das Heulen schwillt an, verebbt - und die Stille der Nacht bringt das Echo aus den Bergen zurück. Sofort antwortet das ganze Rudel. So geht es stundenlang - bis Toni entnervt das Fenster aufreißt und mit der Flinte in den Himmel feuert, um den Kreislauf von Heulen und Echo zu unterbrechen. Erst legt sich betretene, dann friedliche, dann himmlische Stille über das Tal ...

8. Aggressiv oder friedlich?

Lassen Sie mich an dieser Stelle zwischen meinen Erlebnissen mit Rudeln und der Umsetzung meines Denkens auf konkrete Hundeeziehung, noch einmal einen Rückgriff auf den Prolog machen. Bevor ich von den Hunden in ihre vierbeinige Welt eingeführt wurde, hatte ich Angst vor Hunden – ich kenne also auch diese Seite: Wenn man starr vor Schreck dasteht, weil ein großer Hund gerannt kommt und an einem plump-vertraulich herumschnüffelt – und von irgendwo weit hinten hört man eine krampfhaft-freundliche Stimme rufen: „Der tut nichts - der ist friedlich!“ Ja, verflixt: Er hat doch schon was getan - er hat mich geängstigt!

Was in diesem Moment ein argloser Spaziergänger wahrnimmt, passt ja genau in sein Deutungsschema der Situation, in seine Erwartungshaltung: Er sieht einen Hund und erschrickt. Und der Hund stürzt auf ihn zu, fällt ihn an ... – nicht nur ein ängstlicher Mensch empfindet das als Bedrohung und Übergriff. Ob dieser Hund freudig-freundlich oder aggressiv ist, weiß er erst nachher, indem er entweder gebissen wurde oder nicht. Und die Worte des Besitzers hört er ja erst, wenn der Hund sich schon „auf ihn gestürzt“ hat.

Vielleicht sind Sie so langjähriger Hundekenner, dass Sie sich in diese Situation gar nicht hinein versetzen können. Vielleicht können Sie – vor Ihrem Erfahrungshintergrund – ähnliche Gefühle entdecken, wenn Sie sich in folgendes Beispiel versetzen:

In den spanischen Weinbergen traf ich bei einem Spaziergang einen Forstbeamten. Wir grüßten nicht nur, sondern hielten kurz an, rauchten eine Zigarette miteinander und kamen ins Gespräch. Er erzählte, dass er einen gefährlichen Hund suche, der in der Gegend streune, auch Tiere gerissen und schon Menschen bedroht habe. Es klang nach einer Furcht einflößenden Bestie und als ich dann weiterging, war mir nicht mehr ganz so wohl.

Und hinter einer Wegbiegung stand er dann plötzlich: ein sehr großer, dunkler Schäferhund - mitten auf dem Weg, Ohren gespitzt, die Rute nach oben - und versperrte mir den Weg. Und er sah mir unverwandt in die Augen ... - und obwohl ich zu der Zeit schon einige Erfahrung mit Hunden hatte, bekam ich es mit der Angst zu tun. Ist das dieser aggressive Hund?

Wie würden Sie in so einer Situation empfinden? Ich frage nicht, wie Sie reagieren würden, ich frage, welche Empfindungen in Ihnen aufflackern. Bitte denken Sie über diese Frage vor dem Weiterlesen nach.

Und wenn Sie sich ein wenig in diese Gefühlslage versetzen können: Was würden Sie weiter tun? Überlegen Sie es sich bitte möglichst konkret.

Sie können ja auch ahnen: Längst hat dieser Hund gemerkt, dass ihm Schweiß, gesättigt mit Angsthormonen, in die Nase steigt - er kennt diesen Geruch, der ihm sagt: „Du bist mir überlegen!“ Viele Hunde, die stark auf den Menschen bezogen sind, gehen ja gerade auf die zu, die so riechen - manchmal, um sich zu vergewissern, wer da Angst hat, manchmal sogar, um eine vermeintliche Gefahr abzuwenden. Einige diese Hunde - vor allem größere - haben aber auch entdeckt, dass Menschen mit diesem Geruch - sobald man sich nähert - so lustig davon laufen und dabei immer mehr von diesem aufregenden Geruch verströmen: Was für ein tolles Spiel!

Aber zurück zu der Situation in den Weinbergen: Ich war stehen geblieben, sah ihn unverwandt an, dann reckte ich demonstrativ den Kopf in seine Richtung und zog geräuschvoll Luft ein. Er nahm ebenfalls Witterung auf, seine Ohren schwenkten nach vorne, in meine Richtung. Er trabte an, hielt auf eine Korkeiche zu, die mittig zwischen uns am Wegrand wuchs. Er markierte, sah mich kurz direkt an und trabte zurück (gewiss eine Spielart des Signals „abwenden“) - fast genau bis an jene Stelle, wo er zuvor stand. Er drehte um und stand wieder regungslos, aufrecht und aufmerksam.

Stopp – hat sich die Geschichte so entwickelt, wie Sie dachten? Was würden Sie jetzt als nächstes tun? Welche „Sprache“ würden Sie nutzen?

Ich war unsicher, ob ich das begonnene Ritual wirklich in seiner Sprache fortsetzen sollte - aber was man begonnen hat, soll man auch zu Ende bringen. Ich vergewisserte mich, dass niemand in der Nähe war. Dann ging ich zielsicher auf die Korkeiche zu, nestelte kurz an meiner Hose (ein Problem, das Hunde nicht haben) und markierte darüber. Ein Tipp für den männlichen Teil der Leserschaft, falls Sie in eine ähnliche Situation kommen sollten: „darüber“ kann zweierlei bedeuten! Einerseits müssen Sie höher ansetzen, da die Höhe offenbar den Hunden als Anzeichen für die Größe und Stärke des Gegenübers gilt. Andererseits müssen sie auch auf die Stelle treffen, wenn sie deutlich den Geruch - und symbolisch damit wohl auch den Widersacher - vertreiben wollen.

Ich selbst hielt es für richtig, möglichst hoch am Stamm anzusetzen, jedoch nicht den Geruch des Hundes zu überdecken. Möglicherweise - so schoss es mir in diesem Moment durch den Kopf - könnte das direkte Überdecken des fremden Geruches einen Anspruch signalisieren, den ich gar nicht erheben wollte (aber dies ist nur eine Vermutung). Dann ging ich zurück, drehte mich um und blickte gerade zu ihm hin, als er schon loslief und lange und ausgiebig hoch droben an meiner Marke und etwas weiter unten an seiner alten schnüffelte, dabei etwas aufgeregter wirkte als bei seinem ersten Gang an die Korkeiche. Dann markierte er den Baum an zwei weiteren Stellen, trat zurück und sah mich mit deutlichen Zeichen von Aufmerksamkeit und einer nicht mehr so steil aufgerichteten Rute an.

Ich schnüffelte wieder in seine Richtung und zum ersten Mal bewegte sich nun auch die Spitze seiner Rute hin und her, dann unterbrach er den direkten Blickkontakt, trat einen Schritt zur Seite, wirkte insgesamt wesentlich entspannter als zuvor. Ich nahm allen Mut zusammen und ging langsam in direkter Richtung auf die ihm gegenüberliegende Wegseite zu, während er einfach stehen blieb, dabei den Kopf etwas senkte ohne mich direkt anzusehen und Luft einsog. Als ich fast auf seiner Höhe war, blieb ich stehen, sah stur nach vorne und sog ebenfalls wieder Luft ein. Vorsichtig näherte er sich mir und als der Hund, dem dieses Gebiet offenbar gehörte, hatte er das Recht, als erster an mir zu schnüffeln.

Nach einigen Sekunden drehte ich mich zu ihm um, schnüffelte ebenfalls geräuschvoll (auch wenn für meine Nase nichts zu riechen war), ohne ihn dabei jedoch anzusehen. Nach einigem Hin- und Herschnüffeln ging ich dann weiter und er lief einige Zeit leicht versetzt auf der anderen Seite des Weges hinter mir mit, bis er nach einer Weggabelung anhielt.

Als ich mich etwas später nach ihm umschaute, war er gerade eifrig damit beschäftigt, beide Seiten des Weges mehrfach zu markieren. Wahrscheinlich hatte ich ihn mit meinem Eingehen auf seine Ritualsprache davon überzeugen können, dass ich sein Gebiet nur durchqueren wollte. Einige Meter weiter sah ich in einem kleinen Seitental einen alten Bauernhof.

Nach meiner Rückkehr fragte ich Freunde, ob ihnen der Hund bekannt sei. Mir wurde bestätigt, dass es nicht der als aggressiv verrufene Streuner sei, sondern ein Hund von Hirten, die sich für einige Zeit in jenem Bauernhof eingemietet hatten. Aber es sei ein „böser“ Hund, denn er lasse nicht zu, dass jemand auch nur einen Fuß auf das Gebiet setze, das zum Hof gehöre.

Bilder auf den nächsten Seiten:

1. Doppelseite: Blick in Richtung Canigou

links:

Das beherzte Eingreifen der Ziehmutter holt das Junge schnell wieder auf den Boden der Realitäten zurück. Beschreibung im Kapitel „... und was habe ich von ihnen gelernt?“

rechts:

Chula stellt zwei Junge vor. Die Szene oben ist nicht ganz spannungsfrei, denn eigentlich ist Bessi recht aufdringlich gegenüber Mutter und Kindern. Aber sie weiß Chula durch kleine Freundlichkeiten zu besänftigen.

2. Doppelseite:

links: Verbrannte Erde, Pad und Bessi

1986 fanden Tiere kilometerweit kein Dickicht mehr als Schutz. Brände sind in einem Ausmaß, das wir in Mitteleuropa kaum kennen, ein Problem. Bei Windstille liegt noch tagelang Asche in der Luft, der Geruch nach „Lagerfeuer“ hält sich Wochen.

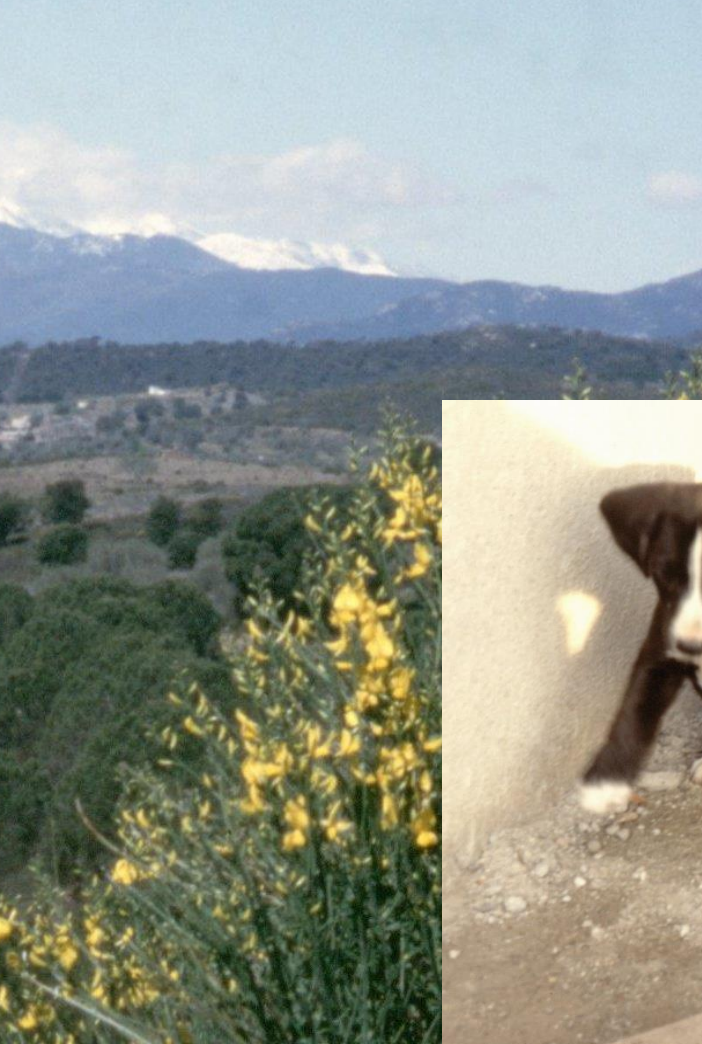
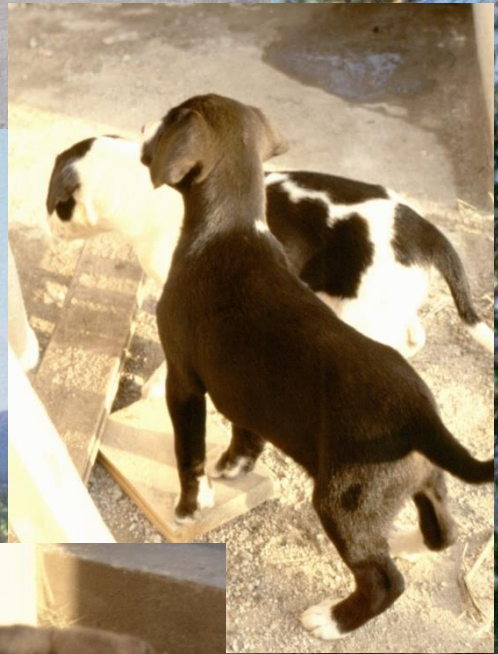
rechts: (Hintergrund) Ausgedehnte Waldgebiete bedecken die Hügel und Berge in der Gegend von Le Perthus. Es dauert lange, bis wieder saftige Wälder und Wiesen entstehen.

Blühender Wiesenrain in einem feuchten Frühsommer.

Bessi wärmt sich den Bauch in der Sommersonne, die das Gras schnell dörren ließ

Freundlichkeit nach dem Erwachen: Bessi mit Chula und Lita









B. Ein Zuhause schaffen

9. la linda

„Es Linda.“

Damals organisierte ich immer wieder für junge Erwachsene Fahrten nach Katalonien. Bei diesen so genannten Freizeiten geht es – anders als bei vielen üblichen Reisen - stärker um das, was man im weitesten Sinne soziales Lernen nennen kann. Dass die Zelte unter Pinien und Korkeichen standen, machte alles gleich richtig abenteuerlich und über das Programm wurde in der Gruppe entschieden auf Grund meiner Vorschläge. Mit so einer Gruppe erkundete ich auch 1990 die Gegend, zeigte ihnen Kultur und Natur, brachte ihnen Land und Leute näher. Es war eine Gruppe, die auch sehr eigenständig agieren konnte und sich binnen Tagen „zusammengerauft“ hatte.

Sie genossen es, den Tag an den Tischen vor einer kleinen Kneipe am Dorfplatz ausklingen zu lassen. Und da war dieser Hund, der mit großen Augen jeden Bissen verfolgte, bis er im Mund verschwunden war. Aber aufdringlicher wurde die Hündin, die wohl Schäferhund und Dobermann in sich trug, nicht. Sie war etwa ein Jahr alt, schlank und zierlich, dabei kräftig und gesund. Im Sturmlauf eroberte sie die Herzen der ganzen Gruppe.

Als die kleine Tochter des Wirts herauskam, wollte sie zunächst den Hund verscheuchen. Aber die Gruppe hielt sie zurück und da sie sah, wie alle ihre Freude an dem Tier hatten, meinte sie: „Es linda.“ Ja, sie hatte recht: „zierlich, hübsch“ - so die Übersetzung - war die Hündin. Ich bestätigte: Ja, sie

ist wirklich hübsch. Aber die Wirtstochter belehrte mich gleich: „Nein, du verstehst mich nicht richtig: es ist **die** Linda!“

Zu den Zelten zurück wollte die Gruppe einen Abendspaziergang machen und bestimmte mich dazu, mit dem Bus vorzufahren. Als die Gruppe eintraf, meinte schon der erste ganz entschuldigend: „Der Hund ist einfach mitgelaufen ...!“ Tatsächlich: Vergnügt erkundete Linda die Zelte. Anscheinend wollte sie auch einmal Urlaub machen. Unangenehm wurde mir die Sache erst am nächsten Morgen. Der erste, der zum Frühstück eintraf, berichtete: „Linda ist gestern Abend erst noch durch alle Zelte getobt, dann hat sie zwischen den Zelten geschlafen.“ Ich machte der Gruppe Vorhaltungen, schließlich hatte sicher jemand im Ort bis spät in die Nacht auf seinen Hund gewartet und war in Sorge.

Also fuhr ich nach dem Frühstück mit dem Hund in den Ort und wollte die Fährte in der Kneipe am Dorfplatz aufnehmen, zumal deren Besitzer zugleich Bürgermeister war und sich bestens auskannte. Ich erzählte ihm, dass der Hund einfach mitgekommen sei und wunderte mich über seinen verständnislosen Gesichtsausdruck. Der änderte sich erst, als ich die Vermutung äußerte, jemand würde den Hund nun vermissen: „No, no, es un perro abandonado.“ Ich konnte es kaum fassen: Ein so schöner Hund war ein besitzerloser Streuner! Als ich zum Bus zurückkehrte, kam Linda mit, als gehörte sie schon immer zu unserem „Rudel“. Und mit dieser Selbstverständlichkeit lief sie fortan bei uns mit. Nur bei Exkursionen ließen wir sie im Dorf in der Hoffnung, sie könnte dort einem künftigen Besitzer gefallen.

Erst in den nächsten Tagen fügten sich die Informationen zusammen: Linda war einige Wochen vor unserer Ankunft aufgetaucht. Da solche Mischlinge bei der Jagd beliebt sind, wurde sie wohl zurückgelassen, weil sie zur Jagd nicht taugte. Kaum verheilte Wunden an einem Hinterlauf könnten Hinweis darauf sein, dass sie angebunden wurde – vielleicht, damit sie dem ursprünglichen Besitzer nicht gleich folgen konnte.

Im Ort schlug sie ihr Quartier auf dem Dorfplatz auf. Sie schlief in einem geschützten Winkel bei der Cooperativa (Winzerei-Genossenschaft), freundete sich bald mit den Kindern, die tagsüber auf dem Platz spielten, an und da sie selbst Tollpatschigkeiten und gezielte Böswilligkeiten der Kleinen gelassen und freundlich ertrug, nahm niemand Anstoß.

Was Linda nicht ahnen konnte: Zwei Wochen nach unserer Freizeit sollte das Dorffest stattfinden und kein Dorf konnte es sich leisten, dass irgend-

welche Streuner - und seien sie noch so hübsch - herumzogen und alle belästigten. Es war beschlossene Sache: Einige Tage zuvor würde der Hundefänger alle Streuner einsammeln und ins Tierheim bringen. Und wenn sich nicht binnen recht kurzer Zeit ein neuer Besitzer fand, wurden die Tiere damals eingeschläfert. Inzwischen schreibt das katalanische Tierschutzgesetz vor, dass kein gesundes Tier eingeschläfert werden darf. Die Konsequenz daraus ist sicher für die Tiere ebenso fatal: Weit mehr Tiere werden in den Tierheimen in gleichbleibend kleine Zwinger gesteckt, teilweise unter freiem Himmel ohne Regenschutz. Deutsche Tierheime sind dagegen Luxusunterkünfte! Und glauben Sie bitte nicht, es würde in Spanien wohl am guten Willen fehlen - es fehlt schlicht und einfach am Geld, denn die Tierheime haben Mühe, für alle Tiere das tägliche Futter aufzutreiben.

Lindas Leben war auf eine erschreckend überschaubare Spanne geschrumpft. Alle möglichen Ideen wurden in unserer Gruppe gewälzt und wieder verworfen. Zuletzt wurde der resignative Gedanke ins Auge gefasst: „Dann machen wir ihr noch ein paar schöne Tage mit uns zusammen!“ Aber zuerst sollte die „vorletzte“ Möglichkeit geprüft werden: Alle, die auch nur im entferntesten eine Chance sahen, wollten sofort mit Eltern und Bekannten telefonieren. An diesem Tag stiegen die Einnahmen der spanischen Telefongesellschaft sprunghaft an ...

... aber wenn es schon in Deutschland schwierig ist, ein Zuhause zu finden für einen Hund, den man vorzeigen kann, um wie viel schwieriger ist es dann erst per Telefon! Argumentieren, flehen und betteln half nichts - nur Absagen.

Eine letzte, sehr kleine Chance sah meine Partnerin in einem Versuch bei ihren Eltern, deren Schäferhund kurz zuvor gestorben war. Aber sie wollten sich für die kommenden Rentenjahre nicht mehr durch einen Hund binden. Nach unserer Einschätzung würden sie sich schon damit schwer tun, einen Mischling ohne Papiere aufzunehmen, wenn sie ihn mit eigenen Augen sehen konnten. Aber genau das hatten wir zu bieten - dazu ohne Erziehung und mit (noch) unbekanntem Mengen von Ungeziefer. Und vor allem: Linda konnte nicht mit ihrem einnehmenden Wesen für sich selbst sprechen, sondern wir mussten versuchen, sie mit Engelszungen zu verhökern.

Eigentlich war es aussichtslos. Aber Linda war den Versuch wert. Mit allen telefonauglichen Münzen der Gruppe versehen, schritt meine Partnerin zur Telefonzelle, die am Ortskern eines Küstenstädtchens stand. Die Gruppe

hatte sich in einem Straßen-Cafe niedergelassen. Es kam kein Gespräch auf, alle schauten immer wieder hinüber.

Dann kam sie zurück und ihr Gesichtsausdruck ließ schon von weitem unsere Hoffnung auf den Nullpunkt sinken: Es sei nur ihre Mutter Zuhause gewesen; sie sei eigentlich nicht an so einem Hund interessiert, wolle aber nicht ohne den Vater entscheiden - man solle später noch mal anrufen. Das einzige Tröstliche war, dass noch kein endgültiges „Nein“ gefallen war.

Die Zeit zog sich lange hin. Die verbrauchten Münzen wurden in der Wirtschaft ergänzt. Dann hingen wieder alle Augen auf der Telefonzelle. Das Gespräch schien sich noch länger hinzuziehen als das Warten. Plötzlich war verzweifelt wirkendes Fuchteln in der Telefonzelle zu sehen. „Sie hat keine Münzen mehr“, rief einer und fast alle zuckten hoch, um beim Wirt das Münzenfach der Kasse zu leeren und hinüber zu bringen. Und wieder vergingen die Minuten. „Würden ihre Eltern 'nein' sagen, wäre sie schon da.“ – „Würden sie 'ja' sagen, müsste sie nicht so lange auf sie einreden.“ - Dann schwang die Tür der Telefonzelle auf und sie riss triumphierend die Arme hoch! Ein Freudenschrei ging durch die Gruppe! Dann kam sie ange laufen. Es war noch kein endgültiges Ja - aber vor allem war es kein Nein. Ihre Eltern wollten noch eine Nacht darüber schlafen, denn eigentlich wollten sie ja keinen Hund mehr ...

Als wir in den Ort rollten, wollten alle unbedingt in die Kneipe auf dem Dorfplatz. Ich glaube, niemand hatte eigentlich die Kneipe im Sinn, sondern alle wollten Linda sehen. Und sie begrüßte uns, als hätte sie nur auf uns gewartet, und als es dämmerte, spazierte sie mit der Gruppe der Staubwolke des Busses hinterher zu den Zelten.

Als am nächsten Morgen der Zeitpunkt für das vereinbarte Telefonat nahte, fuhr meine Partnerin mit der Gruppe zu der schon bekannten Telefonzelle, während ich mit Linda am Haus blieb. Wir hatten ausgerechnet, dass sie nach anderthalb Stunden wohl zurück sein müssten. Ich spielte einige Zeit mit Linda, wir machten einen Spaziergang, dann noch einen, dann war die Zeit um und kein Bus in Sicht. Ich las einige Seiten in einem Buch, ich goss einige Pflanzen hinter dem Haus, ich kontrollierte die Zelte (falls ein Windstoß käme) - versuchte also die Minuten mit Tätigkeiten zu verscheuchen, die in diesem Moment gewiss wenig sinnvoll waren. Fast eine Stunde brachte ich so zu. Dann hörte ich den Bus kommen, dann polterte er den steilen Feldweg viel zu langsam herab, dann bog er ein - Hupen, Gestikulie-

ren, schon von weitem hörte ich: „Sie nehmen sie!“ Und als sie ausgestiegen waren, fügten sie hinzu: „Das mussten wir erst mal 'begießen!'“ (Anmerkung: 'begießen' war bei dieser Gruppe alkoholfrei zu verstehen!) Mir fiel ein Stein vom Herzen! Es gab nur ein Problem: Wo war Linda?!?

Wir suchten sie im Haus und bei den Zelten, umrundeten das Gelände, riefen nach ihr - nichts. Wir suchten bis einer aussprach, was ich mir längst schon selber vorgeworfen hatte: „Wie konntest Du sie nur aus den Augen lassen - jetzt haben wir ein Zuhause und keinen Hund mehr!“ Nachdem auch Streifzüge in die umliegenden Hügel nichts ergeben hatten, kletterten wir alle in den Bus, um die letzte Chance zu überprüfen.

Bei den ersten Häusern des Dorfes beginnt der Asphalt, dann geht es hundert Meter geradeaus, links taucht der alte Brunnen auf, dort scharf rechts und in weitem Bogen in eine enge Gasse nach links, die zwischen dicht geschachtelten Häusern steil ansteigt. Langsam schob sich unser Vehikel im ersten Gang die Gasse hinauf, während alle die Köpfe reckten. Die ersten Dächer tauchten auf - die Kneipe - der Platz - spielende Kinder ... - da war sie! Vor der Kneipe, ganz ins Spiel mit Kindern vertieft!

Und sie zuckte hoch, die sonst lustig wippenden Ohren gereckt. So wartete sie, bis wir am unteren Ende des Platzes geparkt hatten. Als die Schiebetür aufging, sauste sie los, bremste kurz vor dem Fahrzeug und sprang mit einem Satz zwischen die Sitzreihen. Es war, als wüsste sie, dass sie jetzt zu uns gehörte.

Dieser Abend war gekennzeichnet von einer gelösten Stimmung, in deren Mittelpunkt Linda stand. Es wurde schon dunkel, als der Gedanke umgesetzt wurde, jeder könne sich an der Bar drinnen einen der vielen Liköre dieser Region bestellen, von dem alle dann einmal testen durften.

Auch der Bürgermeister / Wirt war froh, ein Problem weniger zu haben (schließlich kostete die Hunde-Entsorgung auch noch Geld) und bot uns sofort jede Hilfe an, um Linda nach Deutschland bringen zu können. So schrieb er uns gleich eine offizielle, bürgermeisterliche Empfehlung an einen befreundeten Veterinär auf die Rückseite eines verklecksten Kassenzettels. Etwas skeptisch nahmen wir das mehrfach gefaltete „Dokument“ in Zwei-Euro-Stück-Größe entgegen.

Erste gemeinsame Schritte mit „unserem“ Hund

In den folgenden zwei Tagen standen notwendige Besorgungen im Mittelpunkt und damit wurde Linda endgültig das zentrale Thema dieser Freizeit und ich glaube, die jungen Leute haben dabei Katalonien von einer Seite kennen gelernt, wie es binnen zwei Wochen sonst selten möglich ist.

Die wichtigste Besorgung war ein Halsband und eine Leine. Also fuhren wir ins Getümmel von Figueres, der nächsten Kleinstadt. Meine Partnerin blieb mit Linda im Auto, die Gruppe zog mit einem Stadtplan los zum Dalí-Museum. Ich kramte in meiner Erinnerung den Weg hervor zum Laden eines Sattlers, bei dem ich schon Hundehalsbänder gesehen hatte. Zu übersehen war dieses Halsband bestimmt nicht, das Linda als ordnungsgemäßen Hund auswies: Das letzte, ausreichend große Exemplar war breit und grün und trotzdem machte sie den Eindruck als sei sie richtig stolz darauf.

Und als hätte sie sich noch nie anders verhalten, ging sie sofort „bei Fuß“ durch das Gewusel der schmalen Gassen, bis wir wieder zu unserer Gruppe stießen. Leider habe ich das in dem Moment nicht als wichtige Beobachtung erkannt - ich ärgere mich noch heute darüber!

Der nächste Weg führte uns zum Veterinär, damit wir mit Linda problemlos nach Deutschland reisen konnten. Dabei verblüffte uns nachhaltig, wie das „offizielle Empfehlungsschreiben“ – jener verkleckste Kassenzettel – Türen öffnen konnte. Vielleicht bin ich als Deutscher auch zu sehr an formal korrekte Bürokratie gewohnt, um einen kleinen, handschriftlichen Zettel als Verwaltungsakt erkennen zu können. Zumal es nicht „irgendein“ Veterinär war, sondern der amtliche Veterinär, der - wie sich im Gespräch herausstellte - auch regelmäßig den Schweinestall des Bürgermeisters inspizierte.

Der Rückweg führte uns an einer Tierhandlung vorbei. Da wir das eklatante Missverhältnis zwischen der Anzahl von Ungeziefer auf und in einem spanischen Hund und deutschem Hygienebewusstsein kannten, besorgten wir Entwurmungstabletten und ein Floh- und Zeckenhalsband.

Den Nachmittag verbrachten wir am Meer, das für Linda neu war: Sie stürmte zum Wasser und soff, was das Zeug hielt. Dann stutzte sie, als fiel ihr auf, dass irgendetwas nicht stimmte. Sie tastete noch einmal mit der Zunge nach dem Wasser - und wandte sich hustend und spuckend mit einem richtigen, körperlichen Schaudern ab und wusste fortan die Vorzüge der mitgebrachten Wasserschüssel zu schätzen. Dieses seltsame Element

Wasser blieb ihr immer etwas fremd. An diesem Mittag trat sie bis zu einer Tiefe von etwa fünfzehn Zentimetern ins Nasse, wich vor jeder noch so kleinen Welle zurück und saß dann längere Zeit mit skeptischen Blicken auf einem Felsen nahe am Wasser.

Schließlich fiel uns auf, dass wir ja noch gar kein Hundefutter besaßen und Linda bisher nur von Abfällen und Resten versorgt hatten. Wir hielten also auf dem Rückweg nochmals an einer Tierhandlung. Ich blieb mit Linda draußen stehen. Im Wesentlichen bestand der Laden aus einem kleinen Fenster, einer schmalen Tür und dahinter einem Durcheinander von Tierkäfigen, Futtermitteln und allem, was es für Haustierhaltung in einem Dorf braucht. Neben dem Eingang stand ein Käfig mit Zwerghühnern und Linda war, als sie sie erspäht hatte, kaum noch zu halten: Das war doch genau das, worauf sie jetzt Appetit hatte ...

Da wir ja nicht wussten, was Linda (früher) gewohnt war, empfahl der Ladenbesitzer, den Hund erst probieren zu lassen - eine gute Idee! Meine Partnerin kam mit Futterkugeln in der Hand zurück. Linda schnüffelte, aber ihre Augen hingen ständig an den Hühnern. Sie nahm auch eine der Kugeln auf, lutschte daran und spuckte sie aus. Dann zog sie wieder zum Hühnerkäfig. Eine andere Sorte kam zum Einsatz, wurde aber ebenso verächtlich ausgespuckt. Mit der nächsten Sorte versuchte es der Besitzer selbst, der etwas fassungslos vor diesem Hund mit dem 'besonderen' Geschmack stand. Nach längerem Überlegen meinte er, er hätte noch ein anderes Futter, das sei aber besonders gut und teuer. Er müsse erst mal schauen, wo er es habe, denn nur wenige würden ihrem Hund so was gönnen.

Als er zurückkam, wiederholte sich das Schauspiel: schnüffeln, aufnehmen, lutschen, ausspucken. Aber dann zuckte Lindas Blick zum ersten Mal weg vom Käfig und sie suchte die kleine, zuerst verschmähte Futterkugel! „Das nehmen wir“, meinte ich, davon überzeugt, dass Linda eine ernstzunehmende Entscheidung getroffen hatte. Offenbar hatte der Geschmack dieses Futters einen Prozess in ihr ausgelöst, dessen Ergebnis etwa so lauten könnte: „Lieber das Futter aus der Hand fressen, als die Vögel im Käfig bloß angucken.“

Am nächsten Tag besichtigten wir antike Ruinen und genossen anschließend einen nahen Sandstrand. Einem so quietschvergnügten Hund wie Linda musste es dabei ja langweilig werden. Und als wir unser Lager im Sand am Meer aufschlugen, wichen ihre Vorstellungen von einem Strandaufent-

halt deutlich von unseren ab: Sie wollte raufen und toben. Nun hatte sie eine Angewohnheit, die ich so von anderen Hunden vorher nicht kannte: Sie packte, wann immer es möglich war, einen Unterarm mit ihren Zähnen und hielt ihn wirklich schmerzhaft fest - auch in Situationen, in denen sie dann nicht raufen wollte. Beinahe schien es, als wolle sie die Menschen, die sie nun endlich hatte, keinesfalls mehr loslassen.

An diesem Tag forderte sie uns unentwegt zum Raufen auf, zeigte aber nur wenig ausgeprägt die typische Spielaufforderungsgesten. Im Rückblick glaube ich, dass bei diesem gerade noch spielerischen Raufen die Klärung der Hierarchie eingefordert wurde. Die Tage zuvor hatte es damit keine Probleme gegeben. Nun schien die Eingewöhnung Lindas ins Rudel so weit fortgeschritten zu sein, dass ihre Stellung geklärt werden musste. Dabei war ihr sicherlich aufgefallen, dass meine Partnerin und ich andere Rollen innehatten, als der Rest der Gruppe. Wir waren also diejenigen, gegen die die hierarchische Abgrenzung erfolgen musste.

Dabei schien sie sich nicht gleich mit mir anlegen zu wollen, sondern sich in der Hierarchie hochzuarbeiten. Eine Zeitlang hielt dies meine Partnerin aus, wurde jedoch zusehends gereizter, da sie sich eigentlich gemütlich sonnen wollte. Das war immer nur für Minuten möglich, dann sprang Linda wieder zu ihr, stupste sie, zog an ihren Armen, schleckte über Rücken oder Beine, kniff sie ... - bis sie sich neuerlich erhob und sie ermahnte.

Es war eine der Stellen, an denen wir spürten, dass Linda nie eine Erziehung von Menschen erfahren hatte. Sie reagierte faktisch überhaupt nicht. Sie reagierte auch nicht, als ich mich einschaltete, und sie mit allen erdenklichen, aber eben humanpädagogischen Mitteln zum Niederliegen, zumindest zum Beenden des Raufens veranlassen wollte. Viel zu kurz ließ sie von uns ab. Kaum hatten wir uns wieder ausgestreckt, tobte sie über uns hinweg, fuhr herum ... - und alles war über und über mit Sand bedeckt, während sie schon wieder an einem Strandtuch oder Gliedmaß zerrte.

Ich verscheuchte sie mit den „bewährten“ Methoden. Mir war eine Idee gekommen: Ich wollte ausprobieren, wie Linda reagieren würden, wenn ich sie „in ihrer Sprache“ mit dem Verhalten eines Rudelführers konfrontierte. Linda kam wieder heran. Bevor sie die große Decke erreicht hatte, richtete ich mich kurz auf und sah sie „böse“ an, dabei versuchte ich unbeholfen, leise und gefährlich zu knurren. Sie stutzte kurz, sah mich an, schwenkte an der Denke vorbei zur Seite, so dass meine Partnerin zwischen uns lag

und packte deren Arm. Ich knurrte lauter, aber sie reagierte nicht. Also tat ich das, was ich von Pad oft genug in solchen Situationen gesehen hatte: Ich warf mich über meine Partnerin, ergriff mit den Händen Lindas Kehle, dabei die Fingernägel kräftig in ihr Fell drückend, drehte sie auf den Rücken und schob meinen Kopf knurrend direkt über ihre Kehle, so dicht, dass ihr Fell meine Lippen berührte, während immer noch die Finger einer Hand in ihren Kehlenbereich gegraben waren. Sie lag sofort mit entsetzt geweiteten Augen völlig bewegungslos.

So verharrten wir einige Sekunden, in denen ich ständig knurrte, bis ich allmählich leiser wurde, meinen Griff lockerte und mich etwas erhob, sie aber genau fixierte. Sie lag bewegungslos. Ich robbte etwa einen halben Meter zurück, richtete mich weiter auf und sah sie unverwandt an. Dann schnaubte ich einige Male, drehte meinen Kopf zur Seite und erst dann zog ich mich entspannt zurück und ordnete meine Decke, dabei ihr immer wieder einen Blick zuwerfend.

Erst zu diesem Zeitpunkt rollte sie auf die Seite, sah uns beide abwechselnd an. Als ich mich ausstreckte, stand sie auf, schüttelte sich, ging einige Schritte von uns weg und legte sich mit dem Hinterteil in unsere Richtung in den Sand. Dort lag sie ungefähr eine halbe Stunde regungslos, dann hob sie den Kopf und sah zu uns her. Meine Partnerin döste, ich selbst war viel zu gespannt. Als ich ihren Blick sah, sagte ich freundlich: „Linda, komm ...“ Dies war der Auftakt zu einer Versöhnung: Sie stand auf und näherte sich leicht geduckt mit hängenden Ohren und ebensolcher Rute meinen Füßen, schnüffelte daran, ohne den Blickkontakt (ein „Blick von unten“, das, was die meisten Menschen als treuherzigen Hundeblick empfinden) zu mir zu unterbrechen. Ich richtete mich auf, sie verharrte. Ich streckte ihr meine Rechte zum Beschnüffeln hin - jetzt kam sie näher, aber erst, als ich mich ihr schnüffelnd näherte und sie kurz am Ohr kraulte, machte die Unterwürfigkeit einem freudigen Schwanzwedeln Platz.

Sie beschnüffelte mich, stupste mir freundlich gegen das Kinn, dann ließ sie sich neben mir halb auf die Decke, halb in den Sand fallen und begann zu dösen. Ab diesem Moment genügte für längere Zeit ein scharfer Blick von mir im richtigen Moment, um ihrem Treiben Einhalt zu gebieten. Der Zusammenhang zwischen meinem „strengen Machtwort“ in ihrer Sprache und dem erwünschten Verhalten war offenkundig.

Wenn ich das so schreibe, stecken darin bereits meine Antworten auf eini-

ge häufig gestellte Fragen – wahrscheinlich sind Sie ebenfalls auf diese Fragen gestoßen bei der Lektüre der letzten Seiten:

„Kommunizieren Hunde zielgerichtet?“ – „Ja.“

„Haben dann Hunde so etwas wie eine Sprache?“ – „Ja.“

„Kann man diese Sprache nutzen?“ - „Ja.“

Haben Tiere eine Sprache?

Vor etwas mehr als hundert Jahren machte sich ein Lehrer daran, einem Pferd mit den Methoden menschlichen Unterrichts die Grundbegriffe der Mathematik beizubringen. Wurde eine Aufgabe gestellt, musste das Pferd so oft mit einem Huf auf den Boden klopfen, bis die richtige Zahl erreicht war. Dieser Lehrer war überrascht, wie schnell das Pferd begriff und auch schwierigere Aufgaben lösen konnte, sogar, wenn sie von anderen als ihm selbst gestellt wurden. Offenbar war die Verständigung zwischen Menschen und Pferden möglich – zumindest, wenn diese recht schlau waren. Selbst fähige Wissenschaftler ließen sich in diesem Sinne überzeugen und bestätigten, dass es sich um keinen Trick handelte. Allerdings gaben einige Skeptiker nicht auf und ersannen eine Versuchsanordnung, bei der das Pferd kläglich versagte: Einer flüsterte dem Pferd eine Aufgabe ins Ohr und verließ den Raum. Nun gab es niemanden mehr im Raum, der die richtige Lösung wusste – auch nicht das Pferd.

Das Pferd hatte etwas anderes als Mathematik gelernt, aber diese Leistung ist nicht minder beeindruckend: Es hatte jeweils so lange geklopft, bis es an den Körpersignalen des Lehrers ablesen konnte, dass die richtige Zahl erreicht war. Später war es ihm dann offenbar gelungen, seine Erfahrungen mit diesem einen Menschen auf weitere Teilnehmer der Vorführungen zu verallgemeinern. Das Pferd hatte also in hohem Maße Verständnis für die Körpersprache einer anderen Spezies entwickelt und damit eigentlich einen guten Beitrag zur Verständigung zwischen Menschen und Pferden geleistet. Aber leider waren alle so fixiert auf seine nicht vorhandenen mathematischen Begabungen, dass alles in einer großen Enttäuschung endete.

Gibt es dann zumindest zwischen den Tieren einer Art so etwas wie Sprache? Was ist überhaupt „Sprache“?

Ich frage Sie: Wie reagieren Sie, wenn Ihnen jemand einmal zuruft „He!“, dann „He, pass auf!“ und ein weiteres Mal „Vorsicht, duck dich!“? Bei dem ersten Ruf werden Sie nur zum Rufer hinschauen. Beim zweiten werden Sie sich umschaun, weil Sie auf etwas „aufpassen“ sollen, also Gefahr droht. Im dritten Fall ist schon klar: Irgendeine Gefahr droht von oben – Sie ducken sich ab und schauen erst dann.

Daraus können wir ableiten: Wenn die Lautäußerung eines Tieres ein unspezifischer Warnruf ist, wird sich der hörende Artgenosse erst einmal umschaun – wenn der Warnruf aber eine klare Botschaft ist, woher die Gefahr kommt, wird der hörende Artgenosse gleich eine sinnvolle Fluchtbewegung starten. Damit ist eine zielgerichtete Kommunikation erfolgt. In diesem Sinne kommunizieren viele Tiere zielgerichtet – Warnrufe sind oft mehr als unspezifische Lautäußerungen. Und diese eindeutigen Warnrufe treten eher auf, wenn Artgenossen in der Nähe sind als wenn das Tier alleine ist. Auch das ist eigentlich klar und uns Menschen nachvollziehbar: „Vorsicht, duck dich“ richtet sich an ein konkretes Gegenüber, ansonsten würde ein erschreckter Aufschrei als Ausdruck der Emotion reichen.

Bis vor wenigen Jahren dachten Verhaltensforscher, die Laute von Präriehunden wären nur ein Ausdruck für die Emotion Angst: Sie sehen etwas Ängstiges und bellen eben - das klassische Reiz-Reaktions-Muster. Das ist so verstanden ein Verhalten, das sich im Laufe der Evolution entwickeln konnte, weil Tiere, die mit einem erschreckten Angst-Laut auch ihre Artgenossen warnen, einen Vorteil gegenüber anderen haben.

Dann entdeckte man, dass Präriehunde für Landraubtiere und Raubvögel unterschiedliche Warnrufe haben. Allerdings waren die Rufe angesichts eines Raubvogels eindeutig, während gegenüber Feinden auf dem Land kein eindeutiger Ruf vorhanden war. Oder etwa doch? In Experimenten konnte man nachweisen, dass es jeweils einen eindeutigen Ruf bei der Annäherung eines Hundes oder eines Kojoten oder eines Menschen gab. Der Präriehund, der die Gefahr bemerkte, rief in die große Kolonie seiner Artgenossen eine ganz konkrete Warnung hinein: „Vorsicht – da kommt ein Mensch!“ Das war ein von anderen Rufen unterscheidbarer Laut – und für andere Gefahren, die sich zu Lande näherten, gab es andere Laute.

Wenn dies konkrete Warnungen waren, müsste auch das Fluchtverhalten jeweils passend sein: bei Gefahr aus der Luft anders als bei Gefahr zu Land. Auch dies bestätigte sich: Die Gewarnten verhielten sich anders, je

nachdem, vor was gewarnt wurde. Die Hörer deuteten den Ruf offenbar jeweils ganz spezifisch, er hatte in ihnen eine konkrete Be-Deutung. Präriehunde haben offenbar sogar die Fähigkeit (und in ihrer Sprache die Möglichkeit), unterschiedliche Menschen oder Hunde zu beschreiben.

Wie kommt man aber überhaupt auf die Idee, diese Laute könnten so etwas wie eine Sprache bilden? Was Sprache angeht, kennen wir Menschen uns ja bestens aus: Unser Leben ist ja ganz stark auf die Sprache hin bezogen. Aus unseren Sprachen können wir lernen, welche Grundregeln erfüllt sein müssen, damit wir überhaupt von „Sprache“ reden können. Wenn man diese Grundregeln zu den Wortbedeutungen (Semantik) und wie die Worte zusammengefügt werden (Syntax) wiederum auf die Präriehunde anwendet, zeigt sich, dass sie eine einfache, aber vollwertige Sprache besitzen.

Da sieht also das eine Individuum eine Gefahr, unterscheidet dabei, um welche konkrete Gefahr es sich handelt, und teilt dies in einem nachvollziehbaren Aufbau so eindeutig den anderen mit, dass sie sich in ihrem Verhalten auf die Gefahr einstellen können - das ist zielgerichtete Kommunikation mittels Sprache.

Ein weiterer Schritt wäre nun, wenn sich Tiere einen Individualnamen geben würden. Bei Delphinen gilt dies als nachgewiesen: Es gibt einen so genannten Signaturpfeiff, der im Sinne eines Eigennamens für das Individuum steht, das ihn von sich gibt. Wir könnten dies mit der Unterschrift eines Menschen vergleichen, die auch im Laufe der Entwicklung reift und sich im Erwachsenenalter nur noch langsam oder gar nicht mehr verändert. So können sich die Individuen eindeutig auch auf größere Entfernung hin erkennen – ungefähr wohl so, wie ich die Hunde in Spanien unterscheiden konnte, die an der nächtlichen Wildschweinjagd teilnahmen.

Darüber hinaus besteht weitgehend Einigkeit, dass Delphine untereinander in einer Weise kommunizieren, die ebenfalls alle Merkmale einer Sprache aufweist. Es wurden auch Experimente durchgeführt, die das Sprachverständnis allgemeiner untersuchten. Einigen Delphinen wurden dazu erst Worte und deren Bedeutungen beigebracht: rechts – links – Ball – Reifen – holen - In einem weiteren Schritt wurden diese Worte dann so kombiniert, dass eine bestimmte Satzstellung eingehalten wurde: „Ball links holen.“ – „Ball links Reifen rechts holen.“ Auch wenn diese Sätze in unserem Verständnis unvollständig sind, erkennen wir den Sinn. Delphine verstanden solche Sätze nach kurzer Zeit, verstanden auch spontan neue Kombi-

nationen der Begriffe (sofern sie der „Grammatik“ folgten). Das lässt den Rückschluss zu, dass Delphine ein grundlegendes Verständnis für den Aufbau einer Sprache haben.

Zugleich machen die Beispiele von Präriehunden und Delphinen deutlich, dass deren Sprachen uns Menschen nicht spontan verständlich sind: Die Tonmodulation erfolgt zu schnell und teilweise in Frequenzbereichen, die wir nicht hören können. Also ist zur Erforschung Einiges an technischem Aufwand nötig und das macht deutlich, dass eine direkte Kommunikation zumindest nicht in der Weise möglich ist, wie wir eine Fremdsprache nach einigem Üben sprechen können. Ein ähnliches Problem tritt bei Elefanten auf: Sie „unterhalten“ sich teilweise in tiefen Frequenzbereichen, die wir ebenfalls nicht mehr hören, und können sich mit Artgenossen auf eine Distanz von bis zu 40 Kilometern verständigen.

Interessant ist die Beschäftigung mit Elefanten, weil sie ebenfalls in strukturierten Gemeinschaften leben, in denen Kommunikation sinnvoll, wenn nicht sogar notwendig ist – sie leben in festen Familien, die teilweise drei Generationen umfassen, und sich oft mit verwandten Familien zu Clans zusammenschließen. Auch hier gibt es offenbar Individuallaute, Äußerungen über Gemütszustände, Aufforderungen und ähnliche, einfache Mitteilungen.

Da findet also in Tierreich Kommunikation statt - und wir können sie gar nicht wahrnehmen, weil unsere Organe dafür nicht geeignet sind: hohe Frequenzen bei Delphinen (oder auch Fledermäusen) - tiefe bei Elefanten - zu schnelle „Aussprache“ - Wenn wir davon ausgehen und gedanklich dafür offen sind, werden wir diese Kommunikation eher entdecken als wenn wir von vornherein davon überzeugt sind, so etwas könne es ja gar nicht geben. Als Rot-Grün-Blinder (Sie erinnern sich an das Beispiel mit den Mohnblumen in der Wiese?) lebe ich ja ständig in einer Welt, in der mir ein Teil der „normalen“ Wahrnehmung fehlt. Aber von Kindesbeinen an habe ich gelernt damit zu rechnen, dass es mehr gibt als das, was ich sehe - eine Lebenserfahrung, die ich manchen wünschen würde.

Natürlich wurden Untersuchungen zur Sprache auch bei „unserer Verwandtschaft“, den Affen, angestellt und auch dort konnten in vielen Fällen Strukturen einer einfachen Sprache nachgewiesen werden, ebenso etwas wie Eigennamen – einen individuellen Laut eines jeden Tieres – und ein Erkennen der verwandtschaftlichen Beziehungen. Warnrufe scheinen nicht nur eine grobe Information über die Gefahr zu enthalten, sondern auch

über die Situation, wer schrie und wo er sich befand. Das sind schon erstaunlich viele Details, die da kommuniziert werden. Interessant ist eine Schilderung, auf die ich stieß: Gab ein junges Tier einen Warnruf von sich, schauten die Erwachsenen erst einmal zur Mutter, wohl um die Ernsthaftigkeit des Rufes zu überprüfen. Ähnliches – ob nun als Regel oder nur durch Zufall – hatte ich bei Hunden auch schon erlebt.

Ich bin sicher: Wesen, die in einem sozialen Verbund leben, haben ähnliche Strukturen entwickelt - zum Beispiel Kommunikation. Bisher hat man zu sehr auf die einzelnen Tierarten geschaut und stieß immer wieder auf Ähnlichkeiten. Betrachtet man jedoch nicht die Evolution von Präriehund, Delphin, Elefant, ... , sondern die Evolution von „sozialen Systemen“, stellt man fest, dass es grundlegende Muster gibt (und geben muss), die einen Vorteil bilden für das Überleben von Individuum, Gruppe und Art. In diesem Sinne entspricht dies der Selbstähnlichkeit, die der System- bzw. Chaostheorie folgend immer dann auftritt, wenn man vom Großen zu seinen immer kleiner werdenden Teilen vordringt (zum Beispiel hat ein Küstenabschnitt auf einer Landkarte ein ähnliches Aussehen wie die Steinchen und Sandkörnchen, die an diesem Küstenabschnitt den Übergang von Wasser zu Land darstellen). Man darf also die Hypothese aufstellen: „Wo ich bestimmte soziale Strukturen sehe (zum Beispiel ähnlich einer Familie), muss es auch zielgerichtete Lautäußerungen im Sinne einer Sprache geben.“

Was wäre der Unterschied? Die Einstellung des Beobachters. Ihm wäre klar, wonach er sucht und er würde sein Augenmerk mit der Offenheit zu sehen, was es zu sehen gibt, darauf richten.

Unser Weg zur Entdeckung und Erforschung der Sprache im Tierreich war jedoch ein anderer: Es bestanden erhebliche Vorbehalte gegen die Hypothese, es gäbe zielgerichtete Kommunikation zwischen Tieren. Umso mehr kann man davon ausgehen, dass die Untersuchungen besonders sorgfältig durchgeführt wurden, damit sie sich nicht schon durch formale Fehler dem Gespött der Kritiker aussetzen. So kommt es, dass man bis heute immer und immer wieder beweisen muss, was schon bewiesen ist: dass es bei dieser und jener Tierart eine Form von Sprache gibt. Solange viele Menschen (und dazu gehören auch Wissenschaftler) davon ausgehen, Sprache sei ein Privileg, das den Menschen vom Tier unterscheidet, gilt wohl auch hier, dass nicht sein kann, was nicht sein darf.

Und bisher habe ich nur über solche „Sprachen“ nachgedacht, die akusti-

sche Möglichkeiten nutzen - sie sind uns durch die eigene Kommunikation vertraut. Rituale als „non-verbale Sprache des Verhaltens“ sind uns ebenfalls vertraut. Aber es gibt ja noch viel mehr! Gerüche können Informationen vermitteln, die wechselnde Farbgebung der Haut, Abfolgen von Berührungen und vieles mehr - wir stehen erst am Anfang dieser Entdeckungen und es fällt schwer, im Denken offen zu sein für solche noch viel fremdartigere Kommunikationsformen.

Was nun die Sprache der Hunde angeht, weiß man, dass die Lautäußerungen von Hunden mehr Variationen kennen als die ihrer wölfischen Verwandten, dafür die Gesichtsmimik verkümmert ist. Zugleich kennen Hunde jedoch mimisches Verhalten, das sie nur gegenüber dem Menschen zeigen. Nimmt man dies zusammen, scheint es wahrscheinlich, dass uns Hunde mit ihren differenzierteren Lautäußerungen durchaus etwas sagen wollen und wohl darüber hinaus noch andere Kommunikationsmittel einsetzen.

So differenziert wie unsere Sprache auch ist, so ist sie doch nur ein Modell unter anderen, die einfacher geblieben sind. Ein Umkehrschluss daraus könnte dann heißen: Aus diesem Modell (unserer Sprache, unserer Kommunikation) kann ich Hypothesen ableiten, die ich auf ihre Gültigkeit hin bei den einfacher strukturierten Sprachen im Tierreich überprüfe.

In der menschlichen Kommunikation sind die nonverbalen Anteile wichtig, teilweise wichtiger als das dazu gesprochene Wort (manche Untersuchungen meinen, der nonverbale Anteil an der Überzeugungskraft einer Argumentation läge bei 80 Prozent). Damit sind auch alle ritualisierten Elemente der Kommunikation gemeint, mit denen wir uns anderen mitteilen. Ich halte es deshalb für legitim, mit dieser Hypothese auch die – oft ritualisierte – Körpersprache von Hunden in die Betrachtungen zu einer „Sprache der Hunde“ einzubeziehen. In einem sind sich ja die meisten Hundekenner einig: Hunde kommunizieren untereinander differenziert und sinnvoll – und bestimmt nicht nur durch bellen. So kennen die wölfischen Verwandten unserer Hunde neben den Lautäußerungen ein breites Spektrum an Mienenspiel und Körpersprache. Dominante Gesten werden mit Demutshaltungen beantwortet und beides stabilisiert in ständig wiederkehrenden Situationen die komplexe soziale Struktur. Wahrscheinlich spielen auch Gerüche eine Rolle, zumindest urinieren rangniedrige Wölfe oft in Hockstellung, wohl um ihre Duftmarken nicht so weit zu verbreiten, wie ein Alpha-Wolf, der mit erhobenem Bein weit großflächiger uriniert – ein Verhalten, das auch bei Hunden unabhängig vom Geschlecht teilweise beobachtet werden kann.

Untersuchungen beim Menschen, aber auch bei einer ganzen Reihe von Tierarten haben gezeigt, dass es wohl so etwas wie eine genetische Anlage zum Erlernen einer Sprache gibt: Während Laute der eigenen Art schnell imitiert und intensiv geübt werden, werden andere Geräusche aus der Umgebung nicht aufgenommen. Menschen erlernen die Sprache am leichtesten in den frühen Lebensjahren, auch eine zweite oder gar dritte Sprache wird in der Kindheit einfacher erworben als in späteren Jahren. Für Kleinkinder ist das Produzieren von Geräuschen und Lauten ein Spiel. Wissenschaftler konnten dabei rund siebzig unterschiedliche Laut-Elemente („Phoneme“) erkennen, von denen aber in der (deutschen) Sprache nur rund vierzig genutzt werden. Was geschieht mit den anderen? Sie werden vergessen, verlernt. Wollen wir eine Fremdsprache erlernen, fällt uns gerade das „Wiederentdecken“ dieser uns dann fremdartig wirkenden Laute schwer. Aber es gelingt. Vor allem, wenn wir eine Sprache nicht „pauken“, sondern Sprachenlernen als „spielen“ verstehen.

Ich stimme damit also Entwicklungspsychologen zu, wenn sie sagen, dass Lebewesen in bestimmten Lebensphasen bestimmte Lernschritte besonders leicht vollziehen können. Ich stimme nicht zu, wenn daraus gefolgert wird, in anderen Lebensphasen wäre dasselbe kaum noch oder nicht mehr zu erlernen - mir erscheinen zu viele Aspekte noch ungeklärt, um zu einer so weitreichenden Feststellung zu kommen. Gerade über die Auswirkungen von Spielen (und spielerischem Lernen) in unserem Gehirn weiß man noch wenig. Wir wissen zum Beispiel, dass viele dem Opium ähnliche Substanzen ausgeschüttet werden, also Stoffe, die uns bis hin zur Sucht zum Wiederholen ähnlicher Situationen anregen (was für eine Aussage wäre es über ein Bildungssystem, in dem „Lernsucht“ zum Problem würde!). Druck und Stress dämpfen wiederum die Bereitschaft zum Spielen. Andere Botenstoffe wirken gleichzeitig auf die Regulierung der Körpertemperatur und auf die soziale Anbindung (was ja ebenfalls eine Art von „Wärme“ darstellt) ein - wiederum mit Auswirkungen auf Spielbereitschaft und neugierig-aggressive („herangehende“) Verhaltensweisen.

Ich bin sicher: beim Spiel „Sprachenlernen“ gäbe es noch viel zu erforschen. Ich habe Spanisch nie im schulischen Sinne gelernt, aber nach ein paar Tagen unter Spaniern „fließen“ die Worte, ohne dass ich meine Sätze Wort für Wort übersetze - wie im Spiel und ohne zu Denken und manchmal muss ich mich selbst überraschen lassen, wie wohl ein Satz, der aus meinem Munde kommt, enden wird (und er endet - meistens - sinnvoll!).

Die typischen Lautäußerungen ihrer Art werden bei vielen Tieren vor Beginn der Geschlechtsreife erworben. Will man nun überlegen, wann Hunde ihre „Sprache“ erwerben, ist es sicher legitim, an die Zeit zu denken, in der sie in das Rudel hineinwachsen, beginnend also etwa acht bis zwölf Wochen nach der Geburt. Über spielerisch variierte Lautäußerungen bis zu immer stärker ausdifferenzierten Verhaltensweisen im sozialen Kontext wird der Gebrauch der artspezifischen Kommunikationsmittel trainiert.

Wenn diese Wochen des „Spracherwerbs“ unterbrochen werden, weil der junge Hund nun zu seiner neuen Familie übersiedelt, bleibt die Sprachentwicklung unvollständig. Manches kann aufgearbeitet werden durch häufigen Kontakt zu anderen (auch älteren) Hunden. Vor allem aber lernt der junge Hund die „Sprache“ seines Rudels – durchaus auch in dem Sinne wie das zuvor dargestellt Pferd: Er lernt auf die Körpersignale der Menschen zu reagieren, ohne dass die Menschen dies immer wahrnehmen. Von dieser Hypothese ausgehend ist mir verständlich, warum Hunde, die besonders früh in eine neue Familie kamen bzw. die kaum einmal Kontakt zu anderen Hunden hatten auf meinen Ansatz, mit ihnen umzugehen, weniger gut ansprechen: Sie kennen die Sprache nicht, die eigentlich ihre eigene sein sollte.

Es scheint bei manchen Hunden im Alter von ein bis zwei Jahren eine Phase zu geben, in der sie versuchen, Abfolgen von winselnden bis jaulenden Tönen von sich zu geben. Ich habe den Eindruck, sie versuchen die unablässig aus dem Mund ihres Besitzers kommenden Geräusche zu imitieren, fast als würden sie darauf hoffen, irgendwann seine Sprache zu sprechen. Dies lässt dann einige Monate später wieder nach. Unsere Doña kam erst mit über vier Jahren in eine solche Phase, möglicherweise ausgelöst durch eine hormonelle Anomalie. Winselnd, jaulend und brummelnd „erzählte“ sie uns alles Mögliche, Kirchenglocken animierten sie zu andächtigem „mitsingen“. Nach einigen Wochen klang die Phase ab - ausser dem „Mitsingen“.

Nach meiner Auffassung spricht Vieles dafür, dass es auch bei Tieren eine Phase gibt, in der sie eine Sprache besonders leicht lernen. Über die von der Natur dafür vorgesehene Zeitspanne hinaus könnte es mit körperlichen, hormonellen Vorgängen zusammenhängen, im weitesten Sinne mit „Sondersituationen“ - auch solchen, wie zu Beginn des Buches beschrieben. In „Sondersituationen“ könnte - unabhängig vom Alter - das Erlernen einer Sprache wieder leichter fallen als im Alltag. Weil wir dies nicht nur bei Hunden, sondern auch bei Kindern und Jugendlichen und auch bei uns selbst beobachten konnten, orientieren wir uns in unserer Arbeit mit Kindern und

Jugendlichen erfolgreich an diesen - unbewiesenen - Hypothesen.

Bei den Hunden in einem Rudel lassen sich feststehende Abläufe von Verhaltensweisen immer wieder beobachten: Jede Begegnung, jeder Aufbruch, jeder soziale Kontakt hat rituelle Elemente. Wo wir Menschen fragen würden „Sollen wir aufbrechen?“, beginnt ein erwachter Hund ein längeres Spiel von Gähnen und Strecken, von Horchen und Schauen. Er nähert sich in bestimmter Reihenfolge anderen Schlafenden, dabei achtet er auf seine Blickrichtung, muss wissen, was ein Schwanzwedler, ein Brummlaut oder ein tiefes Atmen sagen soll - kurz: Er muss die ritualisierte Sprache (und natürlich die Lautäußerungen) beherrschen.

Mein Hund Tura hatte mit etwa einem Jahr eine sich über Wochen hinziehende Phase, in der sie pünktlich kurz nach sechs Uhr munter wurde und zum Spielen aufgelegt war. Sie kam ans Bett, streckte sich und gähnte mit aufmerksamkeitsheischenden Quietschlauten, bis ich allmählich wach wurde. Öffnete ich die Augen, sah ich einen Hund, der – hündischen Anstandssitten folgend - in gebührendem Abstand vor dem Bett saß und sofort mit beträchtlicher Geschwindigkeit mit dem Schwanz zu fegen begann. Das setzte immer erst ein, wenn ich die Augen öffnete. Die Haltung, zusammen mit der wild und flach über den Boden schlagenden Rute würde ich ungefähr übersetzen mit: „Ich bin voller Tatendrang, aber ich will meinen Rudelführer auch nicht verärgern.“

Schloss ich die Augen wieder, verebbten die Geräusche des fegenden Schwanzes. Manchmal trottete sie weg, meist aber folgte wieder quietschendes Gähnen, bis ich die Augen wieder öffnete, worauf sich mir dieselbe Szenerie bot. Richtete ich mich gar in diesem Moment auf, streckte sie sich lang und ausgiebig und trat danach seitlich neben das Bett, jetzt freudig mit der Rute rudern - ich hatte die falschen Signale gesetzt.

Natürlich konnte ich sie auch mit Worten dazu bringen, sich wieder einen Platz zu suchen und noch eine Weile zu dösen. Aber ein viel schnelleres Mittel bestand in einem langen, tiefen Brummlaut (keinesfalls zu verwechseln mit einem Knurren), bei dem ich noch nicht einmal die Augen öffnen musste (vor allem war ich dazu auch in schlaftrunkenem Zustand fähig!). Durch spaltbreit geöffnete Lider konnte ich sehen, wie der aufmerksam aufgerichtete Kopf nach unten sank, sie – als ob sie ratlos wäre - einige Male hin- und herschaute und sich dann verzog. Eine interessante Variante war, sich einmal kräftig zu strecken (aber bitte wie ein Hund: Arme und Beine im

90-Grad-Winkel anspannen) und den Brummlaut beim Lockerlassen von sich zu geben. Auch dann trottete sie, wie oben beschrieben, davon - kam aber nach wenigen Minuten wieder (manchmal hat sie das auch verschlafen ...).

Da dies auch bei anderen Hunden regelmäßig wiederholbar war, meint der Brummlaut wohl „Laß mich schlafen!“ , ein Strecken mit Brummlaut dagegen „Ja, gleich - nur noch ein bisschen ...“. Wenn Sie aber aufstehen und den Hund zu seiner Decke führen und mit ihm reden und ... - dann hat das Spiel, auf das er sich freut, bereits begonnen.

Katzenwäsche und Hundeparfüm

Unser Ausflug mit Linda ging zu Ende und das „Machtwort“ hatte seine Wirkung nicht verfehlt. Aber auch bei der Rückfahrt stand Linda – ganz wörtlich – im Mittelpunkt: „Da krabbelt was - ist das eine Zecke?“, meinte plötzlich einer. Als Fahrer konnte ich die entstehende Bewegung nur im Rückspiegel verfolgen, dann tönte es: „Da ist noch eine!“ – „Ist das da auch eine?“ – „O Gott, da hat es ja überall Zecken!“

Ich bog in einen Feldweg ein - was da hinter meinem Rücken geschah, war mir nicht ganz geheuer! Kaum standen wir, wurden die Türen aufgerissen - die Entsetzten stürmten nach draußen, die Mutigen durchforschten jeden Winkel. Da war wirklich eine Unmenge von Zecken. Sie strebten von einem gemeinsamen Mittelpunkt weg, der sich genau dort befand, wo Linda während der Fahrt gelegen hatte. Und als wir Linda inspizierten, kam noch einmal ein ganzer Schwung dieser Tiere zutage. Hatte da nicht auf dem Floh- und Zeckenhalsband gestanden, dass es nach 24 Stunden seine volle Wirkung entfalten würde? Aha, die Ratten verließen das sinkende Schiff! Und ein spanischer Hund, der für seine Ankunft in einem hygienebewussten, deutschen Haus vorbereitet wird, ist ein solches sinkendes Schiff (zumindest in den Augen von Zecken).

Später fragte einer aus der Runde, ob wir nicht zum Tierarzt sollten und begründete dies: „Da kann doch etwas nicht stimmen, wenn die Linda so viele Zecken hat!“ Diese Äußerung zeigt durchaus einen Unterschied zwischen deutschen Hunden und spanischen Streunern, der mir schon geläufig war: Ich kannte das Rudel nur mit Ungeziefer. Die meisten trugen leicht erkennbar einige Zecken (und noch viele versteckte) mit sich herumtrug

und wenn man beim Kraulen einen kleinen, schwarzen Punkt auf der Hand sah, musste man schnell draufhauen, bevor er weiterhüpfte ... !

Urlaubern, die in südlichen Ländern einen zutraulichen Streuner streicheln wollen, der sich genüsslich auf den Rücken dreht und ihnen den Bauch hinhält, gilt deshalb meint Rat: Wartet kurz! Lasst dem Privatzo, den er bei sich trägt, Zeit, in dichtere Fellbereiche zu fliehen (man kann es tatsächlich rennen und flüchten sehen!) - dann könnt ihr ihn recht gefahrlos streicheln.

Toni und Merche erzählten mir von ihren frühen Versuchen, Zecken zu entfernen und die Hunde einigermaßen regelmäßig zu baden oder zu pudern. Aber Hunde sind eben lernfähige Wesen und sobald sie auch nur ahnten, „es“ könne wieder passieren, waren im weiten Umkreis keine Hunde mehr zu finden. So beschränkten sie sich letztlich nur darauf, falls nötig die eine oder andere Entzündung zu behandeln. Andere Hundehalter berichteten mir von ähnlicher Resignation und ich kann ihre Einstellung verstehen: Wenn ein Hund öfters am Tag einen Spaziergang rund ums Dorf unternimmt, bringt er jedes Mal Zecken mit. Bald wird man entweder die Bewegungsfreiheit des Hundes einschränken und ihn zum reinen Haushund machen oder eine gewisse Ungeziefermenge als hundetypisch akzeptieren.

Ich erzähle dies, um ein wenig dem Eindruck entgegenzuwirken, alle Hunde in südlichen Ländern, an denen man eine Zecke sieht, seien verwahrlost. Wir legen an dieser Stelle einen Maßstab an, der in einer anderen Umgebung nicht mehr praxisgerecht ist. Wir leben auch deutlich enger mit Hunden zusammen als es zum Beispiel in Spanien üblich ist. Umso wichtiger ist uns dabei: Wir wollen den Wohnraum, aber nicht das Ungeziefer mit ihm teilen.

Unterscheidet sich der Maßstab, was hygienisch sei, schon von Region zu Region, dann bringen Hunde selber noch einmal eine ganz andere Sichtweise mit. Einem Hund ist wohl eher wichtig, dass es ihn nicht allzusehr juckt. Vielleicht würde er auch lieber ein paar Zecken akzeptieren, wenn er dafür öfter ungezwungen um den Wohnblock wandern dürfte. Und manchen deutschen, sauberen Haushund juckt es mehr als seine spanischen Artgenossen, weil zu häufiges Waschen seine Haut reizt.

Hunde haben nach meinen Beobachtungen ganz andere Formen der Körperpflege. Am Auffälligsten ist sicher das eigene Putzen und Abschlecken, auch das gegenseitige Pflegen und Absuchen. Dabei sind manche so geschickt, dass sie Zecken regelmäßig komplett entfernen – das ist etwas, was mir nicht immer gelingt. Linda konnte dies. Und sie konnte dabei auch

eine Zecke von einem kleinen Ohrstecker unterscheiden – nach einigen vorsichtigen Versuchen beließ sie letzteren, wo er war.

Das Putzen ist abhängig vom Verschmutzungsgrad. In Deutschland säuberte sich Tura einige Minuten täglich. Ganz anders in Spanien: Abends wurde „Toilette“ gemacht mit ausgiebigem Schlecken, Kratzen und Knabbern. Und morgens, wenn draußen gerade die Sonne aufging, erwachte ich regelmäßig daran, dass sich neben meinem Bett eine Hundedame hübsch machte. Wenn ich sie nicht meinem Schlafbedürfnis folgend unterbrach, arbeitete sie gut eine Stunde an sich. Dann stand sie auf, schüttelte sich und trat aus dem Kreis von Ästchen, Steinchen, Kletten und ähnlichem, der sich um ihr Lager gebildet hatte.

Ein Hund wälzt sich auch öfters im Sand, bis die feinen Partikel tief in sein Fell eingedrungen sind. Wir Menschen haben dann den Eindruck, der Hund sei staubig (und damit schmutzig), der Hund sieht das anders. Und ebenso weit werden die Einschätzungen auseinander gehen, wenn wir den Hund dann waschen wollen, damit er wieder sauber ist.

Tura spielte im Sommer gerne in der Dusche und schnappte mit Wonne nach dem Wasserstrahl. Aber sie unterschied sehr wohl dieses Spiel von der für sie offenbar ernstesten Handlung des Duschens, das sie zu ertragen gelernt hatte, ohne ihm jedoch etwas Freudiges abgewinnen zu können. So hatte ich für Tura entschieden, dass nur nach Spanienurlauben ein Badetag anstand, der meine menschlichen Hygiene-Bedürfnisse befriedigte. Und den Unkenrufen mancher zum Trotz hatte sie ein (selbst-) gepflegtes, glänzendes Fell ohne Verunreinigungen und ohne sonderlichen Geruch.

Wie Hunde ihre eigene Art des Waschens haben, so kennen sie sich auch in der Benutzung geeigneter „Parfüms“ hervorragend aus. Auch darin weicht ihr Geschmack von dem unseren deutlich ab: Manche Hundebesitzer klagen, dass ihr Vierbeiner an keinem Misthaufen vorbeikommt.

Mir fiel auf, dass die Hunde des Rudels deutliche Gerüche „aufgelegt“ hatten, wenn sie zur Jagd loszogen. Dabei mussten es nicht unbedingt Misthaufen sein, sie fanden auch auf der nahen Müllkippe allerlei Widerwärtiges. Ich tendiere deshalb dazu, dass es sich um ein prinzipiell sinnvolles und zielgerichtetes Verhalten handelt, denn welches Kaninchen ahnt schon, dass der Misthaufen, den es riecht, so schnell rennen und so kräftig beißen kann?! Es scheint durchaus plausibel, dass die Vorfahren unserer Hunde, wenn sie anders rochen, einen kleinen Vorteil bei der Jagd hatten.

Das Wegschaffen von Kot und Unrat aus den menschlichen Ansiedlungen wird ja auch als eine Theorie zur Frage der Domestikation genannt – über diese Beobachtungen habe ich bereits berichtet. Folgt man diesem Gedanken, haben Hunde über einige Jahrtausende hinweg hervorragende positive Verstärker (Futter, Zuwendung, Schutz, ...) erhalten, weil sie den menschlichen Unrat fraßen und entsprechend rochen.

Andererseits wieder scheinen manche Hunde zu begreifen, dass uns (heutigen) Menschen dieses „Parfüm“ unangenehm ist. Erstmals habe ich das bei Pad erlebt, der öfters „olfaktorisch getarnt“ eintraf. Sobald ich den Geruch wahrnahm und mich mit einem Laut des Ekels abwandte, suchte er eine sandige Stelle. Dort wälzte er sich, bis der Geruch zumindest mir kaum noch wahrnehmbar war.

Ein ähnliches Verhalten konnte ich später bei Linda beobachten: Sie hatte sich mit der rechten Schulter schon in einen Mistklumpen geworfen, bevor ich eingreifen konnte. Um meine Missbilligung zu zeigen, näherte ich mich schnüffelnd und als ich an die Schulterpartie kam, schnaubte ich, wandte mich erhobenen Hauptes ab und ließ knurrend nicht mehr zu, dass sie sich mir näherte. Nachdem ihr das ein paar Mal widerfahren war, lief sie auf eine Stelle mit saftigem Gras zu und wälzte sich darin. Mir schwante Schlimmes und ich zerrte sie weg - aber da war nichts! Mit einem Winsellaut und einem Streichler am Ohr versuchte ich mich zu entschuldigen. Und tatsächlich begann sie - erst etwas unsicher - sich wieder dort zu wälzen und hätte sie sich nicht vor allem auf der rechten Schulter gewälzt und zwischendrin schnüffelnd verharrt, hätte ich dieses Verhalten als Zufall abgetan. Nach einiger Zeit aber war von dem üblen Geruch für meine Nase nichts mehr wahrnehmbar und ich begrüßte sie wieder freudig in meiner Nähe.

Nun mag dies die Leistung von zwei recht intelligenten Hunden sein, aber es zeigt zumindest, dass Hunde nicht nur wissen, wie sie einen Tarngeruch annehmen, sondern auch, wie sie ihn wieder loswerden können. Pad und Linda wussten gegen diesen Geruch vorzugehen, als sie den Zusammenhang zwischen Geruch und menschlichem Verhalten verstanden hatten. Bei anderen Hunden habe ich auch dieses „Abwaschen“ unerwünschten Geruchs gesehen, jedoch ohne menschliches Einwirken. Ich denke, wir sollten zuerst versuchen, dieses Wissen der Hunde zu nutzen, bevor wir mit drastischen Mitteln reagieren und „das Kind mit dem Bade auskippen“ bzw. den Hund durchs Wasser ziehen. Allerdings glaube ich auch, dass dies ein Verhalten ist, das junge Hunde erst von ihresgleichen im Rudel lernen müssen.

Natürlich gilt es auch dabei wieder jene Gratwanderung zu meistern: Einerseits wollen wir unseren menschlichen Bedürfnissen Rechnung tragen, andererseits müssen wir davon ausgehen, dass das Wälzen in Unrat eine in der Welt der Hunde sinnvolle Handlung ist. Einem Hund wird unser menschliches Empfinden unverständlich erscheinen. Also besteht das Problem zunächst darin, ihm diesen komplexen Zusammenhang mitzuteilen: „Wälze dich nicht darin, auch wenn es dir als sinnvoll erscheint, weil ich sonst deine Nähe meiden und dich baldigst waschen muss.“

Bei Tura hatte ich ein ähnlich gelagertes Problem: Einige Zeit schien sie als Leibspeise diverse Kotsorten erwählt zu haben (auch dies ein sinnvoll angepasstes Verhalten, da in vielen Ausscheidungen anderer Lebewesen Nährstoffe sind, die vom Verdauungssystem eines Hundes verwertet werden können). Da ich einen innigen, auch körperbezogenen Kontakt zu ihr pflegte, war dies nicht nur widerlich, sondern trug auch ein gewisses Krankheitsrisiko in sich. Ich musste also etwas dagegen unternehmen.

Ertappte ich sie, sprang ich mit drohendem Knurren und starrem Blick auf sie zu und sie legte sich sogleich bewegungslos auf den Boden. Das gab mir Gelegenheit, sie einfach durch Zupacken in eine andere Richtung zu drehen (also die Fokussierung ihrer Sinne auf diesen Haufen da zu unterbrechen). Dann beschnüffelte ich sie von allen Seiten und in der Nähe ihrer Schnauze ließ ich mein Schnüffeln besonders intensiv und aufmerksam wirken - um mich schnaubend wegzudrehen, in der Hoffnung, dass sie dies auf ihren „Mundgeruch“ beziehen konnte.

Dann brach ich den Spaziergang sofort ab. Ich hielt sie an kurzer Leine und ging schnell und zügig zur Wohnung zurück. Dort ging es direkt ins Bad. Ich hoffte, die ihr spürbare Besonderheit dieses Gehens könne eine Art Brücke bilden zwischen dem ungewünschten Verhalten vor etlichen Minuten und einer Konsequenz jetzt. Dort in der Badewanne - ohne Schuhe oder Mantel abzulegen - wiederholte ich die Schnüffelprozedur von neuem und natürlich mit demselben Ergebnis. Dann stellte ich die Dusche auf relativ kräftigen Strahl und verpasste Tura eine Munddusche.

Achtung: Das ist keine Methode, die für jeden Hund anwendbar wäre! Weiter oben habe ich ja schon beschrieben: Tura spielte gerne mit dem Duschstrahl - sie schnappte danach in jeder Variation und freute sich über ein überraschendes Auf- und Zudrehen des Strahles. Ich habe also etwas, was sie mochte, in einer unangenehmen Weise eingesetzt: nicht als Spiel

(selbst-), sondern zur Säuberung (von mir fremd-) bestimmt. Bei einem Hund, der nicht gerne mit der Dusche spielt, kann dies nicht fruchten!

Nach dieser Munddusche war wieder Schnüffeln angesagt und weil ich mit dem Ergebnis zufrieden war, bekam sie eine kleine Belohnung (noch in der Dusche), die ihre miesepetrige Laune verfliegen ließ. Und anschließend machten wir nochmals den Spaziergang und kamen an demselben Kothaufen vorbei - nur wusste ich diesmal, was uns erwartete. Kaum setzte sie sich in Bewegung, rempelte ich sie an, drängte sie ab und knurrte dabei. Dazu sagte ich streng die menschliche Übersetzung dessen, was mein Verhalten bedeutete: „Nein!“ Und sobald sie sich abwandte und den ersten Schritt in eine andere Richtung tat, bekam sie eine Belohnung. So legte sie dieses unerwünschte Verhalten ab und konnte die Bedeutung eines strengen „Nein!“ auch bald auf andere Gelegenheiten übertragen in dem Sinne, dass sie etwas, was sie gerade tun wollte, sofort abbrechen musste.

Vielleicht scheint Ihnen der Zeitaufwand dafür recht groß. Richtig: Es braucht Zeit, einer völlig anderen Lebensform meine menschlichen Vorstellungen zu vermitteln. Wenn Sie diese Zeit nicht aufbringen können oder wollen, sollten Sie sich keinen Hund zulegen. Und - ehrlicherweise sei dies noch angefügt - am besten auch keine Kinder. Jede Erziehung braucht eben Zeit.

Erst später fiel mir auf, dass ich meistens in solchen Situationen nicht nur ein „Nein“ sagte, sondern „Nein - vergiss es!“. Dies entsprach menschlichen Denkweise, denn einem Menschen hätte ich gleicher Situation vielleicht gesagt: „Das kannst du dir aus dem Kopf schlagen!“ So kam es, dass Tura auch ohne voran gestelltes „Nein“ auf die Worte „Vergiss es“ reagierte. Also benutzte ich diese Worte immer dann, wenn ich glaubte, sie denke gerade daran etwas zu tun, was ich mit einem „Nein“ verbieten müsste. Die Leute um uns her hat das total überrascht: Der Hund zeigt einen Ansatz in Richtung eines unerwünschten Verhaltens, Herrchen nimmt dies geradezu telepathisch wahr, sagt „Vergiss es“ zu dem Gedanken im Kopf der Hundes, der ihn dann betreten anschaut und sein lässt, was er gerade tun wollte. Ich sage Ihnen: Das macht Eindruck!

Ging es bei Tura nicht gerade um Fäkalien, die sie fressen wollte, bot ich ihr später (ja, auch Menschen sind halt lernfähig) versuchsweise ein attraktives Futterhäppchen mit dem Wort „Tausch“ an. Überraschend schnell kapierete sie, was dem Menschen als „gut“ und „schlecht“ erscheint: Das eine schmeckt gut und bringt Ärger, das andere schmeckt gut und bringt Lob.

Natürlich probierte sie die ersten paar Male, ob sie nach dem „guten“ nicht noch ganz schnell das „schlechte“ Häppchen schnappen könnte - also gingen wir zum „Tauschen“ immer ein paar Schritte zur Seite. Und natürlich kam sie auch auf die Idee, mir nach einem Tausch gleich noch ein ausgerissenes Grasbüschel für ein zweites „Tausch“ anzubieten.

Vielleicht gibt es auch (noch) Leser, die - antiquierten Erziehungsmethoden folgend - meinen: „Wenn der Hund etwas unterlassen soll, kriegt er einen Klaps, dann kapiert er es schon!“ Wenn es Ihre ehrliche Überzeugung ist, handgreiflich unerwünschtes Verhalten beenden zu können, dann praktizieren Sie das bitte nicht nur gegenüber dem Schwächeren, dem Hund, sondern auch in Ihrem Umgang mit Menschen: Verpassen Sie Ihrem Widersacher doch einfach einen Klaps - z.B. der Politesse, die gerade ein „Knöllchen“ an Ihren Wagen hängt ...

10. Linda

Ankunft in Deutschland

Etwas mulmig war uns schon, als wir in Spanien den Bus beluden: Wie würde Linda die Fahrt überstehen? Unsere gemeinsamen Exkursionen im Umkreis ließen gerade mal die Ahnung einer relativen Mitfahrtauglichkeit aufkommen. Linda lag zunächst am Boden zwischen den Sitzbänken und schlief. Einige Stunden später fiel ihr wohl auf, dass Sitze bequemer seien und sie quetschte sich mal hier, mal dort auf einer der Bänke dazu und legte sich quer über die Beine der Mitfahrer. Ihr - aber nur ihr - schien diese Haltung angenehm, denn zuweilen baumelte ihr Kopf völlig gelöst mit geschlossenen Augen neben einem Knie herunter. In den Pausen sprang sie mit uns aus dem Bus, gähnte und streckte sich, verrichtete alles Notwendige und war als erste wieder im Bus, als könnten wir sie sonst vergessen.

Besonders eindrücklich blieb mir unsere erste Pause in Deutschland. Ein leichter Gewitterregen ließ Gras, Büsche und Bäume noch saftiger wirken, überall lagen die Wassertropfen gerade noch wie glitzernde Perlen auf den Blättern, die Temperaturen waren angenehm, die Sonne warm - was für ein Anblick nach Wochen spanischer Trockenheit!

Für Linda musste dies noch viel überraschender wirken. Schließlich hatte sie weit längere Zeit die Trockenheit erlebt. Und nun stand sie inmitten hohen Grases und zupfte zaghaft einige Hälmchen. Dann raste sie plötzlich los und drehte Kreise und nach etlichen Runden warf sie sich in einen Graben, wo das Gras besonders dicht stand, und wälzte sich minutenlang nach allen Seiten. Dann lag sie platt auf dem Boden, drückte ihre Schnauze flach aufs Gras und sah uns an, als wolle sie sagen: „Hier gefällt's mir - hier bleibe ich!“

Natürlich blieb sie nicht. Als wir in unserer Heimatstadt ankamen, fuhren wir zuerst die Teilnehmer nach Hause, obwohl sie zu gerne Lindas Ankunft im neuen Zuhause miterlebt hätten. Und dann kam der große Moment, die Haustüre ging auf, Linda wollte sofort hineinstürmen und alles erkunden. Wie schwer fiel es ihr, zunächst im Flur stillzusitzen und sich anschauen zu lassen: „Aha, das also ist der Hund!“ Ja, das war Linda, wie sie leibt und lebt. Und vor allem: Es war ihr Charme, ihre ganz besondere Mischung aus rückhaltloser Freundlichkeit und spitzbübischem Eroberungsdrang, mit dem

sie die Herzen im Sturm eroberte. Und es kamen genau die Fragen, die wir erwartet hatten: „Hat sie wenigstens ein bisschen Manieren?“ – „Ja, klar: Linda - sitz!“ - und schon rannte sie los ...! – „Hoffentlich hat sie kein Ungeziefer!?“ – „Nein, nein, bestimmt nicht.“ - ...!?

Dann durfte sie ihr neues Zuhause besichtigen. Als sich die Türe zum Garten öffnete, trat Linda erst ein wenig zögernd auf die Rasenfläche, sah sich um, blickte zu uns - und dann begann sie wie rasend Kreise zu drehen. Kleine Grasfetzen flogen nur so weg und sie hörte erst Minuten später wieder auf, als sie völlig erschöpft war. In ihrem lockeren Schlendergang trabte sie auf uns zu und beschnüffelte die neuen „Chefs“. Und als wir wieder im Wohnzimmer waren, fiel sie auf den Teppich und schlief ein. Linda war Zuhause.

In den ersten Monaten besuchten wir sie häufig, schließlich hatten wir versprochen, Mitverantwortung für ihre Erziehung zu tragen, und wenn ihre Besitzer eine Reise unternahmen, verbrachte Linda „ihren Urlaub“ bei uns. Später unterstützte sie mich bei der Erziehung von Tura.

Was keiner von uns bei der Ankunft in Deutschland wusste: Aus Spanien brachte sie eine gefährliche Krankheit (Leishmaniose) mit, die nach fast zwei Jahren bei ihr ausbrach. Damals war dies eine in Deutschland kaum bekannte Krankheit und Medikamente mussten aus dem Ausland importiert werden. Inzwischen gibt es bessere Behandlungsmethoden und immer mehr Hunde, die mit ihren Besitzern den Urlaub in Mittelmeerländern verbrachten, bringen diese Krankheit mit – sie verbreitet sich allmählich. Linda überstand diese Krankheit, die zwar nie ganz ausheilte, aber kontrollierbar blieb.

Im Herbst 2003 starb Linda, die – bei aller altersbedingten Gebrechlichkeit - bis in ihre letzten Tage hinein ein freudiger, fröhlicher Hund war. Wirbelsäulenprobleme, die sich bereits seit längerem angekündigt hatten, nahmen ihr von einem Tag auf den anderen ihre Bewegungsfähigkeit.

Wer ist hier der Rudelführer?

Schon am dritten Tag begannen die Abenteuer. Sie tobte durch den Garten - und einen Augenblick später war sie weg. Nachbarn wurden befragt, die ganze Siedlung am Rande der Stadt durchkämmt und ebenso der nahe Wald - sie blieb verschwunden. Eine vordergründige Beruhigung war, dass Linda als Streuner sich gewiss orientieren könne. Aber sie kam nicht.

Abends wurde eine weitere Suchaktion gestartet. So fragten die neuen Besitzer auch Leute, die einige Straßen weiter im Garten arbeiteten. Die wollten zuerst wissen, wie der Hund denn aussah und nach einer kurzen Beschreibung sagte er: „Ja, der Hund war bei uns im Garten und wollte gar nicht mehr weg - wir haben alle Nachbarn gefragt, aber niemand wusste, wo er hingehören könnte ...“ Natürlich: Sie war ja erst gestern angekommen! „Und wo ist Linda jetzt?“ – „Ja, also, ...“

Also fuhren sie gleich am nächsten Morgen ins Tierheim, ließen wohlge-meinte Belehrungen über sich ergehen, bezahlten einen kleinen Obolus an das Heim und als man Linda dann holte, war ihr Verhalten so eindeutig und überschwänglich, dass auch die Mitarbeiter des Heimes keine Zweifel mehr hatten. Dennoch zeigt dies ein Problem: Linda war das Streunen in einem weitläufigen Revier gewohnt und konnte der Verlockung kilometerlanger Wanderungen und ungehemmter Spurensuche nicht immer widerstehen.

Nun stand das Ehepaar vor einer schwierigen Aufgabe: Sie bekamen einen Hund, auf den sie nicht vorbereitet waren, der seinerseits aber auch wäh-rend seines ersten Lebensjahres nicht auf das enge Zusammenleben mit Menschen vorbereitet wurde. Auf die üblichen Anweisungen reagierte Linda weder auf Deutsch, noch auf Spanisch. Sie war nicht unwillig, wenn auch manchmal eigensinnig, aber vor allem war sie intelligent, denn wenn sie etwas erreichen wollte, gelang es ihr mit geringem Übungsaufwand.

In den ersten Wochen gehörte häufiges Üben, auch auf einem Hundeplatz, zum Alltag. Und dennoch schien es zuweilen keinen Fortschritt zu geben. So war es den neuen Besitzern wichtig, dass Linda während des Essens nicht in den Essbereich, der an das Wohnzimmer angrenzte, eintrat. Und gerade aus diesem Bereich lockten doch die herrlichsten Düfte, die sich eine Hundenase nur ausmalen kann!

Bei meinen Besuchen hatte ich den Eindruck, dass Linda vor allem auch das spielerische Raufen vermisste. Sobald eine überschwängliche Begrüßung abgeebbt war, forderte sie mich zu einer Rangelei auf. Dazu kam eine wei-tere Beobachtung: Ich hatte damals einen nicht zu überbietenden Einfluss auf Linda. War ich zu Gast, war ich Rudelführer, wie Petit zum Super-Alpha avancierte, sobald er in Pads Revier kam. Oft quittierte Linda eine Anwei-sung anderer zuerst mit einem Blick in meine Richtung und führte die Wei-sung aus, sobald ich sie wiederholt hatte. Meine menschlichen Gepflogen-heiten gerieten damit in Konflikt, schließlich war ich Gast in diesem Hause.

Nun sind ja aber auch wir Menschen einigermaßen vernunftbegabt und so setzten wir bald meinen Einfluss auf Linda zu ihrer Erziehung ein. Dazu kam, dass Linda öfters bei mir zu Besuch war.

Nach einiger Zeit wollte Linda mit allen Menschen raufen und wurde dabei auch grob, zerrte an der Kleidung und ignorierte Anweisungen. Ich tippte darauf, dass sie ihren Rang innerhalb des mal größeren, mal kleineren Rudels ausloten wolle. Trotzdem signalisierte sie in ihrer Körpersprache deutlich, dass es ein Spiel sei, auch wenn es mich an jene Erlebnisse beim Baden in Spanien erinnerte. Nun wollte ich nicht mit einem Unterwerfungsritual auf ein Spiel reagieren. Ich beschloss, ihr spielerisch deutlich zu machen, dass ich meinen weitaus höheren Rang jederzeit durchsetzen konnte.

Beim nächsten Besuch ging es wieder los. Als ich mich auf den Boden kniete, meinte sie, umso leichteres Spiel zu haben, turnte um mich herum, schnappte (Scheinschnappen), zog am Pullover, rempelte mich an, tat alles, was ich bei so vielen Hunden schon im Spiel mit Unterlegenen gesehen hatte. Ich regte mich zunächst gar nicht, sondern sprach sie mit ihr schon bekannten Weisungen an: „Linda, aus.“ Aber sie zeigte keine Reaktion.

Dann begann ich „mitzuspielen“, aber anders als früher setzte ich beide Hände ein, packte sie mit der einen im Nacken, zog ihr mit der anderen die Läufe weg, warf sie um und drehte sie auf dem Boden. Sprang sie auf mich zu, drückte ich ihren Kopf nach unten und warf mich mit meinem ganzen Körper über sie, dass sie quietschend flüchtete. Oder ich drängte ihren Kopf zur Seite und schob gleichzeitig mit der anderen Hand ihr Hinterteil kräftig an, so dass sie in eine ganz andere Richtung gestoßen wurde. Kurz: Ich spielte nicht mehr nach den alten Regeln, sondern derber und alle meine menschlichen Möglichkeiten ausnutzend. Dabei setzte ich Gesten ein – am Nacken packen, Kopf nach unten drücken, über ihr sein, ... - , die unter Hunden eine deutliche Botschaft hatten: „Ich bin überlegen, ich bin Rudelführer!“ Und Sie fühlen sich beim Lesen sicher zu Recht an die Hundemutter in Rabos erinnert.

Natürlich hatte ich ihre Besitzer über mein Vorhaben informiert, sonst wäre es ihnen sicher nicht recht gewesen, dass ich ihre Linda so durch die Diele wirbelte - aber es fruchtete: Nach wenigen Minuten verlor Linda die Lust an diesem Spiel, sie reagierte auf Anweisungen und künftige Raufereien fanden wieder nach den alten Regeln statt und konnten jederzeit unterbrochen werden.

Mit Hunden spielen, wie Hunde spielen

Ich habe mit Hunden immer nach Hundart gerauft. Ich kniete auf dem Boden und mit Schieben und Drücken und dem „Zuschnappen“ meiner Finger gewann ich in vielen Übungsrunden eine Fertigkeit, die mir in ernsteren Situationen zu Hilfe kam, und sei es nur, indem ich mit einem anderen Selbstvertrauen in die Situation ging. Hunde raufen gerne miteinander, messen ihre Kraft, Schnelligkeit und Geschicklichkeit. Wer eine hundegemäße Erziehung anstrebt, wird das Spielen nach Hunderegeln lernen müssen.

Viele Menschen sehen das Spielen verächtlich als „Kinderkram“: Viel wichtiger sei Lernen und Üben! Dabei ist für Kinder zunächst alles ein Spiel ohne jeden Unterschied zum Lernen, denn Spielen ist die intensivste Form des Lernens überhaupt. Vielleicht wird dies verständlicher, wenn ich es zunächst an unseren Kindern darstelle:

Kleinkinder entdecken zuerst ihren Körper auf diese spielerische Weise. Der Säugling „spürt“ eine Armbewegung, sieht die Hand durch sein Blickfeld huschen. Und vielleicht „spürt“ er eine ganz andere Armbewegung, wenn mitten im Bewegen die Hand anhält und er sie vor seinem Gesicht betrachtet, oder sie im Schwung eine aufgehängte Rassel trifft und er mit großen Augen das schwingende und rasselnde Ding anschaut - und sich darüber freut, wenn er sie vielleicht auf Anhieb ein zweites Mal trifft.

Oder er „spielt“ mit Lippen, Gaumen, Zunge, Stimmbändern und seinem Atem. Probieren Sie es ruhig einmal aus: Lippen leicht geöffnet, Gaumen und Zunge entspannt und dann einfach langsam den Atem mit einem „a“ über die Stimmbänder streichen lassen: „haaa ...“ Und jetzt ganz entspannt die Lippen schließen: „... aaaamm“. Nun das Ganze noch einmal, aber die Lippen gleich wieder öffnen und alles einige Male hintereinander: „haammaammaama“ - ein tolles Spiel, vor allem, weil die Umwelt schon beim ersten Mal völlig aus dem Häuschen ist! (Sind die Lippen gespannt und die Bewegungen des Mundes abrupter, freut sich Papa.)

Die Reaktionen der Umwelt sind für das Kind eine positive Verstärkung, wie sie ja auch in der Erziehung von Hunden eingesetzt wird. In diesem Fall wird das Verhalten nicht durch eine konkrete Belohnung („Leckerli“) verstärkt, sondern auf der sozialen Ebene durch Freude und Zuwendung. Und wie man in der Regel sieht: diese positive, soziale Verstärkung wirkt so nachhaltig, dass das Kind nach einigem Üben „Mama“ und „Papa“ sagen kann.

Und so „spielt“ sich ein Kind durch die ersten Lebensjahre und mit jedem Spiel entwickelt es seine Fähigkeiten weiter. Erst später wird ihm dann vermittelt, wie man „richtig“ lernt - und es verlernt, lernen als tolles Spiel zu erleben. Sehe ich all die wunderbaren und komplexen Fähigkeiten, die ein Kind bis zu diesem Zeitpunkt bereits entwickelt hat, erscheint mir das Einmaleins geradezu läppisch. Wann haben Sie das letzte Mal spielerisch gelernt? Und wie haben Sie sich - im Unterschied dazu - gefühlt, als Sie etwas „richtig pauken“ mussten?

Wer junge Hunde beobachtet, merkt auch ihnen an, dass sie all ihre Fähigkeiten spielerisch entdecken. Sie spielen „neugieriger Forscher“, „derber Rabauke“, „Schmusekätzchen“, „wilder Jäger“ und vieles andere. Ganze Bündel von Fähigkeiten werden zu Rollen, in die sie hineinschlüpfen und die sie nach Belieben wechseln. Sie erleben, wie ihre Umwelt darauf reagiert, lernen die Reaktionen einzuschätzen und lernen damit alles, um später in einem sozialen Gefüge zu leben.

Die Bedeutung des Spielens kann gar nicht hoch genug eingeschätzt werden und heute bemühe ich mich immer, auch zielstrebigem Üben ein spielerisches Gewand zu geben: So macht das Lernen (auch mir!) Spaß. Mehr noch: Ich spiele dabei ja auch! Und oft genug habe ich mich dabei ertappt, eine spielerische Übung erdacht zu haben und nach einigen Minuten war ein ganz anderes Spiel daraus geworden – in dem ich ebenfalls einfach zu spielen begann. Und dabei merkt man es dann selber wieder: Spielen verfolgt keine Absicht (auch keine pädagogische), findet außerhalb vom gewohnten Raum und Zeit (erinnern Sie sich an die Geschichte vom Kartenspiel im Bahnhofscafé?) statt, geschieht einfach – probieren Sie es, es ist ein *Kinderspiel*. Vielleicht sind solche ganz ursprünglichen Spiele etwas, was den Menschen mit vielen Tieren verbindet, die ebenfalls gerne spielen. Hunde gehören dazu. Sicher kann die weiter oben im Bezug auf die Sprache formulierte Hypothese auch hier gelten: „Wo ich bestimmte soziale Strukturen sehe (zum Beispiel ähnlich einer Familie), muss es auch das Spielen zum Erlernen sozialen Verhaltens geben.“

Jedem Spiel geht eine Spielaufforderung voraus, die auch während des Spieles wiederholt wird, vor allem auch, wenn ein „neues“ Spiel beginnen soll: Das sind typische Hopser, bei denen die vorgestreckten Vorderläufe gleichzeitig in Richtung des Spielpartners auf den Boden patschen. Im Wesentlichen kann man Rauf-, Lauf- und Suchspiele unterscheiden.

Beim Fangen kommt es darauf an, den anderen entweder bei vollem Tempo zu zwicken - möglichst im Hals- oder Schulterbereich - oder ihn so in die Enge zu treiben, dass er sich umwendet und sich dem Mitspieler stellt bzw. Ausbruchversuche (mit Antäuschen) in die eine oder andere Richtung unternimmt. Die Rollen können dabei wechseln, wobei der Rollenwechsel oft vom momentan Überlegenen ausgeht. Wenn sich der Stärkere von Zeit zu Zeit „geschlagen gibt“, motiviert das den Spielpartner weiter zu spielen und er selbst übt mal ganz andere Verhaltensweisen als die Pose des Siegers.

Alle möglichen Tricks sind erlaubt, wenn sie einen Vorteil bringen. Bei erfahrenen Hunden habe ich öfters gesehen, dass sie mit großer Geschwindigkeit Kreise zogen, deren Radius enger wurde, bis der jüngere ausrutschte und tangential aus der Kreisbahn schlitterte. Beliebt scheint auch zu sein, nach einem Vorderlauf des Verfolgten zu schnappen, der ihn dann kurz anzieht, aus dem Takt kommt - und schon steht man vor ihm quer (falls er nicht so jung und ungeübt ist, dass er stolpert und sich überschlägt). Als Abwehrtechnik dient das kurze, ruckartige Ausschwenken des „Hecks“ seitens des Verfolgten, so dass der Jäger einen kräftigen Impuls in eine falsche Richtung bekommt, besonders, wenn der Verfolgte in diesem Moment zur anderen Seite ausbricht (also geschickt den Gegenimpuls seiner Aktion für den Richtungswechsel nutzt).

Schwere Hunde haben dabei gegenüber leichtfüßigen das Nachsehen. Tura spielte einmal mit einem Neufundländer und die beiden verstanden sich auf Anhieb. Geradeaus holte er sie jederzeit ein, aber schlug sie Haken, trug es ihn weit aus der Bahn. Als absolute Krönung nutzte sie einen Trick, den ich etliche Male von ihr sah: Als sie etwas Abstand aufgebaut hatte, bremste sie vor einem einzelnen Pfosten und wartete auf den Verfolger, der ungestüm angebraust kam. Als ich schon glaubte, jetzt renne er sie um, trat sie geradezu elegant zur Seite ... - und sah zu, wie das unvermeidliche Debakel geschah, und raste wieder los. Ich hätte es vielleicht für Zufall gehalten, aber genau diese Technik hatte Linda ihr gegenüber eingesetzt und an diesem Mittag machte der Neufundländer noch mit zwei weiteren Pfosten Bekanntschaft. Für den Rest des Tages war Tura die Chefin, die von einem massigen Bodyguard begleitet wurde.

Ein typisch menschliches „Laufspiel“ ist das „Stöckchenwerfen“. Der Reiz für den Menschen besteht darin, dass der Hund es wieder holt. Für viele Hunde scheint es aber viel interessanter zu sein, mit dem Stock einen großen Bogen zu rennen und möglichst dicht am Mitspieler vorbeizusaufen,

ihn zu necken, indem er eben gerade nicht zupacken kann. Solche Spiele habe ich auch unter Hunden öfters gesehen und ich vermute, dass unser menschliches Stockwerfen dem Hund eher eine Variante dieses Verhaltens darstellt. Ihm dann aber plötzlich in den Weg zu springen, in kurz zu berühren oder zu rempeln, scheint auch für den Hund dieses Spiel mit dem langsameren Menschen reizvoll zu machen.

Bei Raufspielen werden Bisse angedeutet, die im Kampf gegen einen anderen Hund den Sieg oder bei der Jagd das Erlegen der Beute bedeuten würden: Kneifen die Zähne in Nacken, Unterbauch oder vor allem Kehle, geht die Runde an den Zuschnappenden und der, der so gepackt wird, hält still. Nach dem Lösen des Griffes geht es meist unvermittelt weiter.

Zu einer sofortigen Unterbrechung führt ein schmerzhaftes Aufquietschen eines Mitspielers: Der andere lässt los, man beschnüffelt sich und schaut, ob etwas passiert ist, und wenn nicht, setzt meist der, der gerade seinen Schmerz äußerte, das Raufen fort. Eine Variante des Raufens erinnert an Tauziehen: Ein länglicher Gegenstand wird von den Kontrahenten fest umklammert und jeder zieht in eine andere Richtung. Toll geeignet sind Äste und Stöcke, Kauknochen oder möglichst neuwertige Pantoffeln ... - vor allem bei letzteren spielt Herrchen ja so toll mit, bis es „ratsch“ macht.

Beim „Raufen im Liegen“ geht es eher um Necken und schnelle Reaktion: Beide liegen sich mit ausgestreckten Pfoten gegenüber und abwechselnd oder gleichzeitig versucht man, den anderen mit der Pfote zu schlagen oder einen Scheinschnapper gegen Lefzen oder Pfoten auszuführen, ohne selbst erwischt zu werden.

Natürlich gibt es noch eine Vielzahl von Varianten und Kombinationen, auch Spiele mit Elementen von Verstecken und Suchen, die sich einfach aus einer Spiellaune heraus ergeben. Aber wer die oben geschilderten Spiele beherrscht und dominant bleibt, ist schon ein recht guter Hund.

Mit unseren Händen können wir das Zuschnappen eines Hundes ganz gut imitieren und spätestens beim Einsatz beider Hände müssten wir überlegen sein. Mich überraschte, dass meine Hand - flach ausgestreckt, vier Finger oben, den Daumen von unten dagegen klappend - von Hunden sofort als eine Art „Spielschnauze“ erkannt wird, denn sie wissen ja, wo meine echte „Schnauze“ ist - bei der Begrüßung versuchen sie ja, mich ans Kinn zu stupsen als Zeichen freudiger Ergebenheit gegenüber dem Ranghöheren.

Aber beim Raufen galten ihre spielerischen Attacken niemals meinem Kopfbereich. Mir scheint ein Zusammenhang etwa dieser Art vorstellbar: Hunde erleben ihren Schnauzenbereich als eine Art Universalwerkzeug. Zum einen ist es ein vorsichtig zu behandelndes Sinnesorgan, zum anderen ein robustes Hilfsmittel für alle Zwecke. Möglicherweise nehmen sie unsere anders gestaltete Anatomie folgerichtig wahr und können die Funktionen von Gesichtsbereich und Händen unterscheiden.

Mit dieser „Spielschnauze“ attackiere ich sie, kneife und zwicke, täusche und packe zu. Sie versuchen auszuweichen und ihrerseits meinen Arm zu packen. Im Laufe der Zeit bekam ich dabei so viel Übung, dass ich - sicher auch durch die universelleren Möglichkeiten einer Hand - ihre Deckung durchstoßen kann und sie an den bei Raufereien üblichen Stellen packe: an Schultern, Ohren, Läufen Aber nur an zwei Stellen reagieren sie mit sofortigem Stillhalten: sobald sich meine Finger in Kehle oder Bauchdecke krallen. In diesem Moment wird Spiel (und Ernst) bewegungslos abgebrochen - vielleicht wird im Verständnis eines Hundes in diesem Moment sogar aus dem Spiel Ernst. Unter „richtig mitspielen“ verstehe ich auch, möglichst auf die Ebene des Hundes zu gehen. Vor allem bei Raufspielen knie ich auf dem Boden, was mir neben einem besseren Blick auf die Mimik und besseren Möglichkeiten zum Zupacken auch deutlicheren Körpereinsatz erlaubt, indem ich mit Schultern und Hüften rempeln und drücken kann.

Zwischendurch gibt es Pausen, in denen sich die Kontrahenten gegenüberstehen und sich aufmerksam beobachten. Man sieht richtig, wie die Augen plötzlich ein Ziel fixieren und sich die Muskeln spannen - und mitten in den Ausfall des Hundes hinein taucht meine Hand ab, patscht kurz gegen die Brust oder zieht die Läufe weg. Aber auch andere Pausen gibt es, in denen der Hund unvermittelt ganz entspannt dasteht, aber einen klaren Abstand lässt und nach wenigen Sekunden den Kopf zur Seite dreht. Das scheint dann zu bedeuten: „Halt, kurze Unterbrechung ...“ Oft ist einfach ein Besuch an der Wasserschüssel fällig. Den Rückweg legt er vielleicht schon wieder mit dem hopsenden „Spiellaune-Trab“ zurück und es geht weiter.

Wer bei diesen Raufereien Angst vor Schrammen hat, kann sich ja Handschuhe mit Stulpen besorgen, die jedoch dünn genug sein müssen, um feinfühlig zupacken zu können. Wenn der Hund während des Spielens neben Schnaufen und Prusten noch knurrende Töne von sich gibt, ist auch dies nicht bedrohlich, sondern Teil des Spieles und ich habe in ähnlicher Weise darauf geantwortet.

Ich habe nun Rauf-Techniken recht breit beschrieben, denn in jedem Spiel zeigen sich zwei Richtungen des Lernens: Einerseits werden ganz konkret Fähigkeiten geübt, andererseits geht es im Spiel oft um die Vorwegnahme von Möglichkeiten. Es zeigt auf, was sein könnte, schafft eine Situation, „als ob“ die Hierarchie jetzt neu geregelt würde – und klärt dabei die Neuregelung schon im Spiel und ohne Auseinandersetzung. Diese Hierarchieklärung „als ob“ es jetzt Ernst wäre, war der Ausgangspunkt dieser Überlegungen zum Spielen: Linda spielte, aber zugleich wurde die Hierarchie geklärt – und als dies spielerisch geklärt war, war es auch real wieder klar.

Lehne ich das Spielen nach hundegemäßen Regeln ab, wird der Hund irgendwann auf einer anderen Ebene wissen wollen, wer der Rudelführer ist und dies dann auf eine ihm gemäße Weise „erfragen“. Indem ich mich auf die vertrauten Hunde-Spiele einlasse und mich selbst darin übe, kann ich in vielen kleinen Gesten zum Ausdruck bringen, dass ich überlegen bin und es sich gar nicht lohnt, das ernsthaft testen zu wollen. Alle Aktionen, mit denen ich die Abwehr meines Hundes auf hündische Art – wie oben geschildert - durchbreche, sind solche dominanten Gesten.

Ebenso drücke ich Überlegenheit aus, wenn ich meine Handfläche über seine Schnauze legen kann und er es nur durch Rückzug schafft, sich zu befreien. Diese Geste reicht in die frühen Welpentage eines Hundes zurück: Er stupste den Älteren gegen die Schnauze, damit sie ihm vorverdaute Futterbrocken hervorwürgen. Während dabei der Welpenkopf ganz im Rachen der Älteren verschwinden kann, besteht eine Beißhemmung. Je älter das Junge wird, umso mehr gewinnt diese „Schnauze-über-Schnauze“-Geste ungefähr die Botschaft: „Schau - ich kann dich wie einen Welpen behandeln!“

Gesten, die gegenüber Welpen gebräuchlich sind, scheinen für den erwachsenen Hund etwas - in menschlichen Worten ausgedrückt - Demütigendes zu haben: Ihn am Nacken zu packen oder hochzuheben oder die „Schnauze-über-Schnauze“-Geste, gar wenn ich dabei seinen Kopf noch nach unten drücke. Sie demonstrieren in geradezu peinlicher Weise die Überlegenheit des anderen. Je nach Charakter des Hundes kann auch die Reaktion unterschiedlich ausfallen - bis hin zum Umschwung in Aggression. Ich vermeide diese Gesten, wenn es um die Erziehung erwachsener Hunde geht.

Bei Spielen unter Hunden ist auch immer wieder ein Rollentausch zu erleben: Der Überlegene liegt am Boden und der anderen führt seine spielerischen Attacken aus. Je weiter sich die Fähigkeiten eines Jungtieres entwi-

ckeln - sprich: je schwieriger es für den Überlegenen wird, seine Überlegenheit auch liegend zu zeigen - , umso kürzer und seltener werden diese Spieltechniken eingesetzt, bis sie dann zwischen Hunden, deren Rangfolge stabil geklärt ist, wieder sehr neckisch und in einer zärtlicheren, langsameren Spielvariante auftreten (ich vermute, dass dann eher sexuelle Untertöne mitschwingen).

Bei gleichgroßen Hunden akzeptierte Tura zunächst, wenn sie einen höheren Rang für sich in Anspruch nahmen. Dann forderte sie sie zum Spiel auf und oft habe ich erlebt, dass nach einer halben Stunde Tura die Führung übernommen hat. Das konnte so weit gehen, dass sie deren Futterschüssel leer fraß und mir herumliegende Kauknochen und Spielsachen zum Mitnehmen brachte, während der andere betreten hinterherlief.

Eine andere Möglichkeit, sich spielerisch als Rudelführer zu erweisen, gefällt mir vor allem, weil sie in den Bereich der gemeinsamen Erlebnisse fällt: Ich überlege mir eine schwierige, aber mit etwas Hilfe auch zu lösende Aufgabe. Das kann eine besonders steile Böschung sein, die er sonst eher umläuft, oder das Hineintreten in ein Bachbett, das mehr Wasser führt als sonst, oder wir unternehmen etwas, was so aufregend neu ist wie die Fahrt in einem Linienbus. Natürlich muss der Rudelführer alles zumindest vormachen können: die Böschung hinuntersteigen, bis zu den Knien im Wasser stehen oder eben in den Bus einsteigen. Dann wird der Hund ermutigt, bis er zumindest einen ersten Ansatz gezeigt hat. Und klappt das, können wir uns gemeinsam darüber freuen – über eine Leistung, die der Rudelführer selbstverständlich beherrscht und die der Hund von ihm lernen konnte.

Eine vergleichbare Taktik habe ich bei Pad erlebt, allerdings um den „Beta“ in seine Schranken zu weisen. In einer der seltenen Phasen, in denen Sam dem kleineren Pad die Führerschaft streitig machen wollte, beobachtete ich die beiden an einem Fluss. Klug hatte Pad die einzige Stelle in weitem Umkreis ausgewählt, an der man von Stein zu Stein hüpfend trockenen Fußes das andere Ufer erreichen konnte. Geschickt tänzelte er über die Steine, verharrte jeweils kurz und setzte mit präzisiertem Sprung auf den nächsten Brocken. Auf einem etwas größeren Stein nahe bei der tiefsten Stelle, an der er bei seiner Größe hätte schwimmen müssen, drehte er sich auffordernd zu Sam um, der immer noch am Ufer stand.

Für Sam, der sich mit fein koordinierten Bewegungen ohnehin schwer tat, war die Aufgabe durch seine wuchtige Größe schwieriger und deutlich unsi-

cherer hangelte er sich von Stein zu Stein. Und ausgerechnet beim Sprung auf jenen Stein nahe der tiefsten Stelle, glitt er ab und fiel platschend ins Wasser. Als er sich wie der sprichwörtliche, begossene Pudel wieder aus den Fluten erhob, stand Pad auf einem Stein über ihm mit hochgerekter Rute, den Kopf erhoben und majestätisch abgewandt von dem dargebotenen Schauspiel kläglichen Versagens. Es war eine schulbuchmäßige Demonstration, wie man vorgehen muss, um zu sagen: „Schau - jetzt weißt du, warum ich hier der Chef bin ...!“

Blutiger Ernst

Wer mit einem Hund rauft, trägt Schrammen davon. Ich halte das auch nicht für weiter schlimm, solange es sich in Grenzen hält. Ich kenne auch kein Kind, das sich beim Spielen nie ein blutiges Knie geholt hätte. Ein Hund spürt schnell, dass menschliche Haut nicht so robust ist und wenn es einmal wirklich weh tut, sollte man auch als Mensch nicht mit lautem Geschrei oder Geschimpfe reagieren, sondern einfach ein kurzes, winselndes Quietschen - einen hündischen Schmerzlaut - von sich geben: Das wirkt schneller und durchgreifender als alle Worte. Wer sich „klar ausdrücken“ möchte, kann nach diesem Laut noch leise winseln und dabei die schmerzende Stelle beschnüffeln und so tun, als lecke er sie. Dabei ist es gut, sich wirklich auf den Boden zu setzen, wie es Hunde meist in diesem Augenblick tun und dann ganz in sich versunken wirken. Wenn es sich um Hand oder Arm handelt, kann man auf eine Haltung achten, die einem verletzten Vorderlauf bei Hunden nahe kommt. Nur ganz hart gesottene Hunde (meint: die nie hündisches Sozialverhalten erlernt haben) lässt das unberührt.

Meist kommt der Spielgenosse verunsichert heran, schnüffelt ebenfalls an der Stelle, hilft vielleicht beim Lecken oder schlabbert tröstend über das Gesicht des Menschen. Er scheint zu merken, dass die nonverbale Botschaft „Mir tut es weh“ etwas mit seiner Aktion zu tun hat.

Hat Ihr Hund gelernt, wie fest er einen Menschen im Spiel oder aus Freude halten darf? Das müssen Hunde (vor allem, wenn sie lange Zeit nur mit anderen Hunden zusammen waren) erst lernen: Menschenhaut ist empfindlicher als Hundehaut. Hunde kapieren das Problem recht schnell, wenn man eine „Rückkopplungsschleife“ aufbaut: Auf der einen Hand malmt der Hund

herum, die andere Hand lege ich vor dem Hinterlauf dorthin, wo das Bauchfell lichter behaart ist. Schleckt der Hund die Hand am Maul, wird er gekrault. Hält er sie fest, umfasst die andere Hand einen Wulst der Bauchfellhaut. Drückt er schmerzhaft zu, wird der Druck im gleichen Maße steigend aufs Bauchfell übertragen. Und wenn Sie „Autsch!“ rufen, dürfen Sie ruhig so kräftig zupacken, dass Ihr Hund kurz quietscht. Das klingt brutaler als es ist, denn in Wirklichkeit erhält der Hund eine direkte, kontinuierliche Rückmeldung darüber, als wie fest Sie seinen Biss empfinden - und die meisten Hunde verstehen sehr schnell, wie sie selbst den Griff meiner Hand beeinflussen können. Ein ähnliches Spiel findet ja auch zwischen Jungtieren statt, die sich gegenseitig halten und wenn einer stärker zupackt, ziehen sich sofort auch die Kiefer des anderen zusammen.

Auch Linda musste erst lernen, wie fest sie bei Menschen zupacken darf. Nur ein Mal packte Linda beim Raufen so hart zu, dass im gleichen Augenblick eine rote Spur über meinen Arm rann. Und es war in diesem Moment eine ganz selbstverständliche Reaktion, dass meine Hand - noch in ihrer Spielhaltung als imitierte Hundeschнауze - einen kurzen Hieb wie ein ernsthaftes Schnappen gegen Lindas Lippen ausführte (einen Hieb, den man sich nicht als menschliches „Schlagen“ vorstellen darf).

Linda sah mich mit großen Augen an, als ich mich aufrichtete und für ihre Ohren ungewöhnlich laut schimpfend meiner Partnerin die Situation schilderte. Und während meiner Worte sah ich aus den Augenwinkeln, wie Linda geradezu verkrümmt vor Demutshaltung davonschlich, sich in der äußersten Ecke hinter einem Sofa versteckte und hervorschiele. Da ich ganz ordentlich blutete, ging ich davon aus, dass sie auch durch ihre Jagderfahrung diesen Geschmack kannte und mein sofortiges „Zurückschnappen“ und Abwenden als wütende Reaktion werten konnte: Dieses Verhalten wurde nicht akzeptiert. So weit konnte sie mein Verhalten wahrscheinlich interpretieren. Und das Typische einer menschlichen, lauten, wütenden Stimme verband sich wahrscheinlich künftig für sie damit – was ja ein sinnvolles Lernen menschlicher Ausdrucksmittel darstellt.

Ich versorgte die Wunde und setzte mich in mein Büro. Etwa eine Viertelstunde später erschien Linda in der Tür, den Kopf tief geduckt haltend, die Rute unter den Bauch geklemmt, und legte sich nieder. Mit ruhiger Stimme sprach ich sie an: „Linda, komm mal zu mir.“ Die Haltung, in der sie unsicher angeschlichen kam, drückte ihr Bedauern mehr als viele Worte aus. Leise sprach ich auf sie ein und hielt ihr den verletzten Arm hin. Lange

schnüffelte sie daran, dann begann sie, den Verband abzulecken. Als ich mich zu ihr niederkaute und ihren Kopf beschnüffelte, entspannte sie sich zusehends und die Versöhnung wurde durch ausgiebiges Ohrenkraueln (beiderseitig - schließlich handelt es sich dabei um ein äußerst liebevolles, hündisches Sozialverhalten!) besiegelt.

Ein anderes Mal, Wochen später, waren wir wieder mitten im Raufen, sie hielt meinen Arm, jedoch nicht schmerzhaft, als ich mich mit einem leichten Ruck befreite - und schon zog sich ein kleiner, blutiger Riss über meinen Arm. Linda erschrak, sah mich entsetzt an und noch ehe ich reagieren konnte, schlich sie winselnd aus dem Raum - sie wusste sofort, dass sie mich verletzt hatte. Ich glaube, es ist für die gesunde Entwicklung und Erziehung eines Hundes wichtig, dass „sein Rudelführer“ sehr genau die Situationen unterscheiden und selbstkritisch werten kann: Nicht Linda hatte den Fehler gemacht, sondern ich, indem ich mich zu einem Ruck hinreißen ließ.

Also sprach ich sie gleich mit ruhiger Stimme an und als sie kam, „erklärte“ ich ihr durch das oben beschriebene Versöhnungsritual, dass ich ihr nicht böse war. Natürlich ärgerte ich mich - aber über mich selbst. Ich glaube, es ist wichtig, sich in so einem Moment darüber im Klaren zu sein, wer tatsächlich Gegenstand der Verärgerung ist: Einen Hund für etwas zu bestrafen, für was der Mensch verantwortlich ist, erzieht eher zum Duckmäuser, der über vorsichtig, aber nicht mehr natürlich mit „seinem Rudelführer“ umgeht.

Zum einen zeigen diese Episoden etwas von dem körperbetonten Umgang zwischen den Hunden und mir, in dem beides Platz hat: mancherlei Derbheit, aber auch liebevolle Freundlichkeit. Andererseits zeigen sie einige Aspekte, die in der Erziehung eines Hundes nach meiner Einschätzung bedenkenswert sind: Ein Hund mit entwickeltem Sozialverhalten erschrickt, wenn er einen anderen des Rudels verletzt hat, denn er will nicht verletzen. Ein kurzes, ernst gemeintes Zuschnappen ist eine dem Hund sofort verstehbare Geste (wenn sie nichts mit dem menschlichen „schlagen“ zu tun hat). Hunde kennen Bedauern und drücken dies aus und sind auf Versöhnung in Form von Gesten ihrer Ritualsprache angewiesen. Erst dann ist für sie spürbar der soziale Zusammenhalt vollgültig wieder hergestellt, ohne durch Vergangenes weiter belastet zu sein.

Mit solchen Versöhnungsritualen scheinen wir Menschen es schwer zu haben, denn ein freundliches Täschneln und ein „Ist ja wieder gut“ fallen uns leichter als „Schnauze an Schnauze“ zu schnüffeln oder gar ein gegenseitig-

ges Ohrenlecken. Aber an die Qualität der Hundegesten reichen wir damit nicht heran. Im Gegenteil: In anderen Situationen bedeuten Täschneln und freundliches Ansprechen wieder etwas ganz anderes und sind damit für den Hund nicht so unmissverständlich und klar.

Linda durfte bei mir auf eines der Sofas. Da ich mich auch hin und wieder auf diesem Sofa ausstrecken wollte, ergab es sich von selbst, dass wir zuweilen Hintern an Hintern oder in unmöglichen Verrenkungen dort vor uns hindösten. Ein Sofa ist nun ja nicht unbedingt eine üppige Liegewiese und so suchte mal das eine, mal das andere Lebewesen etwas mehr Platz. Und wie in einem Rudel rückte sich Linda in solchen Momenten zurecht, platzierte ihre Pfoten gegen mich und drückte, wie ich es zwischen schlafenden Hunden schon oft gesehen hatte. Natürlich nahm auch ich mir dieses Recht heraus: War sie mir im Weg, legte ich meine Hand auf die störende Stelle und schob sie beiseite. Manchmal quittierte sie dies mit einem Brummlaut, aber nur selten öffnete sie überhaupt die Augen. Zuweilen legte ich mich auch zu ihr auf den Boden und sie kroch an oder über mich. Manchmal hingen mir ihre Läufe übers Gesicht, manchmal nutzte ich sie als Kissen. Später gab es auch kein Problem, als sich Tura in das Knäuel einfügte.

Ein Freund, der uns besuchte, erlebte dieses vertraute Beeinanderliegen auf dem Boden mit und sprach mich kopfschüttelnd darauf an. Er selbst hatte immer darauf geachtet, niemals in Anwesenheit seines Rüden auf dem Boden zu liegen, gar noch mit unbedeckter Kehle. Er hatte Sorge, dies könnte als Geste der Unterlegenheit gewertet werden, und der Hund könnte versuchen, in dieser günstigen Situation die Hierarchie zu ändern.

Diese Vorstellung war mir fremd. Nie hatte ich eine plötzliche, aggressive Handlung gegenüber Schlafenden im Rudel erlebt - während der Schlafstunden gab es keine Rivalität (ausgenommen, einer provozierte erkennbar). Selbst bei Raufspielen konnte ein Ranghöherer einige Zeit am Boden liegen, ohne dass dies eine hierarchische Auseinandersetzung nach sich gezogen oder gar sofort ausgelöst hätte. Er blieb jedoch dabei, dass er sich aus Vorsicht seinem Hund gegenüber nie in eine solche Position bringen wolle.

Worin liegt nun mehr „blutiger Ernst"? Beim Raufen mit Hunden kommt es zu Schrammen, die man mit Pflaster und einer Versöhnung nach Hundearart aus der Welt schaffen kann. Aber meinem Hund möchte ich nicht ständig mit dem latenten Misstrauen begegnen, er könne sogar meinen Schlaf zu einem „Umsturz“ nutzen - da wird es für mich zu „blutigem Ernst“.

Trotzdem: Auch hier gelten feine Abstufungen, die ein Hund im Laufe des Hineinwachsens in ein Rudel lernt – und die der Mensch kennen sollte, um sie anzuwenden. Wir hatten ein Mittagsschläfchen auf dem Boden gehalten. Tura erwachte mit Gähnen und Strecken und richtete sich neben mir auf. Sie sah zum Fenster hin und dabei schwenkte ihre Schnauze - ohne jedes aggressive Zeichen - über meinen Kopf. Damit aber hatte sie eher zufällig eine unangemessene Haltung eingenommen. Mit der Selbstverständlichkeit, die ich innerhalb des spanischen Rudels in solchen Situationen erlebt hatte, begann ich mit nur halb geöffneten Augen ohne jede weitere Regung zu knurren. Ihr Kopf fuhr herum, sie wandte sich sofort ab und legte sich mit dem Rücken zu mir auf den Boden: Sie hatte verstanden, dass ich ihre „schlechten Manieren“ gerügt hatte.

Der lange Weg vom Streuner zum Haushund

Linda brachte „Leben ins Haus“. Gerade die Fähigkeiten, die ihr zuvor das Überleben gesichert, nun aber überflüssig waren, sorgten für Umtrieb. Besonders ausgeprägt blieb Lindas Geschick, an Fressbares zu kommen. Ihr fielen ganze Brotlaibe zum Opfer, die - teilweise noch in Papier und Plastiktüten verpackt - kurze Zeit unbeaufsichtigt waren. Ein anderes Mal wurde sie „in flagranti“ ertappt, als sie im Keller kopfüber in einem großen Futtersack steckte und mampfte. Dazu hatte sie erstmals zwei Türen geöffnet.

Bei Festen im Hause zog es sie magisch zu den Servierwagen und unbeachtete Momente versuchte sie, für ihre Raubzüge zu nutzen. Einige Male war ich selbst dabei und sah, wohin es sie zog. Ich bestätigte das Verbot durch strengen Blickkontakt und im Wiederholungsfall durch Knurren. Meist war das ausreichend, um das Schlimmste zu verhindern. Nur einmal nicht.

Unauffällig langsam schob sie sich näher an einen Servierwagen, auf dem in gut erreichbarer Höhe eine Wurstplatte stand. Niemandem fiel es auf, aber im Laufe einiger Minuten schrumpfte der Abstand zwischen Hund und Wagen von über einem Meter auf wenige Zentimeter. Ich beobachtete aus den Augenwinkeln, wie sie sich auffällig unauffällig näherte, gerade so, als hätte sie Rädchen unterm Bauch. Dann nahmen ihre Augen das Ziel ins Visier, sie richtete den Kopf auf, die Schnauze glitt zum Wagen - und in diesem Moment stürzte sich ein vehement knurrender Rudelführer auf sie,

griff in die Haut ihrer Kehle, während sie sich einfach auf den Rücken fallen ließ und regungslos mit weit aufgerissenen Augen verharrte. Mein Gesicht war wenige Zentimeter über ihrer Kehle - ein hündisches Unterwerfungsritual mit allem, was dazugehört.

Nachdem ich mich erhoben hatte, blieb sie noch liegen, während ich den Festgästen, die fast mitleidig auf den „armen Hund“ sahen, die Situation erklärte und darum bat, gar keine weitere Notiz von meinem Eingreifen zu nehmen. Dann nahm ich wieder meinen Platz ein, nicht ohne vorher einige Male „ordnungsgemäß“ zu schnauben und mich abzuwenden. Wenig später erhob sich Linda, würdigte die Wurst keines Blickes mehr und kam in reumütiger Haltung zu mir und wir versöhnten uns. Bald verhielt sie sich wieder völlig „normal“ - nur um den Servierwagen machte sie einen Bogen.

Eine andere Entgleisung wurde mir nur berichtet, doch sie zeigt herrlich, wie das Streunernatürlich von Linda zuweilen unvermittelt durchbrach. In ihrem Zuhause gab es im Wohnzimmer einen niedrigen Couchtisch. Dort stand während des Aufräumens ein Teller mit Kuchen. „Nur einige Augenblicke“, wurde mir von der Hausfrau erzählt, da wollte sie nach dem Teller greifen - und ein Stück Streuselkuchen habe gefehlt. Sie habe sofort gewusst, wer etwas damit zu tun haben könnte! „Linda!“, habe sie gerufen und sofort sei Pfotenpatschen auf der Treppe zu hören gewesen und Linda sei mit unschuldiger Miene erschienen. Da auch Linda nicht binnen Sekunden ein so großes Stück Kuchen in den oberen Stock tragen und dort verschlingen konnte, habe sie vermutet, irgendwo läge nun der Kuchen und sie sei deshalb hinaufgestiegen. Aber oben sei nichts zu finden gewesen. Sie habe diesen Vorfall zunächst einfach in den Bereich „unerklärliche Phänomene“ eingeordnet und erst einige Zeit später die Zusammenhänge erkannt.

Das war, als sie bemerkte, dass Erdkrümel neben einem großen Pflanzkübel im Obergeschoß am Boden lagen. Aber statt einer Mulde sah sie eine Wölbung aus loser Erde neben dem Pflanzenstamm. Was konnte das nur sein? Vorsichtig schob sie die Erde beiseite. Und in diesem Moment lief Linda mit eingeklemmter Rute die Treppe hinab, denn sie legte Zug um Zug ein verbuddeltes Stück Streuselkuchen frei ...

Nach einigen Monaten veränderte sich Linda: Immer wieder pinkelte sie in das Haus und in seltenen Fällen waren sogar recht stattliche „Haufen“ zu finden. Dabei war sie teilweise direkt davor längere Zeit draußen. In anderen Situationen - einem Notfall - hatte sie schon bewiesen, dass sie auch

unüblich lange Zeit alles halten konnte und nicht bereit war, „ihr“ Zuhause zu beschmutzen. Was also war geschehen? Bald merkten wir, dass das immer passierte, wenn sie mit mir oder meiner Partnerin einige Zeit zusammen gewesen war. Es musste also mit uns zu tun haben, mit Unterschieden zwischen ihrem „normalen“ Leben und dem Zusammensein mit uns.

Ihr „normales“ Leben war deutlich gegliedert: Zu bestimmten Zeiten gab es ausgedehnte Spaziergänge, direkt anschließend Fressen. Der Kontakt war weniger körperbetont, aber doch freundlich und zärtlich. Der Hund hatte einen „Schlafessel“, durfte aber sonst auf keines der Möbelstücke. Sie wurde selten mitgenommen, wenn man zum Essen ausging oder etwas unternahm.

Ganz anders das Leben bei uns: Der Tag war von unregelmäßigen Terminen geprägt. Sie fraß, wenn wir unser Essen zubereiteten. Der Kontakt war körperbetont und sie durfte auf die meisten Sessel und Sofas, solange wir sie nicht nutzten. Sie lernte neue Menschen und ungewohnte Situationen kennen - kurz: Sie war immer an unserer Seite und all die Erlebnisse eines Tages ermüdeten sie so, dass sie kein Interesse mehr an Spaziergängen hatte. Und immer nach solchen Tagen beschmutzte sie ihr Zuhause, zeigte also ein Verhalten, das eher ungewöhnlich war, da Hunde ihr „engeres Zuhause“ normalerweise sauber halten. Nachdem wir schrittweise andere Möglichkeiten (auch organische) ausgeschlossen hatten, legten wir uns auf die Hypothese fest: Linda „trotzt“ gegen ihr Zuhause, sie möchte eigentlich beides haben - das neue Zuhause mit dem „normalen“ Alltag und das Zusammensein mit uns mit all den „Abenteuern“.

Das ist natürlich eine Hypothese, die von menschlichem Denken geprägt ist. Solange uns bewusst ist, dass dies nicht die Wahrheit, sondern nur ein Denkmodell ist und alles ganz anders sein kann, ist es legitim zu testen, was an einer Hypothese „dran“ ist: Das wollten wir tun. Wir warteten also, bis „es“ wieder passiert war, dann besuchten wir Linda. Leider vergingen bis dahin drei Tage – es ließ sich einfach nicht anders einrichten. „Wie wollt ihr denn nach so langer Zeit noch etwas ausrichten“, fragte uns das Ehepaar. Und es war uns ja selbst die Frage: Konnte Linda nach so langer Zeit einen Bezug zu den Vorkommnissen herstellen?

Wir ließen uns genau beschreiben, was geschehen war: Sie hatte an zwei Stellen im oberen Flur eine Pfütze hinterlassen, nachdem sie einen Tag mit uns zugebracht hatte. Ich ging nach oben und hieß Linda mitkommen. Sie folgte problemlos und schien nicht zu ahnen, um was es ging. Ich schritt

oben durch den Flur und ging auf ein Zimmer zu, als ich plötzlich schnüffelnd anhielt, als habe ich etwas Seltsames gerochen. Linda sah mich aufmerksam an. Ich schnüffelte weiter, senkte den Kopf, ging auf die Knie, schnüffelte am Boden an der mir beschriebenen Stelle - und mit einem Winseln und eingeklemmter Rute rannte Linda geduckt die Treppe hinab. Sie wollte gar nicht mehr kommen, als ich sie rief; möglicherweise war es ihr peinlich, dass ich ihre „Untaten“ erkannte. Zögernd folgte sie meiner Partnerin und kam in unterwürfiger Haltung eher zu mir gerobbt als gegangen. Ich schnüffelte wiederum am Boden, als sie flach neben mir lag, und sah sie streng an und knurrte dabei. Das wiederholte ich einige Male, als wolle ich mich vergewissern, dass ich wirklich „richtig gerochen“ hatte.

Dann kroch ich auf den Knien durch den Flur und schnüffelte in alle Richtungen, bis ich schließlich an der mir zuvor beschriebenen Stelle „die Witterung aufnahm“ und die zweite Stelle entdeckte. Als ich den Kopf senkte und dort schnüffelte, jaulte Linda einige Meter hinter mir auf und wenn je ein Hund vor Scham im Boden hätte versinken können, dann dieser.

Aber sie musste auch an diese Stelle herkommen, lag wieder neben mir und hörte mein unwilliges Knurren, musste meinen strengen Blicken standhalten und mein Schnüffeln, das sie als „Schuldige“ entlarvte, aushalten. Dann erst ging ich nach unten ins Wohnzimmer und als sie kam, vollzogen wir ein Versöhnungsritual. Sie war von dem Moment an wieder völlig gelöst und auch ein weiterer Gang in den oberen Stock absolvierte sie wohl mit Unsicherheit, aber doch ohne demütige Haltung.

Ziel war es, ihr deutlich zu machen, dass alle Mitglieder des Rudels ihr Verhalten für unangebracht hielten, ja, dass besonders der „Super-Alpha“ ihr Verhalten missbilligte. Was ich tat, hatte zunächst nur die Qualität einer Mitteilung, einer Richtigstellung, einer Ermahnung. Und doch reichte es aus, um diese Vorkommnisse zu beenden. Aber bis heute habe ich keine klare Antwort auf die Frage, ob Linda nun wirklich „getrotzt“ hatte.

Nicht verhehlen will ich, dass es aus anderen Anlässen gelegentlich zu ähnlichen Ereignissen kam. Linda schien in emotional belastenden Situationen eben so reagieren. Bereits unter der Überschrift „Blutiger Ernst“ habe ich ein Beispiel angeführt, bei dem es wichtig war, die Unterschiede in der Situation zu sehen – nur so war es möglich, angemessen zu reagieren. Der Mensch muss es leisten, die Unterschiede zu erkennen und eben nicht immer gleich (und womöglich falsch) zu reagieren. Vielleicht unterbrechen Sie

nach dem nächsten Absatz kurz die Lektüre und fragen sich: „Wie würde ich reagieren? Ist das, was da passiert, direkt vergleichbar mit dem Einnässen in der Diele, wie oben beschrieben?“

Wir verbrachten den Sylvesterabend in Lindas neuem Zuhause. Gegen Mitternacht gingen alle mit einem Sektglas auf die schneebedeckte Terrasse, um an diesem Aussichtspunkt den Jahreswechsel zu erleben. Dann wurde es laut, überall war ein Krachen und Knattern und Pfeifen zu hören. Linda verdrückte sich mit allen Anzeichen von Angst, während Tura, die wir zu dieser Zeit schon hatten, durch die ungewohnte Geräuschkulisse neugierig wurde. Sie erhob sich auf die Hinterläufe, stützte sich gegen die Brüstung und beobachtete die bunten Lichter am Himmel. Wenig später kam die Gastgeberin und meinte, Linda habe im Flur auf einen Teppich gepinkelt.

Als Linda nach einiger Zeit auf die Terrasse kam, schlich sie an der Wand entlang und zeigte ein Verhalten, das wir Menschen als „peinlich berührt“ einstufen würden. Linda wusste - davon ging ich aus -, dass vor allem ich jedes Einnässen im Haus streng ahnden würde. Aber diesmal hatte es eine andere Ursache. Ich ging zum Flur. Linda sah mir mit geducktem Kopf und eingezogener Rute von der Türe aus zu. Ich sah den feuchten Fleck auf dem Teppich und schnüffelte intensiver. Dann sah ich sie an. Ihr Kopf sank noch weiter nach unten. Und dann winselte ich, wie ich schon Hunde, die über etwas traurig oder betroffen oder eben irgendwie emotional berührt waren, winseln gehört hatte. Linda kam näher. Sie wirkte dabei selbst betroffen, aber ohne diese ausgeprägten „Peinlichkeitsreaktionen“ wie oben beschrieben. Letztlich saßen wir beide vor dem Fleck, winselten leise, schnüffelten am Boden und an uns gegenseitig, dann gab es ein abgewandeltes Versöhnungsritual, das damit begann, dass mich Linda am Nacken leckte. Ich folgte meiner Intuition und kraulte ihre Ohren, beschnüffelte ihre Schnauze, ließ auch mich „beschlabbern“ und als wir uns wieder erhoben, war wohl auch für sie die Welt wieder in Ordnung - es war eben ein Missgeschick geschehen in der Aufregung des ungewöhnlichen Moments.

Wie finde ich den geeigneten Hund?

Linda hatte zufällig zu uns gefunden. Meist aber sucht sich der zukünftige Hundehalter den „passenden“ Hund aus. Und damit steht er vor oben ge-

nannter Frage. Meine Gegenfrage: „Sind Sie bereit, diese Frage sachlich und nüchtern zu entscheiden? Oder geht es eher um persönlichen Geschmack und welcher Hund Sie emotional anspricht?“ Wenn Sie Ihre Entscheidung nach Geschmack und emotionalem Angesprochen-Werden treffen wollen, können Sie die nächsten zwei Seiten überspringen.

Die nächste Frage: „Wieviele Hunde hatten Sie schon?“ Soll nun zum ersten Mal ein Vierbeiner aufgenommen werden, kann ich nur abraten, eine besonders große oder dominante, selbständige Rasse oder eine Rasse, die möglicherweise ein erhöhtes Aggressionspotential besitzt, zu wählen.

Natürlich merken Sie, dass im letzten Satz die ganze Diskussion um Kampfhunde enthalten ist. Tatsache ist, dass über viele Generationen hinweg einige Rassen auf bestimmte Merkmale hin gezüchtet wurden. Zu diesen Merkmalen gehört, dass sie unempfindlicher gegen Schmerz und robuster wurden, dazu gehört auch, dass sie möglichst kräftig beißen können und den Biss teilweise gar nicht mehr gleich lockern können. Sie sollten mutig und unerschrocken bis zum Äußersten „ihre“ Menschen und deren Besitz verteidigen oder besonders großes Vieh treiben können. Diese Merkmale tragen sie in sich, auch wenn die meisten „Kampfhunde“ sie niemals einsetzen. Aber weil vielen Menschen, die zum ersten Mal mit einem Hund zusammenleben, schon ein Yorkshire-Terrier auf der Nase herumtanzen kann, rate ich beim ersten Hund von Kampfhundrassen ab.

An diesem Kriterium wurden wir selbst gemessen, als wir unsere Doña in einem spanischen Tierheim fanden. Als wir der Leiterin sagten, dass wir diese Hündin gerne mitnehmen würden, antwortete sie mit einem entschiedenen: „Nein - dieser Schnauzer-Mischling ist so eigenwillig, den gebe ich nur Leuten, die ich kenne.“ Nun war es aber gerade die Eigenwilligkeit, mit der Doña den Kontakt gestaltete, die uns gefiel. Also blieb ich hartnäckig und verwies auf meine Erfahrung. „Was für einen Hund hatten Sie denn?“, fragte die Leiterin. „Einen Pyrenäenhirtenhund“, antwortete ich. Diese Rasse hat in Katalonien den Ruf, besonders selbstbewusst und eigenwillig zu sein. „Hatten Sie ihn im Hof oder im Haus?“ „Nein, in einer Wohnung in Deutschland.“ Die Leiterin wirkte beeindruckt: „Und Sie haben ihn erzogen?“ „Ja natürlich - meine Tura war den ganzen Tag an meiner Seite.“ Mit einem „Dann schauen wir mal“ schloss sie den Zwinger auf und nahm uns zu der Hundemeute hinein.

Leider stößt bei Unerfahrenen dieser Rat oft auf taube Ohren. Und damit

entwickelt sich zuweilen eine ganz eigene Dynamik zwischen Mensch und Hund. Das kann bis dahin reichen, dass die „Besitzer“ mit einer guten Portion Selbsttäuschung erklären, sie hätten keinerlei Probleme. Dabei zerrt sie der Hund an der Leine fort, so dass das Gespräch im Laufschrift endet, oder er bleibt in einer Gaststätte so lange unruhig, bis vorzeitig bezahlt wird, weil er mal raus müsse. Manchmal frage ich dann arglistig, ob so ein großer Hund nicht oft im Weg rumstehe, und manche antworten: „Ja, anfangs schon - aber inzwischen haben wir uns dran gewöhnt ...“. Was muss denn noch passieren, bis auch diese Besitzer merken, dass sich die Besitzverhältnisse faktisch umgedreht haben? Es hat dann keinen Sinn, den Hund zu trainieren - zuerst muss der Mensch trainiert werden.

Dabei bieten so viele Rassen doch reiche Auswahl: Da zahlt es sich aus, dass jede Rasse auch auf bestimmte Wesenszüge hin gezüchtet wurde: Vielleicht also eher eine Rasse, die als gemütlich, ausgeglichen und ruhig gilt - bei allen Einschränkungen, auf die ich im Bezug auf gezüchtete Hunde bereits hinwies. Hier entscheidet sich auch die Frage, ob Rüde oder Hündin, wenn man bedenkt, dass Rüden wahrscheinlich öfter die Hierarchie in Frage stellen. Andererseits sollte man auch die Läufigkeit nicht übersehen.

Ein Hund in der Familie verändert zugleich die Familie. Eine Aussage wie „Ich alleine kümmerge mich um den Hund“ ist schlichtweg Blödsinn. Ein Hund lebt vom Kontakt zum ganzen Rudel. Ist die Familie darauf nicht vorbereitet oder gehen die Auffassungen auseinander, sind Probleme vorgezeichnet. Ich schlage vor, dass eine „Familienkonferenz“ einberufen wird: Vielleicht ist es eine Hilfe, wenn alle aufschreiben, wie sie sich die Persönlichkeit ihres Hundes vorstellen. Wenn die Familie in einer Mietwohnung lebt, sollte sich einer auch einmal in die Rolle der Nachbarn oder des Hausbesitzers versetzen: Wie stellen die sich einen liebenswerten Hund vor?

Oft ergibt sich schon aus dem Abgleich der verschiedenen Vorstellungen eine Diskussion, die ganz unterschiedliche Erwartungen zutage fördert - Erwartungen, die im Einzelfall enttäuscht werden und denen kein Hund je gerecht werden kann. Manchmal stellt sich auch heraus, dass ganz unterschiedliche Erziehungsziele in der Familie gewünscht werden. In jedem Fall muss man sich über die Erwartungen redlich einigen - vor einem Kauf!

Vergessen darf man auch nie, dass Hunde Lauftiere sind. Bei einer Familie, die bisher keinen Sinn für Spaziergänge hatte, ist ein Hund schlecht aufgehoben, denn es ist wohl eine realistische Einschätzung, dass die ausge-

dehnten Spaziergänge bald der alten Gewohnheit weichen. Für das Tier wird es zur Qual: unausgelastet, voller Energie, unternehmungslustig, quengelig - und das wird für die spaziergangsmüde Familie zur Qual.

Und die Entscheidung muss dann für 10 bis 15 Jahren gelten! Man bedenke nur: Spaziergänge - auch nachts - bei Eis und Schnee und Regen, teure Tierarztbesuche, Pfotenabdrücke auf den Autositzen, Erbrochenes in dunklen Ecken oder mal ein Durchfall in der Wohnung, gelegentlich Zecken und Flöhe, hundefreundliche Urlaubsziele suchen, ... - es wird sich vieles ändern: **Wollen Sie das wirklich?**

In diesen Bereich fällt auch die Frage des Fells: Kurzhaarige Hunde ohne Unterwolle sind natürlich der Witterung schutzloser ausgesetzt – sie verlieren jedoch weniger Haare. Viele Rassen mit dichter Unterwolle verlieren diese alle sechs Monate in dicken Flocken, sind aber den Rest des Jahres rundum gut isoliert. Lange Haare brauchen nicht unbedingt intensive Pflege, aber in jedem Fall bringen sie viel mehr Schmutz von draußen mit in die Wohnung. Auch hier gilt die Frage: **Wollen Sie das wirklich?**

Auch da hilft eine Liste, die jeder der Familie für sich anfertigt: „Welche meiner Aktivitäten werden durch einen Hund schwieriger durchführbar?“ In einem zweiten Durchgang kreuzt er an, welche Aktivitäten er einschränkt zugunsten des Hundes. Je weniger Kreuzchen nachher insgesamt zu finden sind, umso sicherer sollte kein Hund in die Familie kommen!

Wie kinderfreundlich soll der Hund sein? Ich bin skeptisch, wenn manche Bücher einzelne Rassen als „kinderfreundlich“ bezeichnen und damit meinen, dass von diesen Hunden für Kinder keine Gefahr ausgehe. So kann man es sicher nicht postulieren. Solange Menschen und Hunde zusammen leben, haben Hunde auch Menschen gelegentlich gebissen. Dass ein vertrautes Kind gezwickt, gar gebissen wird, kann es auch bei einer „kinderlieben“ Hunderasse und einem gelassenen, gut erzogenen Individuum geben. Hunde haben nun einmal Zähne zum Beißen – so wie Menschen Hände zum Schlagen haben. Aber nur weil man Hände hat, ist man ja noch keine Gefahr – auch wenn Kinder in Deutschland immer noch öfter geschlagen als gebissen werden (und das von dem Wesen, das sich für intelligenter hält!).

Und zum Schluss sollte man immer darauf gefasst sein, dass ausgerechnet der Hund, den man aufnimmt, völlig anders ist, als man es seiner Rasse oder seinem Geschlecht nachsagt - Hunde sind eben Individuen und auch gezüchtete Hunde sind keine „Hunde von der Stange“.

Und wenn mir ein Hund zuläuft? Dann hat man sich das meiste an Vorüberlegungen erspart! Aber bitte prüfen, ob das Tier nicht vermisst wird, weil es sich nur verlaufen hat. In vielen Fällen - besonders im Ausland - hat man ja die Alternativen vor Augen und das macht die Entscheidung leichter, ob es nun der „Traumhund“ ist oder nicht. Und wenn der neue Freund genau die Wesenszüge zeigt, die Sie an einem Hund lieben, wird es noch leichter.

Für den Grenzübertritt braucht es einen „Haustierausweis“, in dem die Impfung stehen muss. Teilweise muss zwischen Impfung und Grenzübertritt eine bestimmte Frist verstrichen sein. Selbst im europäischen Ausland gibt es Krankheiten, die in Deutschland selten sind. Schon die Diagnose ist teilweise schwierig, die Behandlungskosten können immens sein und ob der Hund überlebt, weiß man manchmal erst, wenn die letzte Tierarztrechnung bezahlt ist. Selbst ein Tierarztbesuch im Ausland hilft da nicht, denn manche Krankheiten haben lange Inkubationszeiten (ich erinnere daran: Linda brachte Leishmaniose mit, die nach knapp zwei Jahren ausbrach). Auch das spricht dafür, erst einmal fachkundige Personen zu Rate zu ziehen.

Informationsquellen sind auch gut geführte Tierheime. Sie arbeiten meist direkt mit einem Veterinär zusammen, der alle Formalitäten in kurzer Zeit erledigen kann. Viele Tierheime freuen sich sogar, wenn sie beratend helfen können statt noch ein weiteres Tier aufnehmen zu müssen.

Sollten Sie mit dem Flugzeug verreist sein, klären Sie Ihren Wunsch, ein Tier nach Deutschland zu bringen, am besten mit ortsansässigen Tierschutzorganisationen ab. In vielen Regionen gibt es auch deutsche Hilfsorganisationen, teilweise parallel zu einheimischen. Diese haben Erfahrung, wie Sie einen Hund nach Deutschland bringen - nutzen Sie diese Erfahrung!

Es gibt heute so viele Möglichkeiten, eine tierische Urlaubsbekanntschafft mitzunehmen, dass illegale Methoden unsinnig sind.

11. Familienzuwachs

Gut vorbereitet für den Nachwuchs

Will man es dem Hund recht machen, sollte man einige Hektar Grund kaufen, Kletterfelsen mit Höhlen und ein kleines Bächlein anlegen, Büsche, Bäume und Wiesen nicht schneiden, einige Karnickel aussetzen, dazu ein Haus bauen mit griffigem Boden und ohne Treppen, vorzüglich geeignet ist auch ein überdachtes Atrium ...

Wer nicht gleich als Fünf-Sterne-Hundepension starten will, kann durchaus etwas weniger aufwändig beginnen, wenn eines nicht fehlt: der ständige, direkte Kontakt des Hundes zu seinem Rudel - das ist es, was er vorrangig braucht. Kann das der Mensch nicht leisten, muss er Ersatz schaffen: Dann ist ein Garten mit einem artgerechten Gehege (bei dem Wort „Zwinger“ denkt man eher an kleine, enge Folterkäfige), in dem besser zwei Hunde leben, wichtig. Allerdings sollte man sich vor diesem Schritt mit anderen, die Erfahrung mit dieser Lösung haben, ausführlich beraten. Und bevor man ihren Ratschlägen vertraut, gilt auch hier: beobachten und prüfen.

Dann braucht es eine immer gefüllte Wasserschüssel. Es ist menschliches Denken, dass dieses Wasser frisch sein müsse (gesünder ist es freilich). Hunde saufen aus den widerlichsten Pfützen und viele nicht nur in der Not, sondern mit Genuss. Wer das akzeptiert, muss die Gesundheit regelmäßig kontrollieren und ebenso regelmäßig entwurmen. Nur eine Person sollte für die Wasserversorgung des Hundes zuständig sein: So behält man den Überblick, denn übermäßiger Durst kann auf Krankheiten hinweisen. Manche Hunderassen hinterlassen mehr als andere Schleim im Wasser: Dann muss öfter – vielleicht sogar nach jedem Saufen - das Wasser erneuert werden.

Und es bedarf einer Schüssel fürs Futter. Beide Schüsseln stehen bei uns immer am selben Platz. Da Tura nach dem Fressen immer wieder noch mal zur Futterschüssel hinging - vielleicht in der Hoffnung, bei der letzten Kontrolle etwas übersehen zu haben -, blieb die Futterschüssel ebenfalls stehen.

Ich habe gute Erfahrungen mit Plastikschrüsseln gemacht. Tura konnte sie leicht aufnehmen und herumtragen, was bei schweren Behältnissen nicht so einfach geht. Mir ist das Herumtragen der Schüsseln recht, denn hatte

sie kein Wasser mehr, trug sie ihre Schüssel zu mir und warf sie mir vor die Füße - deutlicher kann man seine Wünsche wohl kaum vor-„tragen“! In sechs Jahren (später nahmen wir massivere Behältnisse – wegen der Kinder, die sie sonst umstießen) musste ich nur zwei Schüsseln ersetzen - das Problem ständigen Zerbeißen entstand nicht. Allerdings hatte ich von Anfang an jeden Ansatz, mit den Schüsseln zu spielen und zu toben mit „erbstem Blickkontakt“ geahndet.

In den ersten Monaten versuchte sie gelegentlich, in der Wasserschüssel zu baden und da sie nicht in die Schüssel passte, warf sie sie hoch und legte sich anschließend in die Pfütze. Wir „einigten“ uns darauf, dass sie in der Wasserschüssel nicht badete, aber für eine Abkühlung in die Badewanne springen durfte (war ich nicht schnell zur Stelle, schlief sie dort im Kühlen ein). Ich erleichterte das, indem ich eine „Anti-Rutschmatte“, wie sie zum Auslegen auf dem Badezimmerboden verkauft wird, über den Rand bis in die Wanne hinein legte – so hatte sie sicheren Halt beim Sprung.

Auch der Bodenbelag einer Wohnung ist letztlich eine Gratwanderung: Einerseits muss er leicht zu reinigen und griffig sein, aber Kacheln sind oft zu kalt. Ganz dienlich sind alte Handtücher, die am Eingang bereitliegen. Aber das merkt ein frischgebackener Hundebesitzer von alleine nach dem ersten Regenspaziergang: Da tropft es aus dem Hund heraus und wenn er sich **jetzt** schüttelt, hat man bleibende Erinnerungen an den Wänden. Also lieber gleich trockenrubbeln – das beugt auch Erkältungen vor.

Spielzeug ist nett, aber der Hund braucht es nicht unbedingt, wenn er sich Spielsachen von draußen mitbringen darf. Gefällt dem Menschen (!) ein spezielles Spielzeug, kann man es dem Hund ja kaufen. So kam Tura zu einem kleinen, stacheligen, blauen Gummiball, der beim Zusammendrücken quiekte. Diesen Gummiball trug sie immer mit sich herum, wenn nach der Läufigkeit die Zeit des Werfens gekommen wäre – selbst bei Spaziergängen war der Ball dabei und wenn sie sich lösen wollte, legte sie ihn vorsichtig im Gras ab. Er galt ihr offenbar als „Ersatzwelpen“. Der Rest ihrer Spielzeugecke bestand lange aus einem alten Schuh, einem alten Lederriemen - und hielt den obligaten Tennisbällen. Eine Zeit lang liebte sie eine Plüschkatze heiß und innig, trug sie vorsichtig mit sich herum und gelegentlich umarmte sie sie mit den Vorderläufen und schlief so ein.

Die übrige Grundausstattung ist schnell genannt: Halsband, Leine und fürs Auto nochmals Wasser- und Futterschüssel, sowie eine Reserveleine.

Bis hierher habe ich beschrieben, was der Hund braucht. Eine andere Frage ist, was der Mensch braucht, um sich wohl zu fühlen: z.B. Decken für Polstermöbel und Autositze, Floh- und Zeckenhalsband, Zeckenpinzette, Entwurmungstabletten, ... bis zur Videokamera - aber der Hund selbst findet das alles nicht so wichtig und der Mensch merkt Fehlendes noch früh genug.

An all das also denkt man, will man gut vorbereitet einen Hund aufnehmen. Bei Tura aber wurden wir zum zweiten Mal vom Zufall überrumpelt.

Mischling Tura, 3 Monate alt

Im Herbst 93 war ich wieder in Spanien. Wir besuchten Bekannte im Ort, die uns Familienzuwachs in Form eines Hirtenhund-Welpen vorstellten. Er war gerade drei Monate alt, pinkelte sich ungeniert durchs ganze Haus und war ständig zum Spielen aufgelegt. Da ich inzwischen auch die Möglichkeit hatte, einen Hund zu halten, wurde ich von verschiedenen Seiten überredet, den letzten Welpen des Wurfes zu nehmen. Andres, der Sohn unserer Bekannten, meinte, es gäbe da noch ein Weibchen, nicht besonders groß, schwarz, dreckig und übel zugerichtet - sie sei wohl vom Hundevater gebissen worden. Schließlich war ich bereit, sie mir zumindest mal anzuschauen.

Einige Tage später hielt Andres vor dem Haus, stieg aus dem Auto und nahm etwas Schwarzes auf den Arm, das - kaum hatte er es abgesetzt - mit grausigen Verrenkungen zwischen uns robbte, sich hinbockte und entsetzt in die Runde guckte. Der Anblick eines eher robbenden als laufenden Welpen ließ mich zurückschrecken - und im gleichen Moment begann ich von Herzen Mitleid zu haben. Der Tag der Trennung von ihrer vertrauten Umgebung musste für sie geradezu traumatisch gewesen sein (so zumindest erscheint es mir nach menschlichem Empfinden) - zum Glück verkraften das Hunde überraschend gut, vielleicht weil sie so gegenwartsbezogen leben.

Die ersten Wochen lebte sie im Hinterhof einer Geflügelschlachterei mit ihren Eltern, einem sehr großer Pyrenäenhirtenhund und einer kleineren Deutsch-Schäferhündin. So ausgeprägt, wie sich im Wesen Turas bald Hirtenhund-Eigenschaften entwickelten, spricht nichts gegen die Schilderung, die Generationen vor ihr seien noch im Einsatz bei Herden gewesen. Dennoch liegt die Vermutung nahe, dass auch ihre Eltern nicht reinrassig waren und gewiss weitere, unbekannte Einflüsse vorliegen.

In der Vererbung spielen ja nicht nur die Eigenschaften der Eltern eine Rolle, vielmehr tauchen aus weiter zurückliegenden Generationen Merkmale auf. Diese sind nicht nur körperlicher Natur, sondern bestimmen auch das Wesen. Und bei einem Mischling ist unklar, welche körperlichen und charakterlichen Merkmale er zeigen wird. Andererseits sind gerade Mischlinge einer starken Auslese unterworfen: Zeigen sie Auffälligkeiten im Charakter oder Krankheiten, verhindert der Mensch, dass sie sich fortpflanzen und ihre Probleme weitervererben. Es ist deshalb sicher richtig, dass sie gesünder und ausgeglichener, vielleicht sogar intelligenter sind als viele Rassehunde.

Bei einem Rassehund hat man eine höhere Wahrscheinlichkeit, bestimmte körperliche und charakterliche Eigenschaften auch im konkreten Individuum zu finden. Allerdings werden oft auch die Unarten vererbt, vor allem, wenn die Zucht die körperlichen Merkmale betont. Und die Unarten werden einem Rassehund eher nachgesehen, weil kaum jemand zugeben will, dass er grade 2000 Euro für eine nervtötende Misttöle ausgegeben hat. Letztlich entscheidet die Qualität des Züchters über die Qualität des Rassehundes. Und wie selbst gute Züchter zu Opfern der Regeln, die jeder Zucht innewohnen, werden können, beschreibt Temple Grendin an der Hühnerzucht in Amerika: Eine Zuchtlinie führte zu schnellwüchsigen Hühnern, die also auch schneller „vermarktet“ werden konnten - leider hatten sie schwache Herzen und viele starben deshalb. Man kreuzte sie weiter, bis sie stabile Herzen und zugleich mehr Brustfleisch hatten - leider waren sie nun schwerer und ihre Füße konnten sie kaum tragen. Wie wir es auch schon von der Software her kennen, wird ein fehlerhaftes Programm nicht vom Markt genommen mit der Bemerkung: „Nehmt bitte wieder die alte Version - die läuft stabil!“ Nein, auch bei der Hühnerzucht (und wohl bei jeder Zucht) wird die Nachfolge-Version herausgebracht. Die Hühner hatten nun starke Herzen, starke Füße und mehr Brustfleisch. Allerdings mutierten die Hähne zu kleinen Monstern, die Hennen vergewaltigten oder - bei Widerstand - töteten. Prof. Grendin konstatiert nüchtern: „Zu solch unerwünschten Selektionsfolgen kommt es jedes Mal, wenn Tiere aufgrund eines angestrebten Merkmals überzüchtet werden.“ (aus „Ich sehe die Welt wie ein frohes Tier“). Dies sind einfach genetische Gesetzmäßigkeiten einer Zucht, die zurückgehen bis zum Augustinermönch Gregor Mendel.

Unser Mischlingswelpen war spanischen Gepflogenheiten zufolge wohl mit Schlachtabfällen ernährt worden sein - sicher auch mit Hühnerknochen - , so dass sich manche Schwäche ihres Gewebes auf fehlerhafte Ernährung

zurückführen lässt. Sie war die Kleinste eines Wurfes von sechs oder sieben Jungen und war nach drei Monaten als Letzte übrig, denn einen verbissenen Welpen, der nicht ordentlich laufen konnte, wollte niemand.

So wurde sie in eine Kiste gepackt und als der Deckel bei Andres Zuhause wieder aufging, erschien in der Helle des Tages das rundliche Gesicht von Dolores, Andres' Mutter. Ihre Hände hoben das Knäuel an die „holde Mutterbrust“ und mit singender Stimme brach die Freude über das dreckige, krabbelnde Bündel aus ihr heraus. Die anschließende Prozedur wurde gewiss ständig von Küssen und Herzen unterbrochen: Der ganze Hinterhof-Dreck wurde aus ihrem Fell gebürstet und weil sie penetrant gestunken habe, wurde sie kräftig mit einem leicht deodorierenden Puder bestäubt. Wer Dolores kennt, wird darin viel Liebe und Wärme spüren, doch wird mir ganz mulmig zumute bei dem Gedanken, wie dies auf ein verstörtes Hundebaby mit chronischen Schmerzen und offenen Wunden wirken musste. Dann ging's wieder in die Kiste und der nächste Stopp war dann bei uns.

Nach den Erfahrungen mit Linda hatte ich mir immer gewünscht, eines Tages einen Hund im Alter von ungefähr einem halben Jahr aufzunehmen. Nach einem halben Jahr ist der junge Hund in das Rudel hineingewachsen, hat vieles im Umgang mit den anderen gelernt, was er durch die Mutter oder gar den Menschen nicht lernen kann. Ich halte es für einen schlimmen Fehler, Hunde früh von ihrer Familie, ihrem Rudel wegzunehmen, und ich weiß, dass bei diesem Satz mancher den Kopf schütteln wird.

Nach rund sechs Wochen schwächt sich der Kontakt zur Mutter ab und die Welpen bewegen sich mit tapsigen Schrittchen in die soziale Struktur des Rudels hinein. Dort haben sie dann noch einige Zeit „Narrenfreiheit“. Nach gut drei Monaten begleiten sie das Rudel bei Ausflügen im Revier. Sie lernen, wie man im Rudel auf Fremdes zugeht und was angemessene Reaktionen sind. Sie werden in die soziale Struktur eingewiesen und lernen, sich demgemäß in der jeweiligen Situation zu verhalten. Nach meinem Eindruck spielt der Rang der Mutter noch eine Rolle dafür, wie mit den Jungen umgegangen wird und wer sie zurechtweist. In dieser Zeit werden auch die Raufereien derb und es kann auch Blut fließen. Gegenüber den Älteren werden die Rituale der Hierarchiekklärung noch eher spielerisch geübt, aber gegenüber einem vielleicht vorhandenen „under-dog“ rigoros ausgelebt.

Nach ungefähr sechs Monaten übernahmen die Jungen – auch bei Jagdausflügen - Funktionen im Rudel. Der Rang war weitgehend geklärt und blieb

meist für einige Zeit stabil. „Fehltritte“ der Jungen wurden nun ernsthaft geahndet, sie wurden als vollwertige Rudelmitglieder behandelt und nur selten erlebte ich, dass besondere Rücksicht auf sie genommen wurde (allerdings wurden ihnen immer noch unbekannte Dinge „gezeigt“ und sie in gefährlichen Situationen in den Hintergrund gedrängt). In diesem Alter ist nach meiner Einschätzung das notwendige, soziale Repertoire eines Hundes voll entwickelt. Mit „notwendig“ schränke ich ein, dass er in diesem Alter besondere Rollen noch nicht kennen gelernt hat - z.B. weiß er noch wenig von der Rolle eines Muttertieres, eines Beta-Tieres, eines Rudelführers.

Wer mit Hunden hundegemäß umgehen möchte, dem ist es eine Hilfe, auf dieses Repertoire zurückgreifen zu können. Damit ist für mich klar: Wenn die Entscheidung bei mir liegt, soll ein Hund nicht vor dem sechsten Monat zu mir kommen. Ich weiß, dass ich mich damit im Widerspruch zu anderen Auffassungen befinde, die acht bis zwölf Wochen empfehlen:

Für acht Wochen spricht, dass sie noch nicht in das Rudel eingeführt sind - sie haben also noch keine Verhaltensorientierung auf den Rudelführer und wissen nicht, wie (erwachsene) Hunde miteinander umgehen. Für zwölf Wochen wird angeführt, dass sie schon eine Erziehung auf das Rudel hin mitbekommen haben und zum Beispiel Unterordnung kennen gelernt haben.

Der Vorteil für den Halter heißt – böse formuliert - : Zu diesem Zeitpunkt kann man einem Hund den größten Trottel vorsetzen – alleine, weil er als Mensch größer und erfahrener ist, wird er als Rudelführer akzeptiert (zumindest für einige Zeit). Bei der Wahl des Zeitpunktes für die Trennung vom Ursprungsrudel steht also nicht der Hund, sondern sein künftiger Halter im Mittelpunkt. Statt der artgerechten Sozialisation im Rudel wird die Sozialisation in das gemischte Hund-Mensch-Rudel hinein erleichtert. Tura war der jüngste Hund, zu dem ich Kontakt aufgebaut habe, und sie war nicht mit den sozialen Fähigkeiten jener Hunde ausgestattet, mit denen ich es bis dahin zu tun hatte. Zum Glück wurde Linda zu ihrer Ziehmutter.

Heute versucht man, Defizite durch „Welpenschulen“ auszugleichen. Das ist grundsätzlich sinnvoll. Wenn dort aber nur fast gleichaltrige Hunde miteinander spielen, fehlt eine wichtige Dimension der sozialen Spielregeln, die nur durch ältere, ranghöhere Tiere eingebracht werden kann. Und auch dann sind zwei Stunden pro Woche eben nur ein Notbehelf – 24 Stunden pro Tag wären artgerecht. Dann fände auch geradezu Unterricht statt: Dass Wissen (im menschlichen Verständnis dieses Wortes) von Tieren an

andere weitergegeben wird, steht heute fest, und (mindestens!) all das Wissen, das in einem Rudel von einer Generation zur anderen weitergegeben würde, geht bei der üblichen Welpenzucht verloren.

Im Verhalten von Linda war wenig menschliche Erziehung erkennbar, als wir sie aufnahmen. Dies ist zumindest ein Indiz dafür, dass sie in einer Meute aufwuchs und keine klare Orientierung auf Menschen hatte. Dafür hatte sie ein Sozialverhalten, das ich von dem spanischen Hunderudel her kannte. Ihre Erziehung auf ihr neues, menschliches Rudel hin begann eigentlich in dem Moment, als ich begriff, dass ich auf hündische Weise mit ihr kommunizieren musste. Zuerst musste ich mich nachdrücklich als Rudelführer qualifizieren und ihr ihre Position zuweisen, dann akzeptierte sie die kleinen, hundegemäßen Signale für Zustimmung oder Ablehnung ihres jeweiligen Verhaltens.

Ich habe den Eindruck, für viele Menschen ist genau das schwierig. Teilweise wissen sie nicht, was einen Rudelführer auszeichnet und welche Aufgaben ihm obliegen. Teilweise verstehen sie nicht, ihren Anspruch darzustellen und auf angemessenes Verhalten gegenüber dem Rudelführer zu bestehen. Dann sind Hierarchieprobleme die Folge. Da ist es doch viel leichter, nur so zu tun, als wäre man ein guter Rudelführer: Dazu muss man den Welpen nur früh genug von der Mutter nehmen. Zugleich spielen bei den Züchtern auch legitime wirtschaftliche Gründe eine Rolle, die Welpen früh abzugeben: Jungtiere müssten ja ins Rudel eingeführt werden und bei den Rangeleien dort trägt manches Tier Blessuren davon. Die Kosten würden steigen, der Wert „beschädigter Ware“ sinken: Würden Sie zu höherem Preis ein Jungtier mit zerfransten Ohren kaufen?

Damit sind wir beim Käufer und seinen Wünschen – und dazu gehört auch der emotionale Gehalt des so genannten Kindchen-Schemas: Alles, was klein und stupsnasig ist, eine steile Stirn und große Kulleraugen hat, wirkt auf uns putzig und rührend und wir können uns seinem Charme kaum entziehen. Manche würden im Überschwang dieser Gefühle einer Hündin auch die jüngsten Welpen direkt von der Zitze abziehen und mitnehmen.

Welpen (zu) früh von der Mutter zu nehmen, sehe ich damit als gebräuchlichen Trick: So gelingt es auch unerfahrenen Hundebesitzern, den Welpen als Rudelführer zu beeindrucken. Diese „Schonfrist für den Menschen“ kostet den Welpen einen Teil seiner artgerechten Sozialisation.

Wem dies zu negativ klingt, sollte daran denken, dass der Hund bis heute ein Nutztier ist (auch wenn oft ein emotionaler Nutzen angestrebt ist). Bei

Nutztieren steht der Nutzen im Vordergrund und es ist üblich, diesen mit Tricks zu maximieren, solange das Tier nicht direkt leidet. Ein solches Vorgehen gilt allgemein als ethisch vertretbar. Oder wie sehen Sie das?

Was ist denn das? Was geschieht denn hier?

Nun aber saß dieses schwarze Etwas auf den Fliesen des Häuschens und sah sich mit großen Augen um. Schnell richtete ich einiges: Da war eine alte Decke, auf die ich auch alte Kleidungsstücke legte, damit Tura immer meinen Geruch um sich hatte - da war ein Aschenbecher als Futterschüssel und eine viel zu große Wasserschüssel. Wir setzten sie auf die Decke, schnüffelten am Wasser und zeigten es ihr, schnüffelten am Fressen und gaben ihr davon. Und kaum hatte sie ein paar Bissen verdrückt, wurden ihre Lider schwer und sie sank einfach schlafend auf die Decke.

Wie sollten wir sie nennen? Alle möglichen Hundennamen fielen uns ein, aber keiner wollte so recht passen. „Warum nehmen wir nicht einen Teil des katalanischen Wortes 'gos d'atura' - Hirtenhund?“, meinte ich und so einigten wir uns auf „Tura“, die letzten zwei Silben dieses Wortes. Und irgendwie passte das nun: ein eigenständiger Name, der einen konkreten Bezug zu ihrer Herkunft hatte.

Als die Kleine einige Zeit später wieder erwachte, hatte sie also einen Namen. Vom Schlaf noch benommen, wollte sie zunächst ins Dunkle des angrenzenden Raumes robben, dann aber sahen ihre Kulleraugen auf die hingehaltenen Hände und sie leckte daran. Und schließlich erhob sie sich, wankte durch den Raum, trippelte unter einigen Korbesseln hindurch, sah sich alle Ecken dahinter an und wurde immer lebhafter - oder nervöser? Schlagartig überkam uns der Gedanke, die wachsende Geschwindigkeit der Bewegungen könne auch auf ein „eiliges Bedürfnis“ hinweisen: Einer riss die Türe auf, der andere schnappte den Hund und als wir sie draußen ins Gras setzten, nahm sie sogleich „Haltung“ an. Es war ganz eilig gewesen! Aha, so also sah es aus, wenn ein junger Hund mal dringend musste ...

Tura verbrachte die ersten Tage mit Erkunden ihres neuen Zuhauses. Sie erforschte mehrmals jeden Raum, schnüffelte in jeder Ecke, lief immer wieder zurück zu der Stelle, wo „ihre“ Decke lag. Vielleicht wollte sie sich vergewissern, dass sie den Weg dorthin findet oder dass alles noch an sei-

nem Platz war. Gemerkt habe ich mir, dass sie in einer neuen Umgebung immer freien Zugang zu einem bekannten Bezugspunkt oder einer Bezugsperson haben sollte, weil dies möglicherweise für sie beruhigend ist. Also: In einer neuen Umgebung (zum Beispiel in einem Hotelzimmer) gilt es, einen solchen Bezugspunkt zu schaffen – ich habe später Decke und Wasserschüssel aus dem Auto dazu genutzt.

In den ersten Nächten lag ihre Schlafdecke direkt neben meinem Bett und ich legte mich so, dass ich eine Hand im Schlaf aus dem Bett zu ihr hängen ließ. Ich spürte, wie sie sich nachts immer wieder an diese Hand hinkuschelte. Zugleich verhinderte ich dadurch auch, dass ein desorientierter Welpen ziellos im Haus herumirrt. In späteren Jahren rückte ich ihr nach Operationen eine ihrer Decken dicht ans Bett und in manchen dieser Nächte lag sie wieder an meine Hand geschmiegt wie damals.

Neugierig unternahm sie Ausflüge auf dem Gelände, doch sie hielt sich dabei immer dicht bei uns. Es erinnerte ein wenig an die Spaziergänge von Hundemüttern mit ihren Jungen, die ich beobachtet hatte: Die Mutter ging voraus und die Jungen kamen mehr oder weniger zügig hinterher. Erhöhten wir das Tempo, blieb sie automatisch dicht hinter uns und ihre kurzen Pfoten prasselten zuweilen schon fast verzweifelt wirkend auf das Erdreich. Bei solchen Spaziergängen nahmen wir uns auch immer wieder die Zeit, ihr einiges zu zeigen: Da gibt es Kräuter, die intensiv duften, Sandhügel, in denen man scharren kann, Erdlöcher, Blüten, Baumstümpfe, ... - die Welt ist ja voll Neuem, wenn man ein kleiner Hund ist. Und wir forderten auch einiges von ihr: Hinter uns über eine verfallene Steinmauer krabbeln, eine im Bau befindliche Backsteinwand wie eine schmale Treppe hinaufgehen, über einen kleinen Wassergraben hüpfen, Heuschrecken verfolgen.

Ihr dies zu zeigen, bedeutete stets, dass wir aktiv auf solche Stellen zugingen, von denen wir vermuteten, dass sie interessant sein könnten, knieten uns in die Höhenbereiche Turas, schnüffelten neugierig, tapsten mit den Händen dagegen oder zeigten in hündischer Weise Aufmerksamkeit. Wenn sie näher kam, stupsten wir sie aufmunternd und zärtlich im Gesichtsbereich. Hatte sie etwas Neues erfolgreich gemeistert, lobten wir sie überschwänglich durch Stupsen an ihre Schnauze, Kraulen ihrer Lefzen oder Ohren. Dabei lobten wir sie zugleich in unserer menschlichen Sprache (also nicht mit der angehobenen, singenden Stimme, mit der viele zu Babys sprechen!), damit sie die Bedeutung von Worten und Tonalität allmählich mit den ritualisierten Gesten ihrer eigenen Sprache in Verbindung bringen konnte.

Zu sehen, wie wach und interessiert sie bei solchen Ausflügen mitging, war vielleicht für mich die Geburtsstunde der Idee, in den alltäglichen Begebenheiten Lernsituationen zu entdecken und zu schaffen – eben wie in einem Hunderudel. Nach meiner Auffassung sind solche gemeinsamen Erlebnisse im Alltag bedeutsam für beide Seiten:

Der Rudelführer erlebt ganz konkret, welchen Entwicklungsstand und welche Wesenszüge das Jungtier mitbringt. Das eine Junge versucht ohne Zögern schier Unmögliches, das andere weicht fast ängstlich vor Neuen zurück – hier muss man bremsen, dort ermutigen. Wird dies nicht beachtet, kann ein Hund an einer „erprobten Erziehungsmethode“ zerbrechen, an Persönlichkeit verlieren oder einfach nur „dumm“ wirken.

Gleichzeitig sieht der Rudelführer die Fortschritte: Gestern traute er sich nicht, heute nach zögern – morgen klappt's auf Anhieb. Diese Entwicklung zu sehen bedeutet auch, immer wieder neue Herausforderungen zu finden und den Hund vor Aufgaben zu stellen, die ihn in genau richtiger Weise fördern und fordern. Und der (menschliche) Rudelführer sieht, wo sich die Fähigkeiten des Hundes nicht von alleine entfalten und kann mit ihm üben. Und zuletzt braucht auch der junge Hund diese Erlebnisse, um eine Art „Selbsteinschätzung“ zu bekommen: ein gesundes Selbstvertrauen in seine Fähigkeiten - eine Portion Vorsicht, weil er merkt, dass er nicht alles kann.

Damit aber liegt in diesen Erlebnissen für das Jungtier ein selbstverstärkender Prozess, der teilweise Futter-Belohnungen überflüssig macht: Es ist ja ein freudig erlebter Erfolg, wenn etwas gelingt, was gestern noch nicht klappte. Wenn er dann durch ein soziales Ritual der Freude belohnt wird - Schnauzen aneinander reiben, Ohren und Lefzen lecken, hüpfende Bewegungen, ... - so ist das ausdrucks- und eindrucksvoller als ein „Leckerli“.

Die Sache mit den „Leckerli“

Vielleicht ist es wichtig, einige Bemerkungen zu den Belohnungen einzufügen. „Leckerli geben“ - das fällt den meisten ein, wenn sie von positiven Verstärkern reden. Und manchen fällt dann auch noch ein, dass ein gewisser Pawlow nachgewiesen hat, dass Futterbelohnungen bei Hunden etwas bewirken. Und wenn man nun diese beiden Halbwahrheiten vermischt und in die Hundeerziehung überträgt, dann feiert der Unverstand fröhliche Urständ!

Lange vor dem, was als positives Verstärken heute zu den verhaltenstherapeutischen Standardmethoden zählt, hat Pawlow seine Experimente durchgeführt. Allerdings ging es ihm weniger um ein Konzept der Verhaltensänderung (im weitesten Sinne: des Lernens), sondern um den Nachweis von Automatismen: Wird nach einem Ton regelmäßig Futter gegeben, setzt schnell ein Speichelfluss ein, sobald der Ton zu hören ist. Von da bis zum positiven Verstärken ist es ein weiter Weg und irgendwo mittendrin steht das „Leckerli geben“, wenn das alleine zum Lernen eingesetzt wird.

In den 1960-er Jahren erforschte B.F. Skinner den Zusammenhang zwischen Belohnungen und Verhalten. Die Grundlage seiner Überlegungen war, dass es keinerlei Sinn mache zu versuchen, einem Lebewesen in den Kopf schauen zu wollen - das einzig Zuverlässige und Ausschlaggebende sei das beobachtbare Verhalten. Dass er mit seinem so genannten Behaviorismus („Lerntheorie“) viele Jahre das Denken und Forschen bestimmte, hat auch mit seiner radikalen Abkehr von den Postulaten der Psychoanalyse zu tun, die sich damals als dominante Strömung der Psychologie intensiv der Deutung der Vorgänge im Kopf verschrieben hatte. Ihm, Skinner, galt das Gehirn als Blackbox, in die man nicht hineinschauen konnte. Erst in seinen späten Lebensjahren - nach einem Schlaganfall in genau dieser Blackbox - interessierte er sich offenbar auch für die Vorgänge im Gehirn.

Die Behavioristen zeigten, dass positive und negative Erfahrungen das Verhalten von Lebewesen bestimmten. Belohnungen waren positive Verstärker für ein Verhalten, Bestrafungen negative. Die Zusammenhänge wurden unter vielfältigen Aspekten untersucht und eindeutig festgestellt. Pädagogen und Psychologen - und in deren Gefolge dann auch Hundeerzieger - sehen in der positiven Verstärkung einen wirksamen Ansatz für Verhaltensänderungen. Dass die ebenfalls bewiesenen Wirkungen negativer Verstärkung kaum genutzt werden, dürfte vielleicht eher einen gesamtgesellschaftlichen Trend spiegeln.

Drei Problemfelder entstehen, wenn man denkt wie die Behavioristen:

Zum einen waren sie von der Allgemeingültigkeit ihres Ansatzes so überzeugt, dass die meisten Experimente an Ratten und Tauben durchgeführt wurden und sie (unbewiesen) sicher waren, dies sei ebenso auf Menschen übertragbar. Das stimmt in vielen Fällen, in manchen halt auch wieder nicht, wie es eben immer ist, wenn man die Realität durch eine ideologische Brille betrachtet.

Zum anderen erklärten sie das Gehirn quasi zur verbotenen Zone für ernsthafte Wissenschaft, weil man ja nicht sehen kann, was sich dort ereignet. Dabei entstehen manche Phänomene, die sie nicht erklären können, gerade dort. Und zuletzt wurden alle Experimente in jeweils präparierten, standardisierten Versuchskäfigen - so genannten Skinner-Boxen - im Labor durchgeführt. Was man daraus lernen kann ist, wie sich Tiere in Käfigen verhalten - ohne Aussagekraft darüber, wie sie sich in der Natur verhalten.

Amüsant: Wenn auch von wissenschaftlicher Seite immer wieder vor der Gefahr des Anthropomorphismus (der Übertragung menschlicher Eigenschaften auf das Tier, das „vermenschlichte“ Denken über Tiere) gewarnt wird, darf man darauf verweisen, dass die anerkannte Grundlage des positiven Verstärkens sogar von einer völligen Analogie zwischen Mensch und Tier ausging und damit lange die wissenschaftliche Diskussion bestimmte.

Trotzdem zählen die Ergebnisse Skinners heute zu den erfolgreichsten Methoden, wenn es um den Aufbau oder die Veränderung von Verhalten geht - so selbstverständlich, dass wir manchmal gar nicht mehr wissen, was in unserem Alltag auf ihn zurückzuführen ist. Sein Denken über die positive Verstärkung und die konkrete Anwendung, können Sie sich ja einmal am Beispiel der „grünen Welle“ bei den Ampelschaltungen verdeutlichen: Welches Verhalten wird wie belohnt und in welche Richtung wird sich das Verhalten von Autofahrern entwickeln? Die Idee geht auf Skinner zurück.

Lassen Sie uns einen Blick auf die Definition von „positivem Verstärken“ werfen, um dann zu überlegen, was es konkret für die Erziehung meint.

Grundgedanke des positiven Verstärkens ist:

Wenn erwünschtes Verhalten regelmäßig belohnt wird, tritt es wahrscheinlich immer häufiger auf, bis es selbstverständlich ist.

Um dieses Konzept zielgerichteten Lernens – nicht nur im Bezug auf Hunde, sondern auch bei Menschen - sinnvoll anzuwenden, sollte man sich über die einzelnen Worte dieser Definition einige Gedanken machen:

„erwünschtes Verhalten“: Einzuschränken ist, dass nicht alles, was in einer bestimmten Situation erwünscht ist, in anderen Situationen immer noch begrüßt wird. Beispiel: Ihr Hund soll Besucher möglichst früh durch bellen ankündigen – nach einiger Zeit bellt er schon, wenn er Schritte vor der Haustüre hört. Im Urlaub aber macht Sie das Bellen fast verrückt, denn in der Pension gehen ständig Mitarbeiter und Gäste an der Zimmertür vor-

bei. Sie merken plötzlich: Was Sie Ihrem Hund beibringen wollten, war eigentlich, dass er *Zuhause* (und nur dort) Besucher ankündigen soll, vielleicht durch das Geräusch des Gartentörchens. Der erste Hinweis muss also heißen: Legen Sie genau fest - am besten schriftlich -, was das erwünschte Verhalten sein soll. Prüfen Sie dann, ob dieses Verhalten in veränderten Situationen inakzeptabel ist - dann müssen Sie Ihre Zielbeschreibung ändern.

Nochmal „erwünschtes Verhalten“: Das Zielverhalten wird nicht schlagartig auftauchen (aber wenn, dann ist es ein schöner Zufall, den Sie schnell nutzen sollten!). Es wird sich schrittweise bilden, vielleicht zunächst nur in kleinen Ansätzen. An genau dieser Stelle unterläuft vielen ein eklatanter Fehler: Sie würdigen diesen kleinen Ansatz nicht! Beispiel: Ein Hund soll „Halt“ auf Zuruf lernen - aber nach dem Zuruf verharrt er nur kurz und schaut zum Besitzer, dann läuft er weiter. Menschlich verständlich, aber kontraproduktiv ist die Reaktion des Besitzers: „Du Esel, bleib doch stehen, wenn du das Leckerli willst!“ Und schon bestätigt sich in schöner Weise meine anfängliche Frage zum Titel des Buches (ob Mensch oder Hund den Esel abgäbe), denn schon beim kleinsten Ansatz hat sich der Hund doch eine Belohnung verdient! Sie weist ihm den Weg in die richtige Entwicklungsrichtung. Beim nächsten Mal wird er wahrscheinlich etwas länger verharren, wenn er das „Halt“ hört: Er schaut, ob die Hand in die Leckerli-Tasche eintaucht (und beachten Sie: während all dieser Zeit macht er „halt“). Der zweite Hinweis heißt also: Am Anfang eines Lernprozesses wird der kleinste Ansatz belohnt! Um die konkrete Verbindung zwischen Verhalten und Lob geht es letztlich auch beim Klicker-Training, bei dem das „Klick“ dem Hund sofort sagt: „Das war richtig so!“ Er weiß, er darf sich dann - zumindest am Anfang des Trainings - eine Belohnung abholen. Dasselbe lässt sich - ohne den Zwischenschritt, die Bedeutung des „Klick“ zu erlernen - sicher auch erreichen durch einen gespielten Ausbruch von Freude, niederkauern und freudiges Begrüßen des herlaufenden Hundes - wenn man dabei immer wieder „Hier“ sagt, verbindet er auch damit gleich etwas sehr Schönes.

„regelmäßig“: Damit ist ein Thema angesprochen, das bei der Hundeeziehung (letztlich jeder Form von Erziehung) extrem wichtig ist und viel zu oft vernachlässigt wird - die Konsequenz. Die Belohnung für jeden Ansatz erwünschten Verhaltens hat konsequent immer zu erfolgen. Dann ist die „Mitteilung“ eindeutig: „Ich finde es belohnenswert, wenn du dies oder das tust.“ Da gilt nicht zu sagen, man belohne in den Übungsstunden oder auf dem Hundeplatz - es hat immer zu erfolgen, der Alltag ist das Übungsfeld.

„belohnt“: Man kann zwei Belohnungsformen unterscheiden - die eine ist direkter als Belohnung spürbar, die andere wirkt dafür nachhaltiger: materielle und soziale Belohnungen. Das Leckerli ist die klassische, materielle Belohnung. Zuwendung, loben, streicheln, spielen - all das sind soziale Verstärker (Belohnungen), die insbesondere die Beziehungsebene vertiefen (und deshalb nachhaltiger wirken). Damit ist eine Abstufung klar: materielle Belohnungen setze ich ein, um dem Hund eine direkte Rückmeldung zu geben – „Das war toll!“. Überschwängliches loben und streicheln ersetzt im Laufe der Zeit die materielle Belohnung und sagt: „Ich bin stolz auf dich - wir sind ein tolles Team!“ Natürlich kann man auch beides gleichzeitig einsetzen, trotzdem sollte man sich vorher überlegen, wie man im Laufe der Zeit abstuft. Auch bei Menschen haben materielle Belohnungen Wirkung – zum Beispiel das Trinkgeld für den Kellner oder eine Süßigkeit für ein Kind; beachten Sie, dass solche Belohnungen in soziale Regeln eingebunden sind und es nicht üblich ist, dem Kellner eine Schokolade in die Hand zu drücken.

„wahrscheinlich“: Das positive Verstärken ist eine Form zielgerichteter Kommunikation - und Kommunikation ist nie ganz eindeutig. Es kann also passieren, dass Ihr Hund einige Zeit Ihre Absichten falsch versteht (bzw. dass Sie es nicht schaffen, sie ihm deutlich zu machen). Er zeigt möglicherweise ein Verhalten, das Sie gar nicht wünschen: Viele Hunde spulen das gesamte Repertoire erlernter Verhaltensweisen ab, wenn sie nicht verstehen, was ihr Herrchen will. Wenn Sie anschließend den Hund belohnen, wird er in unklaren Situationen häufiger ohne Geheiß alle Anweisungen ausführen, die er kennt. Also kann ein Missverständnis in der Kommunikation zu Fehlverhalten führen - aber auch die Individualität Ihres Hundes: Für manche Hunde sind bestimmte Reize von außen so stark, dass sie darüber alles andere vergessen, auch das Üben. Trotzdem: In der weit überwiegenden Zahl der Fälle ist positives Verstärken ein zielführender Ansatz.

„immer häufiger“: Mit dieser Formulierung verwahre ich mich gegen die Überheblichkeit mancher Hundehalter, die nach einer bestimmten Ausbildung des Hundes einfach davon ausgehen, dass er immer und überall in absolut gleicher Weise auf eine Anweisung reagiert. Dass dies im Regelfall auch zutrifft, will ich nicht abstreiten, aber mich erschreckt der darin liegende Grundgedanke: Dieses Lebewesen sei wie eine Maschine, die immer akkurat denselben Output liefert. Dagegen sage ich aus Überzeugung: Ein Lebewesen ist ein Lebewesen (Gottseidank!) - letztlich bleibt immer eine kleine Unsicherheit. In den Schriften des Kybernetikers und Philosophen

Heinz von Foerster wird dieser Unterschied zwischen trivialer Maschine (Ein-und-Aus-Schalter-Prinzip) und nicht-trivialer Maschine (jeder lebendige, zur Fortentwicklung fähige Organismus) umfassend dargestellt.

„bis es selbstverständlich ist“: Irgendwann muss die Lernsituation in den Alltag geholt werden. Das geschieht nicht von heute auf morgen - das wäre für den Lernenden zu frustrierend. Trotzdem wird ein Abiturient auch nicht mehr ständig für die Beherrschung des kleinen Einmaleins gelobt. Also gilt es, die Belohnung Schritt für Schritt zu reduzieren – man spricht von „ausschleichen“: Vielleicht jedes zweite Mal besonders belohnen - einige Zeit später jedes dritte, jedes fünfte Mal. Irgendwann genügt ein freudiges Wuscheln, eine kleine Berührung am Ohr oder ähnliches. Und wenn man irgendwann merkt, dass längst Erlerntes nicht mehr zuverlässig ausgeführt wird: sofort wieder mit Belohnungen beginnen - zum Auffrischen jedes zweite Mal, um ganz neu zu üben immer.

Noch einmal „selbstverständlich“: Soziale Verstärker haben die Tendenz, selbstverstärkend zu wirken: Ein sozial akzeptiertes Verhalten wird allgemein positiv bewertet und diese Bewertung kommt in den Umgangsformen zum Ausdruck. Statt von einer einzigen Person eine besonders deutliche Bestätigung zu erleben, vermitteln zunehmend auch die übrigen Sozialkontakte eine Wertschätzung für das neue Verhalten. Also können soziale Verstärker ebenfalls langsam abgebaut werden und weichen den „normalen“ Reaktionen aus dem Umfeld, die ja immer noch eine positive Bewertung ausdrücken. Beim Menschen leuchtet uns das ein, bei so sozialen Wesen wie Hunden ist es umso selbstverständlicher: Hatte ein Junges erstmals eine besondere Aufgabe gut gemeistert, signalisierten die anderen eine freudige Anteilnahme an diesem Erfolg - bei den weiteren Malen verschwand dieses Verhalten schrittweise in dem Maße, wie das Jungtier in das gesamte soziale Gefüge (welch Belohnung!) aufgenommen wurde.

Ich möchte ein Beispiel aus Lindas Erziehung einfügen. In der Nähe meiner Ulmer Wohnung war eine Firma, zu deren Lkw-Verladerampe eine Außen-treppe hinaufführte. Eines Tages lief ich mit Linda diese Treppe hinauf und am Ende der Rampe sahen wir auf den Asphalt hinunter, der rund einen Meter unter uns lag. Linda ahnte wohl, was ich wollte, und rannte die Rampe zurück, die Treppe hinunter und sah mich freudig von unten her an - und sah verwundert zu, wie ich etwas ungelenk, aber doch halt irgendwie, die Rampe hinunterhüpfte. Ihre Begrüßung unten drückte etwas wie freudige Bewunderung aus. Ich lief mit ihr wieder die Treppe hinauf und ermutigte

sie, ebenfalls den Sprung zu versuchen. Aber ich hatte damit erst Erfolg, als ich es ihr nochmals vorführte und auch dann zögerte sie noch, lief hin und her, wollte ja schon, aber auch wieder nicht. Schließlich überwand sie sich und sprang. Sofort begrüßte ich sie mit überschwänglichem Loben und wir setzten unseren Spaziergang ohne weitere Wiederholung fort.

Am nächsten Tag sprang sie zweimal ohne größeres Zögern von der Rampe, einen Tag später wies ich sie im Laufschrift an, die Treppe hinaufzulaufen. Sie rannte oben über die Rampe, ich unten auf dem Asphalt, und am Ende der Rampe rannte ich einfach weiter und Linda sprang mit einem enormen Satz ohne jedes Zögern über das Ende der Rampe, flog durch die Luft, landete federnd und rannte ohne Unterbrechung im gleichen Tempo weiter - es war ein beeindruckendes Bild eines optimalen Lernerfolges, der so stark selbstverstärkend war, dass kein weiteres Loben (oder gar „Lekkerli“) notwendig war.

Eilige Bedürfnisse

Dass wir gerade noch rechtzeitig der ersten „eiligen Bedürfnisse“ Turas gewahr wurden, habe ich weiter oben ja beschrieben. Erste Erlebnisse in einer neuen Umgebung sind – auch durch die erhöhte Aufmerksamkeit, die Hund wie Mensch in so einer Situation haben – besonders eindrücklich. Ich stimme also der traditionellen Auffassung zu, dass man gerade „das erste Mal“ im neuen Zuhause aufmerksam erwarten sollte: Es ist bei ersten Anzeichen von Müdigkeit oder – wahrscheinlicher – nach dem ersten Aufwachen zu erwarten oder nach einer guten Mahlzeit. Hier ist der menschliche Rudelführer gefordert, dem Jungtier zu vermitteln, wo es sich mit uneingeschränkt guten Gefühlen erleichtern kann, so dass sich in ihm die (Be-)Deutung entwickeln kann: „in der Wohnung nein, aber hier draußen ist es herrlich wohltuend“. Und nicht jedem kleinen folgt ein großes Geschäft und nach einem großen muss noch lange nicht Schluss sein.

Durch viele Anfragen, die mich erreichen, weiß ich, dass Einnässen oder – koten ein erschreckend häufiges, dazu hartnäckiges Problem sein kann. Bei allem, was ich hier schreibe, setze ich voraus, dass es keine organischen Ursachen dafür gibt – dies ist vorab mit dem Tierarzt abzuklären. Wenn Sie einen noch recht jungen Hund haben, können auch besonders starke Emo-

tionen – zum Beispiel Freude – zu einem plötzlichen Wasserlassen führen, erwachsene Hunde haben sich da besser im Griff.

In den anderen Fällen ist es oft hilfreich, sich einige Gedanken zu einer systemtheoretischen Sichtweise vor Augen zu führen.

Ein Hund ist zunächst ein in sich geschlossenes System, das auf Grund von bestimmten Erfahrungen zu bestimmten Verhaltensweisen in bestimmten Situationen gekommen ist – auf Grund aller bisherigen Erfahrungen hat sich in diesem Lebewesen (in diesem System) ein stabiles Gleichgewicht gebildet, nach dem es agiert und reagiert. Bei diesen Verhaltensweisen gibt es angeborene und erlernte. So wie Wissensvermittlung eben nicht mit einem „Nürnberger Trichter“ funktioniert, so kann man eben nicht direkt von außen in dieses geschlossene System eingreifen: Man kann nicht einfach ein „neues Wissen“ eintrichtern. Ich muss das Gleichgewicht so durcheinander bringen, dass die Suche nach veränderten Verhaltenweisen lohnender erscheint als das Beibehalten der bisherigen.

Stellen Sie sich zur Illustration vielleicht einen großen Parkplatz vor, auf dem etliche Autos fahren. Sie selbst fahren das blaue Auto. Sie haben nicht die Möglichkeit zu bestimmen, wohin die anderen Autos fahren – da Sie selbst ja das blaue Auto fahren, können Sie höchstens bestimmen, wohin ein anderes Auto nicht oder nur um den Preis eines (Beinahe-) Unfalls fahren kann. Ein solcher Unfall wäre dann eine Störung, die für den Fahrer des anderen Autos zu einer Neuorientierung seiner Verhaltensweisen führt: „Das blauen Auto meide ich lieber weiträumig!“

Das heißt, in ein lebendes System können Sie nur indirekt – auf dem Umweg über eine (wie auch immer geartete) Störung bisheriger Erfahrungswerte – eingreifen. Das geschlossene System Hund bringt in der Regel die Erfahrung mit, dass man nicht an Stellen pinkelt, die für das Rudel bedeutsam sind. Von solchen Stellen geht man ein wenig weg – dann ist alles in Ordnung. Wenn dann diese Stelle auch noch nach früheren Pinklern riecht, spricht auch dies dafür, dass an dieser Stelle genau die richtige Stelle ist. Ob dies nun unterm Rosenstrauch im Garten oder auf dem Teppich in einer kleinen Diele im Obergeschoss ist – das ist für den Hund nicht wichtig: Alle Erfahrungen sprechen ja eine eindeutige Sprache.

Genau in diesem Sinne wurde ich vor einiger Zeit im Bezug auf einen jungen Hund angefragt, der sich regelmäßig – auch nach Spaziergängen – auf dem Teppichboden in einer kleinen Diele erleichterte. Die Diele lag im obe-

ren Stockwerk des Hauses, wo die Schlafzimmer tagsüber geschlossen waren. Mir drängte sich eine Hypothese geradezu auf: Der kleine Flur war eine tote Zone - kein Schlafplatz, kein Futterplatz, kein Spielplatz - und noch nicht einmal Durchgangsbereich zu spannenden Räumen, die man alleine betreten darf. Dieser Bereich ist für einen Hund einfach bedeutungslos: ein ideales Hundeklo - nahe, jederzeit geöffnet und an einer Stelle, wo es (nach Hundedenken) nicht stört. Dazu fast rasenähnlich weich betteppicht – also bestens geeignet nach allen bisherigen Erfahrungswerten.

Also ging es darum, eine geeignete „Störung“ zu finden, die das stabile Gleichgewicht der Erfahrungswerte dieses Systems „Hund“ durcheinander bringen konnte. Im Idealfall würde der Hund anschließend ein neues, stabiles Gleichgewicht bilden, das aktualisierte Erfahrungswerte mit einbezog – wir nennen das „Lernen“. Ich schlug nun eine „Störung“ vor, die das bisherige „Denken“ des Hundes auf angenehme Weise durcheinander bringen würde, so dass ein neues Gleichgewicht gefunden werden konnte. Wenn Sie an dieser Stelle kurz überlegen, fallen Ihnen vielleicht auch Möglichkeiten ein, wie das bisherige „Denken“ gestört werden könnte – und Sie merken: Auch an dieser Stelle wird deutlich, dass es nicht eine ideale Lösung gibt, sondern in der Regel mehrere.

Ich empfahl also, täglich einige Minuten lang mit dem Hund in dieser Diele zu spielen, einige Leckereien einfach auf dem Boden zu verstreuen und eine Schlafdecke des Hundes dorthin zu legen. Mir erschien dies als sinnvoller Weg, so viel „Störung“ und Verwirrung zu produzieren, dass innerhalb des Systems das bisherige Verhalten abrupt verändert würde. Wenige Wochen später kam die Rückmeldung: „Dank Ihrer Hilfe haben wir den besagten Flur als aktiven Wohnraum einbezogen und mittels Leckerchen und Decken interessant gestaltet. Und das hat funktioniert!!!“

Ein anderes Verfahren wurde mir von Bekannten berichtet und ich möchte es hier wiedergeben, weil es nach meiner Sicht der inneren Logik von Hunde-Verhalten entspricht. Jener Welpen hatte eine bestimmte Stelle der Wohnung zum Wasserlassen auserkoren und nur daran, dass er seine Schritte dorthin lenkte, erkannte man, dass er „eigentlich“ raus musste. Der Boden wurde also aufs gründlichste gesäubert, anschließend mit etwas Leberwurst eingerieben, so dünn, dass nichts zu sehen war. Der Welpen verbrachte Stunden an dieser Stelle, am Boden schnüffelnd und schleckend, aber die Bedeutung dieses Ortes hatte sich für ihn durch die „Störung“ mit der Leberwurst schlagartig geändert und damit auch sein Verhalten.

Damit wird auch deutlich: das Wort „Störung“ – im Deutschen immer leicht negativ besetzt – ist keine gute (aber die gängige) Übersetzung für „perturbation“, was eher „Durchdringung (innerer Grenzen)“ meint. Sie können sich vielleicht auch eine innere Querverbindung merken zu dem Begriff „Reizschwelle“, der aber zumindest vom Fachmann wiederum etwas anders definiert wird. Ohne „Störungen“ gibt es in keinem Lebewesen Veränderung, Lernen, Reifung, Entwicklung, Fehlentwicklung oder Therapie – in diesem Sinne sind solche „Störungen“ Impulse, Anstöße, Inspirationen. Eine solche „Störung“ ist zum Beispiel das Belohnen von Verhaltensweisen, für die der Hund selbst keine Erfahrungen mitbringt (und die ihm aus sich heraus auch nicht lohnend erscheinen) – das Lernen durch Belohnung (das positive Verstärken) verändert auf diesem Wege bisheriges Verhalten.

In den ersten vier Tagen Turas gab es zwei kleine Pfützen im Haus, ansonsten schafften wir es immer bis ins Gras. In einem weiteren Fall gelang es mir gerade noch, die „Notbremse“ zu ziehen: Einer spontanen Idee folgend drückte ich ihren Schwanz einfach schnell nach unten. Dahinter stehen die Beobachtungen, dass auch Hunde sich nicht gerne selbst anpinkeln bzw. dass im Regelfall das Urinieren abgebrochen wird, wenn etwas Überraschendes geschieht. Auch wir Menschen können reflexartig Stoppen: Zum Beispiel sobald unerwartet die Toilettentür (gar noch von einem Fremden) geöffnet wird oder Jungs lernen durch entsprechende Erfahrungen, dass man bei Sturm im Freien nicht gegen den Wind pinkeln sollte ...

Was also den Regelfall anging, war Tura nach rund einer Woche - noch während unseres Urlaubes - stubenrein. Mich hat das nicht überrascht: Junge Hunde versuchen von selbst, sobald sie Laufen können, die Wurfhöhle sauber zu halten. Sie entfernen sich einige Meter vom Eingang und kehren so schnell wie möglich zurück. Später wird der Bereich, an dem das Rudel lagert, ebenso sauber gehalten. Auf dieses ganz natürliche Reinlichkeitsverhalten kann man zurückgreifen. Allerdings ist das Lager eines Wurfes kleiner als eine Wohnung oder gar ein Haus. Ich vermute, es fällt einem jungen Hund zunächst schwer, das zu erfassen: Nur einige Meter weggehen hilft da nichts – man ist immer noch mitten in der Wohnung. Aber in diesem Radius sucht er eine „bedeutungslose“ Stelle – das kann eine Ecke der Diele oder eine Nische beim Wohnzimmerschrank sein. Er weiß einfach nicht, dass diese Stellen aus unserer Sicht nicht die Bedeutung einer Toilette haben.

Dieses Verhalten kann dann auch auf den eigenen Garten ausgeweitet werden, so dass auch dieser sauber bleibt. Auf gepflegten Rasenflächen

insgesamt zeigte Tura grundsätzlich an, dass sie mal „raus“ musste. Bei manchen Gartenfesten hat dies zunächst für Verwunderung gesorgt, aber immerhin machte es mir deutlich, dass sie eine ausgeprägte (anerzogene) Hemmung hatte, sich irgendwo anders zu erleichtern als in ganz hohem Gras oder unter Gebüsch. Das von seinem Hund zu wissen, macht mutiger, wenn es zum Beispiel um Übernachtungen in fremder Umgebung geht.

Vielleicht kann zur Stubenreinheit beitragen, das Lager des Hundes immer wieder an unterschiedlichen Stellen zu haben, so dass ihm eine größere Fläche als bedeutsam erscheint. Vielleicht ist es auch hilfreich, wenn sich die Menschen mit dem jungen Hund an allen möglichen Stellen auf den Boden legen und sei es nur, um die Staubflocken unter einem Bett zu erforschen und dieser Stelle damit „Bedeutung zu geben“. Vielleicht haben alle diese Faktoren zusammengespielt, so dass Tura sehr schnell stubenrein wurde. Vielleicht war sie auch einfach nur genialer als Ihr Hund - was meinen Sie?!?!

Ein schöner Zug: die Welt erobern wollen

Tura gehörte zu den eher vorsichtigen Hunden, die sich an etwas Neues herantasten und nur selten einmal ihre eigenen Fähigkeiten überschätzen. Nun musste ich in den ersten Tagen natürlich auch für sie die notwendigen Formalitäten erledigen – durchaus ähnlich, wie schon bei Linda beschrieben. Dazu zog ich mit ihr durch die nahe Kleinstadt - genauer: Sie zog mich. Sollte ich nun auf das zurückgreifen, was mir Bekannte empfohlen hatten? Sie hatten vor Jahren auf einem Hundeplatz gelernt, mit einem plötzlichen, heftigen Ruck an der Leine den Hund geradezu herum zu reißen.

Ich verschob diese Entscheidung, bis ich Zeit haben würde, mir etwas anderes zu überlegen: Es ist vielleicht ganz sinnvoll, nicht bei jedem Problem gleich reagieren zu wollen. Nun hat genau dieses Hunde-Verhalten ja ein Problem in sich: Der Hund zieht in eine bestimmte Richtung, in der er etwas Interessantes erkennt. Auch wenn sich der Mensch diesem Ziehen widersetzt, bringt jeder weitere Schritt den Hund näher an das Ziel seiner Begierde: Damit entsteht ein positiver Verstärker. Die Belohnung für kräftiges Ziehen ist, mit jedem Schritt dem Ziel näher zu kommen!

Deshalb muss der erste Schritt sein, die Orientierung auf das Ziel hin zu durchbrechen und eine Orientierung auf etwas anderes zu erreichen. Wenn

Tura später wieder aus Leibeskräften ruderte, um an einen faszinierend duftenden Pfosten zu kommen, hatte ich schrittweise Erfolge mit folgendem: Ich blieb einfach stehen und ließ sie ihre ganze Energie in die Leine werfen. Erst als ich den Eindruck hatte, dass ihre unbedingte Orientierung auf das Ziel - dem sie nicht näher kam - nachließ, gab ich ihr die Anweisung, sich zu setzen. Damit unterbrach ich vollends die Fokussierung.

Meist setzte sie sich dann problemlos und ich ging - die Leine gestrafft - zu ihr. Wenn sie so lange sitzen blieb, bekam sie eine Belohnung. Zudem hatte ich nun den Vorteil, neben ihr zu stehen statt hinter ihr her zu stolpern. Sobald sie wieder lospreschen wollte, rempelte ich sie an, indem ich in ihren Weg trat, was manchmal mehrfach notwendig war, denn natürlich wollte sie um mich herumlaufen. Zuweilen unterstrich ich das Rempeln mit imitiertem Scheinschnappen, bis sie stehen blieb. Ich hatte also in „ihrer“ Sprache gezeigt, dass ich ihr Verhalten nicht akzeptierte. Zugleich hatte ich bis zu diesem Zeitpunkt die Überlegenheit eines Rudelführers gewahrt, der sich nicht von einem Jungtier herumzerren lässt. Sobald sie von sich aus stillstand, sich vielleicht sogar unsicher setzte, erhielt sie wieder eine kleine Belohnung. Dann nahm ich sie an kurzer Leine so, dass ich zwischen ihr und dem interessanten Gegenstand war und wir gingen daran vorbei.

Insgesamt bliebe für einen Hund, den etwas dermaßen anlockt, ein frustrierendes Gefühl zurück (meiner menschlichen Einschätzung nach). Wenn sie also ohne weiteres Ziehen einige Meter neben mir ging, drehte ich mich um und führte sie an die Stelle, an die sie zuvor mit viel unnötigem Kraftaufwand hingelangen wollte. Tura entwickelte daraus auf ihre Weise eine Botschaft an mich: Wollte sie zu etwas hin, das außerhalb ihrer Reichweite lag (oder an dem ich zügig vorbeiging), hockte sie sich blitzschnell so hin, dass ihr Gesicht in die Richtung ihres Wollens zeigte und verharnte so, bis ich es bemerkte. Als mir klar wurde, dass sie offenbar eine neues Ritual entwickelt hatte, um sich verständlich zu machen, ließ ich es zuerst immer zu (Belohnung) und führte später schrittweise das Befolgen eines gelegentlichen „Nein“ ein.

In anderen Bereichen gab es Erfolgserlebnisse fast wie von selbst. Treppen waren ihr noch fremd und sie wollte keine Stufen steigen. Nun besuchten wir mit der Kleinen eines Abends im Urlaub Bekannte im Nachbarort, zu deren Haus eine steile Treppe führte. Wir mussten Tura hinauftragen. Nach einiger Zeit wurde sie oben unruhig und ich vermutete, es könnte die übliche Ursache haben. Ich trug sie die Treppe wieder hinunter und wir gingen in der schmalen Gasse zwischen den Natursteinhäusern auf und ab. Und

dabei sah Tura jene riesigen, bestimmt hundefressenden Raubtiere, die mit gefährlich funkelnden Augen unter den Autos hervorblickten: Katzen! Nicht eine, nicht zwei, wohl eher ein Dutzend genoss friedlich die Stille des Abends, um sich zu putzen, auszuruhen oder was Katzen sonst so machen.

Ich weiß nicht, was in einem kleinen Welpenhirn in so einem Moment vor sich geht, aber deutlich war, dass Tura mit aller Kraft zu der Treppe strebte, fort von diesen schrecklichen Ungeheuern. Und - hops - irgendwie schaffte sie die erste Stufe und - hops - die zweite und bei der dritten sah es schon flüssiger aus und oben angekommen, war sie völlig außer Atem - und pinkelte sofort drauflos (eine der genannten Pannen). Aber immerhin hatte sie an diesem Abend die erste Treppe ihres Lebens ganz alleine gemeistert.

Offenbar entdecken auch Hunde neue Fähigkeiten, wenn ihnen die Angst im Nacken sitzt. Wenn ich Berichte über manche Methoden der Hundeerziehung lese oder höre, habe ich den Eindruck, dass diese „Angst im Nacken“ zuweilen zur Erziehungsmethode erhoben wird, aus der gehorsame, aber pathologisierte (krankgemachte) Hunde hervorgehen. Es mag ja gute Gründe geben, warum wir in der Kindererziehung davon abgekommen sind, auf Ungehorsam mit dem Erzählen von Geschichten vom „bösen, schwarzen Mann“ zu reagieren, der solche Kinder wegschleppen würde.

Uns fiel ein Stein vom Herzen, als wir sahen, wie wohl sich Tura auf der Rücksitzbank des Autos fühlte! Ja, ich gebe zu, dass wir schon wieder einen Hund in bedenklicher Weise mitfahren ließen - zwar hatte ich schon die interessantesten Erfahrungen mit Hunden gemacht, aber diesen Fragen stand ich damals doch laienhaft gegenüber. Immerhin musste Tura eine Reise von gut 1200 Kilometern überstehen. Sie rollte sich in einer der Kühlen der Rücksitzbank ein und verdöste jede Fahrt und wir waren guter Dinge, dass auch die Rückreise keine größeren Probleme aufwerfen würde.

Sie zeigte keine Angst innerhalb oder außerhalb des Fahrzeuges, sobald aber eine Türe geöffnet wurde, rannte sie in kopfloser Panik davon. Ihr Verhalten war in jeder Beziehung untypisch. Sie lauschte interessiert infernalischem Hupen, sie robbte bei laufendem Motor neugierig unters Auto, flegelte sich an jeder Stelle des Innenraumes hin und nichts schien ihr Angst machen zu können. Aber sie raste panisch davon, sobald sie neben dem Auto stehend eine Türe aufschwingen sah ...

Ein solches Verhalten ist ungewöhnlich, irgendetwas musste Tura dazu gebracht haben, eine solche „Verhaltensauffälligkeit“ zu entwickeln. Rück-

sprache mit Andres ergab, dass sie vor einiger Zeit einen Unfall gehabt habe, dessen näheren Zusammenhänge jedoch unbekannt waren. Bekannt dagegen war, dass der Hinterhof, in dem die Hunde gehalten wurden, zugleich auch als Stellplatz für Fahrzeuge genutzt wurde. Turas Unfall wird wohl in irgendeiner Weise etwas mit einer Autotüre zu tun gehabt haben.

Da sie ja im Auto keine Angst hatte, versuchten wir, ihr eine „Flucht nach vorne“ zu vermitteln. Ich kniete beschützend über ihr, während jemand die Autotür aufschwingen ließ. Das hielt sie gerade noch aus. Als sich dann die Türe nicht mehr bewegte, robbte ich - Tura leicht schiebend - zum Auto, in dem vom Rücksitz aus jemand Vertrautes lockte. So lernte sie im Laufe einiger Tage, ihre Angst zu besiegen und - nach skeptischen Blicken auf die Tür - mit einem verzweifelten Hopser in den Innenraum zu hechten.

Was war denn los mit Tura?

An einigen Stellen habe ich nun schon angedeutet, dass wir einen etwas „lädierten“ Welpen aufgenommen hatten. Äußerlich auffallend waren zwei große, leicht abgeheilte Wunden im Steißbereich, die davon herrühren sollten, dass ihr Vater sie gebissen hatte. Von diesem Verhalten wird meistens im Zusammenhang mit schwer gehandicapten Welpen berichtet. Ich unterstelle, dass Turas Vater ein Junges töten wollte, das seiner Ansicht nach keinesfalls ein hundegemäßes Leben führen konnte.

Als zweites war auffällig, wie klein Tura war, nicht nur einfach die Kleinste des Wurfes, sondern schlicht zurückgeblieben. Als die Wunden verheilt waren, wuchs sie geradezu erschreckend schnell - sie wurde weitaus größer, als wir vermutet hatten. Das hatte auch drollige Seiten, denn wie Jugendliche in pubertären Wachstumsschüben kam sie entsetzlich schlaksig daher: Fast von einem Tag auf den anderen änderten sich die Körpermaße und die Relation von Knochen und Muskeln und das Empfinden für den eigenen Körper hinkte dieser Entwicklung immer hinterher. Ihre Bewegungen wirkten dann ungelentk und stelzenhaft ausholend. Und sobald sie sich mit den veränderten Maßen normal bewegte, kam der nächste Wachstumsschub.

Besonders auffällig war es beim Hinabgehen von Treppen. Zuerst hoppelte sie von Stufe zu Stufe. Dann stieß sie dabei mit dem Hinterteil gegen die jeweils obere Stufe so, dass sie schneller als beabsichtigt - zumeist kopf-

über - die nächsten Stufen absolvierte. Und kaum hatte sie gelernt, ihren Körper auf zwei Stufen unterzubringen, musste sie einige Zeit schräg gehen, bis schließlich eine Stufe Zwischenraum zwischen den Auftritten von Vorder- und Hinterläufen liegen konnte. Mir wurde dabei deutlich, dass das Laufen mit vier Beinen Probleme mit sich bringt, von denen ich absolut nichts verstehe - es ist wie bei Kindern ein längerer Prozess, in dem nicht alles beim ersten Mal gelingt. Es soll also bitte niemand behaupten, Hunde könnten „instinktiv gleich richtig“ laufen - es ist ein Lernen durch Versuch und Irrtum, durch Erfolg und Misserfolg, durch Stolpern und Aufrappeln. Es geschieht bei den Hunden gewiss ebenso „instinktiv gleich richtig“, wie wir in unseren Kindertagen diese schwierige Technik des kontrollierten Vorwärts-Fallens erworben haben, die wir gemeinhin „Gehen“ nennen.

Die kahlen Stellen der gerade abgeheilten Wunden begannen nach wenigen Tagen, sich zu wölben und leichtes Drücken ließ eine schwammige, weiche Masse darunter vermuten. Am Morgen der Abreise platzte die erste Stelle. Über Nacht war sie wie ein halber Tischtennisball hervorgequollen, und ein Schub von drei oder vier Eßlöffeln Eiter trat aus. Während der Rückfahrt geschah dasselbe mit der zweiten Stelle.

Eine halbe Stunde nach Überschreiten der deutschen Grenze saßen wir im Warteraum einer Tierärztin, die auf die zwei Handvoll Hund auf ihrem Behandlungstisch wirklich bezaubernd einging. Sie erschrak, als sie sah, wie tief die eitrigen Höhlen in den kleinen Hundeleib reichten. Dabei wirkte Tura lebendig, hatte normalen Stuhlgang und normalen Appetit. Als sie noch nicht einmal erhöhte Temperatur feststellen konnte, ermutigte sie uns damit, dass wir wohl ein besonders lebensdurstiges Exemplar hätten (was sich bis in ihre letzten Tage hinein bestätigte). Täglich mussten wir die Wunden öffnen und Antibiotika hineingeben und mit jedem Tag klangen die Verletzungen weiter ab. Und kaum waren sie ausgeheilt, begann von einem Tag auf den anderen - wie oben beschrieben - der erste Wachstumsschub.

Natürlich beschäftigte mich die Frage, wie wohl die Hinterläufe und die Hüfte Turas geschädigt seien - denn eine Schädigung war offenkundig. Aber ich war nicht bereit, Tura nur um meiner Neugier willen einer Untersuchung mit Narkose zu unterziehen. Also wollte ich mit einer Untersuchung warten, bis ein akuter Anlass bestand. Der kam dann im Herbst 1995, als sie etwas über zwei Jahre alt war. Beim ersten Kälteeinbruch hinkte sie plötzlich bei jedem Aufstehen, was sich aber nach ein paar Schritten wieder legte. Da keine andere Ursache gefunden werden konnte, sollten Röntgenaufnahmen

näheren Aufschluss über mögliche arthritische Beschwerden im rechten Vorderlauf geben. Bei dieser Gelegenheit wurden auch ihre Hinterläufe und die Hüfte untersucht.

Was sich dabei ergab, übertraf, was wir vermutet hatten. Die linke Hüftpfanne war stark deformiert - ein genetischer Schaden. Kam dann noch ein Schlag von einer Türe - die Unfall-Hypothese - dazu, ließen sich daraus leicht die Auffälligkeiten Turas und das Verhalten des Rüden erklären. Der linke Hinterlauf war wesentlich zierlicher als der rechte, eventuell im Wachstum zurückgeblieben, und - was niemandem zuvor aufgefallen war - ihr linkes Bein war insgesamt fast zehn Zentimeter kürzer als das rechte und lag einige Zentimeter zu weit vorne im Rumpf. Bezeichnend war die Äusserung des Tierarztes, als er das Röntgenbild aufhängte und ansah: „Ich habe keine Ahnung, wie die Tura überhaupt laufen kann ... !“

Aber sie hüpfte, sprang, lief und tollte und nur längere Wanderungen ließen sie erkennbar lahmen. Ich bremste sie nie, sich so zu bewegen, wie sie wollte, aber ich forderte sie nie zu besonderen Leistungen auf, ebenso wenig belohnte ich hohe oder weite Sprünge. Sie war ein Invalide und sollte sich so bewegen, wie es ihren Einschränkungen entsprach. Und das muss auch gesagt sein: Ich freute mich täglich, dass ein so wunderschöner, sozialer Hund zu meinem „Mini-Rudel“ gehörte!

Und doch scheint in ihr längere Zeit die Erinnerung an Schmerzen gewesen zu sein. Sie war gerade ein Jahr alt und tollte in Spanien um das Häuschen, als sie offenbar mit der linken Hüfte gegen eine Hausecke prallte. Ich sah gerade noch, wie sie mit einem Aufschrei abbremste und sich einfach fallen ließ. Mein erster Gedanke war, dass durch den Anprall ihre Hüfte einen endgültigen Schaden genommen hätte. Sie lag einfach auf der rechten Seite auf dem Boden und sah mich mit entsetzt aufgerissenen Augen an. Selber ganz zittrig befühlte ich ihr linkes Bein von oben bis unten, konnte aber nichts feststellen und schien ihr auch keine Schmerzen zu bereiten. Dann bewegte ich es hin und her, während Tura jede meiner Bewegungen genau verfolgte. Dann drückte und schob ich an allen Gelenken und als ich mich ratlos neben sie hockte und gerade feststellte: „... ich finde absolut nichts ...“ - stand sie auf, schüttelte sich, setzte das Bein vorsichtig auf, tat zwei Schritte, sah mich richtig frech und munter an und rannte weiter ums Haus.

Da ich selbst über eine längere Zeit mit einer nur langsam heilenden Verletzung herumlaborierte, kenne ich Empfindungen, die sich mir bei dem

beobachteten Verhalten als Vergleich aufdrängen: Mein großer Zeh war nach einem Sportunfall reichlich ramponiert. Bis heute ziehe ich diesen Fuß - obwohl die Verletzung viele Jahre zurückliegt - unwillkürlich zurück, wenn mir jemand zu nahe tritt. Und es gab einen Zeitraum, in dem die Verletzung schon völlig verheilt war, ich aber in der Erwartung des bekannten Schmerzes schon Luft holte und die Augen verdrehte, wenn ich mich stieß oder mir jemand auf den Schuh trat. Aber es fehlte die organische Grundlage für den Schmerz, der sich nur in meiner Vorstellung, in meiner Erinnerung als Befürchtung einstellte, während ich in der Realität verwundert erkannte, dass es ja gar nicht mehr wehtat.

Ich glaube, dieses Verhalten ist eine allen Lebewesen anhaftende Schutzreaktion: Unsere Vorstellung, wie sich der (bekannte) Schmerz anfühlt, lässt uns in einer bedrohlichen Situation so reagieren, als würden wir tatsächlich schon Schmerz empfinden. Wir schrecken zurück, wir wollen die verletzliche Stelle schützen, wir wollen - einfach gesagt - den Schmerz vermeiden, weil wir eine Erinnerung an den Schmerz haben.

Im Sinne dieser Schutzfunktion erinnerte sich offenbar Tura an lange Zurückliegendes. Dies ist ein Hinweis, dass zumindest auf einer organischen Ebene tierisches Gedächtnis weit zurückreichen kann. Es ist auch ein Ansatzpunkt, wie sensibel mit Vermeidungsreaktionen bei Tieren – zum Beispiel nach Verletzungen oder Operationen – umgegangen werden sollte.

Das neue Zuhause

Ich bin mir sicher, dass Tura den ständigen Wechsel in den ersten Wochen überhaupt nicht einordnen konnte. Kaum hatte sie sich in dem kleinen Häuschen in Spanien ein wenig eingelebt, stapelten sich dort Koffer und Kisten. Und als ich begann, alles im Auto zu verstauen, wich sie mir nicht mehr von der Seite, als habe sie Angst, nicht auch „verstaut“ zu werden: Etwas Rätselhaftes ging vor und offenbar wurden immer mehr der Dinge, die den Geruch des Häuschens ausmachten, von dort weggenommen.

Erst nach etwa zwei Jahren (und einigen Dutzend privaten und beruflichen Reisen über mehrere Tage) reagierte Tura gelassen, wenn wieder einmal überall Koffer herumstanden. Sie hatte diese Zeit gebraucht, um zu lernen: „Jetzt geht es wieder irgendwo hin – und ich bin natürlich mit dabei.“

Hat sie wirklich Koffer und Taschen mit dem Aufbruch in Verbindung gebracht? Hat sie diesen Aufbruch so gedeutet, dass sie mit dabei ist? In späteren Urlauben hatte sie großer Vergnügen daran, Kauknochen einige Zeit mit sich herum zu tragen und sie dann irgendwo auf dem Grundstück zu vergraben. Manchmal grub sie einige Tage später wieder einen aus und zernagte ihn. Wenn dann aber die Koffer ins Auto getragen wurden, überkam sie eine Unruhe und sie zog über das Grundstück – und buddelte die Mehrzahl der noch nicht verspeisten Kauknochen aus und trug sie als ihr persönliches Handgepäck ebenfalls zum Fahrzeug. Deshalb glaube ich, dass sie später die Anzeichen richtig gedeutet hat.

Damals aber folgte die erste stundenlange Autofahrt, an deren Ende nicht das bekannte Häuschen, sondern - unterbrochen vom Besuch bei der Tierärztin - eine fremde Wohnung, die aber doch mit bekannten Gerüchen durchsetzt war, stand: Wir übernachteten bei meiner Mutter, die am Weg wohnte. Am nächsten Tag gingen die Veränderungen weiter: Einiges wurde umgepackt und wir fuhren zum neuen Zuhause in Ulm.

Eine Wohnung – mehr konnte ich nicht bieten. Zum Glück waren Wald und Felder kaum zehn Minuten entfernt. Auch daran merkte man, dass mich Turas Ankunft überrascht hatte, denn eigentlich wollte ich „später einmal“ einem Hund mehr Raum bieten. Allerdings hätte es für Tura angesichts ihrer Verletzungen in Spanien kein „Später“ gegeben - da war eine kleine Wohnung die bessere Alternative. Aber ich wusste, wie wichtig ein großes Revier für Hunde ist, besonders die Größe des engeren Bereiches, in dem sich das Rudel meist aufhält, scheint wichtig zu sein. Hier - in der Nähe der Lagerstätten - sind die Hunde am gelöstesten. Je kleiner dieses „Zuhause“ wird, umso eher eskalieren Spannungen (wie auch bei Menschen, wenn es keine Rückzugsmöglichkeiten und Intimsphäre gibt). Und umso wachsamer sind die Hunde: Das kann Nervosität, Spannung, eben Stress auslösen.

Noch bevor ich meine Koffer auspackte, zeigte ich Tura ihr neues Zuhause. Wir gingen durch alle Räume, öffneten alle Zimmer- und Schranktüren, schnüffelten in allen Ecken - wir erkundeten alles, was erkundenswert schien. Dann holte ich die bekannten Schüsseln für Fressen und Wasser und jede bekam ihren Platz, der sich erst beim Umzug änderte. Diesen zentralen Punkt konnte sich Tura natürlich auf Anhieb merken.

Schon in Spanien hatten sich einige Spielzeuge eingefunden: Da waren Holzstücke, die sie benagt hatte, da war ein alter Schuh, ein Tennisball, ein

Stofffetzen. Einzelnen räumte ich sie aus dem Gepäck heraus und trug jedes in einen anderen Raum. Dort freuten wir uns über den Fund, spielten etwas damit und dann wandten wir uns wieder dem Gepäckberg im Flur zu. Auch an meinen persönlichen Sachen ließ ich sie jeweils kurz schnüffeln und zuweilen hatte ich den Eindruck, dass ihre freudigen Reaktionen auf manche Gegenstände zeigten, dass sich eine Erinnerung einstellte.

Schließlich hatten wir den Gepäckberg gelichtet und dabei zugleich etwas ganz anderes erreicht: Jeden Raum hatten wir erkundet. Und in jedem Raum lag nun etwas von Tura und sobald sie einen Raum betrat und ihr Spielzeug dort sah, hüpfte sie darauf zu und freute sich darüber und - so hoffte ich - hatte ein Gefühl von „Zuhause“. Beim Verräumen meines Urlaubsgepäcks waren wir wiederum mehrfach in jeden Raum gegangen, hatten Dinge, die ihr vertraut erschienen, in diesen Räumen „verteilt“ - so wird sie wohl das empfunden haben, was ich mir unter Ordnung schaffen vorstelle. Somit hatte auch ich durch meine „Geruchsmarken“ abgesteckt, was mein Zuhause, mein Revier im engeren Sinne, darstellte.

Und als ich mich dann zu einer kleinen Pause setzte, brach es über meine Wohnung erstmals herein: Sie raste los bis zum äußersten Ende, drehte eine haarsträubende Kurve und sauste so schnell es ging quer durch die Wohnung ans andere Ende. Sie bremste kurz und drehte noch eine Runde und noch eine und noch eine ... - bis sie erschöpft, aber mit allen Anzeichen von Freude zur Ruhe kam. Manche Autoren nennen dies „Welpenrasen“: So wie damals Linda im Garten oder Tura durch meine Wohnung, toben sie einfach plötzlich los und müssen ihrer Lebensfreude durch Bewegung Ausdruck verleihen. „Kann man ihnen das abgewöhnen“, werde ich öfters gefragt. Nein – aber man kann versuchen, es an sinnvollere Stellen zu verlagern (Garten), indem man sie dort mit Spielen in eine fröhliche Stimmung bringt. Und es lässt im Laufe der Jahre deutlich nach.

Da eine kleine Wohnung für einen Hund von Turas Größe kein großes Revier darstellte, gab es seit ihrem Eintreffen keine geschlossenen Zimmertüren mehr: Sie durfte sich frei bewegen und genoss dies auch. Sie nutzte dies auch, um sich immer wieder zurückzuziehen, alleine zu sein und einen ruhigen Winkel für sich zu haben. Nach der Geburt meiner Kinder achtete ich darauf, dass sie diese Rückzugsmöglichkeit weiterhin hatte.

Ausdrücklich möchte ich darauf hinweisen: Das Gesagte galt auch für Küche, Toilette/Bad und Schlafzimmer.

Bilder der nächsten Seiten:

1. Doppelseite: Ampurdan und Bucht von Roses

links:

Bandi schläft meist mit gespitzten Ohren, die - ohne Erwachen - auf Geräusche reagieren.

Mutter und Tochter zu Besuch: Chula und Lita

rechts:

Linda beobachtet skeptisch, was Menschen am Strand tun.

Mittagsschlaf im Rudel: entspanntes Durcheinander von allen Vieren (Linda).

Linda glaubt schnell zu verstehen, dass Sessel wohl die rechtmäßigen Liegeplätze für Hunde sind.

2. Doppelseite: Zufahrt zu Más Butaros, 2

links:

"Ich bin Tura!" Nach dem Abheilen der Wunden wuchsen Hund und Selbstbewusstsein schnell.

Spielen ist - unabhängig von der Größe - die schönste Form der Kontaktaufnahme zwischen jüngeren Hunden.

Klein-Tura hat ihr neues Zuhause erobert und sinkt inmitten der geschlagenen "Feinde" schlafend zu Boden.

rechts:

Stöcke suchen, sammeln und benagen - im Urlaub hatte Tura viel zu tun.

Bildfolge (vlnr): Die Leine legt sich um einen Pfosten. Tura orientiert sich auf Zuruf an der Leine. Sie umläuft richtig den hinteren Pfosten; zu Beginn des Übens wäre sie um den ersten gerannt.

3. Doppelseite: Bucht von El Port de la Selva

links:

Am Meer: Obwohl sie nur einmal richtig schwamm, war Wasser etwas Tolles für Tura - zum Toben, Erforschen oder in fast meditativer Stimmung.

rechts:

In einem Bach nach Steinen zu graben oder zu tauchen oder mit Herrchen einen ganzen Bachlauf zu erforschen, machte ihr vor allem im Sommer Spaß.













12. Rund um die Lagerstätte

Der „Raum der himmlischen Gerüche" oder: Fressen im Rudel

Habe ich gerade gesagt, dass sogar die Küchentüre offen blieb? Das mag bei manchem Verwunderung hervorrufen, dessen Hund selbst bei normalerweise geschlossener Türe kaum aus der Küche fernzuhalten ist. Ja mehr noch: In den ersten Jahren standen die Futtersäcke Turas offen auf dem Boden der Küche. Nach einem Umzug standen sie dann in einem Schrank – nicht wegen Tura, sondern wegen der Kinder (im Krabbelalter wollte sie davon probieren, später zu oft Tura damit füttern).

Es liegt eine tiefe Wahrheit in der Erkenntnis, dass alles, was verboten ist, besonders lockt. Und je mehr ich das Verbotene verbiete, umso mehr Widerstand wächst gegen das Verbot, umso mehr Energie wird in dessen Umgehung gesetzt. In der Psychotherapie beschäftigt man sich deshalb intensiv mit der Frage, wie mit dem Widerstand des Klienten umzugehen ist. Die aus diesem Bereich angebotene Lösung ist eigentlich denkbar einfach: Da Widerstand eine Form psychischer Energie ist, liegt es nahe, genau diese Energie dafür zu nutzen, die angestrebte Veränderung zu erreichen.

Es ging ja nicht darum, dass Tura nicht in die Küche dürfe: Die bloße Anwesenheit eines (gepflegten) Hundes in der Küche verdirbt keine Lebensmittel. Andere Ziele waren vorrangig, unabhängig von dem Ort „Küche": Sie hatte sich von allen Speisen für Menschen fernzuhalten und sie durfte nicht an ihren Futternvorrat. Also habe ich mich gefragt, wie und wann die Hunde, die ich kannte, fressen und mir fiel auf, dass es dabei einen wesentlichen Unterschied zwischen den mir bekannten Familienhunden und jenem spanischen Rudel gab. Die meisten Hunde werden hierzulande ein- oder zweimal täglich gefüttert und man musste ihnen beibringen, sich vom Tisch fernzuhalten, wo die Menschen zu anderen Zeiten essen. Das Rudel in Spanien verhielt sich anders: Gefressen wurde immer gemeinsam, wobei jeweils die Hierarchie eingehalten wurde. Also entschied ich mich, das Rudel als Vorbild zu nehmen und mich gar nicht weiter mit den Lehrmeinungen von Menschen zu belasten.

Ich bereitete mein Essen zu, deckte den Tisch und Tura stand zunächst im-

mer mit großen Augen dabei. Wenn für mich alles bereit war und schon die „köstlichsten“ Dinge auf dem Tisch standen, nahm ich ihre Futterschüssel, ging in die Küche und bereitete ihre Mahlzeit zu. Damit hatte nun jeder das Seine bekommen: Zuerst der Rudelführer (der sich ja die besten Brocken nehmen durfte), dann sie. Wenn sie dann, sobald ihre Schüssel geleert war, neugierig zum Tisch kam, durfte sie sich durchaus nähern, durfte sogar all die Köstlichkeiten aus einer gewissen Entfernung anschauen und kurz in deren Richtung schnüffeln. Aber näherte sie sich zu sehr oder wurde ihr Schnüffeln zu aufdringlich, erstarrte ich mitten in meiner Bewegung und sah sie mit strengem, durchdringendem Blick an. Meist genügte dies schon, ihren Kopf nach unten zucken zu lassen und sie wandte sie ab und legte sich irgendwo hin. War der Blickkontakt nicht ausreichend, unterstrich ich ihn durch ein leises Knurren. Eine weitere Steigerung war nicht notwendig.

Nun war Tura ja aber ein intelligentes Tierchen. Sie merkte schnell, dass ihr neuer Rudelführer immer wieder vom Tisch aufstand und wegging und teilweise längere Zeit wegblieb. Es war tatsächlich so: Manchmal ließen sich wichtige Telefonate nicht anders legen als in die Mittagszeit und die Qualität manch guten Essens fiel ihnen zum Opfer - kalt schmeckt vieles einfach nicht so gut. Aber damit stellte sich für Tura natürlich die Frage, wie die Regel oben in diesen Fällen zu interpretieren war.

Und als ich - Tura war gerade wenige Wochen bei mir - wieder von so einem Telefonat zurückkehrte, um die erkalteten Reste des Mittagessens wegzuräumen - da hockte die Kleine auf dem Sofa, stützte sich mit den Vorderläufen auf den Tisch und zeigte nur zu deutlich, dass diese Mahlzeit auch ihr schmeckte! Knurrend stürzte ich mich auf sie, griff wie schon geschildert nach ihrer Kehle und beugte mich mit gefletschten Zähnen darüber. Sie erstarrte sofort bei dieser Form von Ermahnung, wie sie eigentlich erst älteren Hunden gegenüber üblich ist. Aber immerhin war eines ab diesem Moment für immer klar: Dass das Essen auf dem Tisch mir gehörte, galt auch dann, wenn ich nicht persönlich anwesend war.

Immer wieder lese ich, dass Hunde - anders als Wölfe - den „strengen Blick“ nicht kennen würden. Ich stimme dem nicht zu. Allerdings schränke ich ein: Meine Erfahrungen beziehen sich vor allem auf Hunde, die innerhalb eines Rudels die Bedeutung eines „strengen Blickes“ erlernt hatten. Hunden, die ganz und gar vom Menschen aufgezogen und auf diesen geprägt sind, fehlt möglicherweise diese Erfahrung.

Bei uns wurde es also zur Spielregel im Rudel, dass Tura aus ihrer Schüssel an ihrem Platz und ich vom Teller an meinem Platz Nahrung zu uns nahmen. Lange Zeit fraß sie in fast hunde-untypischer Art in aller Gemütsruhe ihre Schüssel leer. Besondere Leckerbissen brachte sie zum „Knabbertepich“ (von dem noch zu berichten sein wird) und verspeiste sie genüsslich im Liegen. Die halbvolle Schüssel blieb völlig unbeaufsichtigt stehen. Für sie war die Aufteilung innerhalb unseres Rudels eindeutig: In unserem Zuhause nahm niemand etwas von ihrem Futter, ebenso wenig sie von meinem (vielleicht eine Vorstufe des „Nahrungteilens“).

Mein Beruf brachte es damals mit sich, dass auch bei den Essenszeiten die Unregelmäßigkeit die Regel war. Damit konnte sich Tura auch nie an feststehende Essenszeiten gewöhnen, also auch nicht aus reiner Gewohnheit Hungergefühle entwickeln, nur weil es eben jetzt an der Zeit war. Nun wäre es aber recht brutal, sie dann einfach hungern zu lassen (der Hund soll nicht leiden, nur weil der Diakon mit knurrendem Magen in einer Besprechung fest sitzt ...). Natürlich gab es im Auto eine Futterschüssel, so dass ich ihr – unabhängig von mir – etwas bereitstellen konnte. Oft erlebte ich es, dass die Schüssel bis zu meiner Wiederkehr unberührt blieb und sich Tura erst, wenn ich wieder ins Auto stieg, darüber hermachte. Dass bei uns im Rudel gemeinsam gefressen wurde, scheint also von außerordentlicher Bedeutung zu sein und nimmt wohl hunde-typisches Verhalten auf.

Ich wollte aber auch, dass sie von sich aus Hunger anzeigen konnte. Wenn sie sagen konnte „Ich habe Hunger!“, musste sie sich nicht heimlich aus den Futtersäcken in der Küche bedienen.

Ich führte sie schrittweise an dieses Ziel heran. Damit vermied ich, die gesamte Küche mit einem Verbot zu belegen, das vielleicht nur ihren Widerstand oder ihre Neugier geweckt hätte. Und es geschah noch etwas anderes: Da sie später signalisieren konnte, dass sie Hunger hatte, konnten wir das Thema „Fressen“ direkt kommunizieren ohne dass sich daraus ein latenter Kampf um die Vorratssäcke entwickelte. Dazu gehörte auch, dass ich zuweilen ihrer Unersättlichkeit ein klares „Nein“ entgegenstellte, das sich aber auf ihr konkretes Signal „Ich habe Hunger“ bezog. Andere Hunde haben nicht gelernt zu sagen „Ich habe Hunger“ und schleichen eben dorthin, wo sie das Futter wissen. Werden sie erwischt, bezieht sich das barsche „Nein“ auf das Verhalten des Hundes (die Selbstbedienung). Darin liegt ein ganz typisches Missverständnis: Der Hund bringt zum Ausdruck „Ich habe Hunger“ und der Mensch antwortet mit „Du sollst nicht stehlen“.

Dabei sollte sich jeder Hundebesitzer fragen, ob sich aus pädagogischer Sicht das „Nein“ auf Dauer gegen den Futtersack durchsetzen kann. Ich habe da große Bedenken, denn sobald der Hund das Verbot übertritt, bekommt er eine Belohnung - das Futter.

Tura war also an zwei Spielregeln gewöhnt: Erstens wurden Mahlzeiten nach einem bestimmten Ritual gemeinsam eingenommen, zweitens durfte sie mitteilen, wenn sie Hunger hat.

„Das da will ich!“ (patsch)

Im Laufe der Zeit lernt der Mensch, die besonderen Signale seines Begleiters zu deuten, lernt also auch zu verstehen, wie der Hund anzeigt, dass es etwas möchte oder braucht. Manches wäre leichter, würden Hunde sich ein wenig konkreter äußern: „Ich habe Hunger!“ – „Ich muss mal raus!“ - ...

Schon in den ersten Wochen, in denen Tura bei mir war, stellte ich fest, dass ich durch meine Berufstätigkeit immer wieder die verschiedenen Bedürfnisse des kleinen Hundes aus den Augen verlor: Irgendwann stutzte ich und fragte mich, wann sie eigentlich das letzte Mal ...

Als einmal Linda zu Besuch war, beobachtete Tura fasziniert, wie Linda eine Walnuss öffnete und sorgfältig die Nuss aus der Schale löste und fraß. Und sofort wollte sie es ihr nachmachen. Also gab es eine Runde Nüsse für alle. Für Linda war das Öffnen eher der lästige Weg, um an das Innere heranzukommen, Tura dagegen knackte begeistert die Schale, löste die Nussbruchstücke sauber heraus, ließ dann alles liegen und sah mich flehentlich an. Die Nüsse selbst schienen ihr gar nicht zu schmecken, sehr zu Lindas Freude.

Aber binnen kurzer Zeit kam Tura auf den Geschmack. Und so gehörte – bis der Zustand von Turas Zähnen Anlass zu Bedenken gab - zum Ritual unserer Mahlzeiten, dass sie nach dem Leeren ihrer Schüssel zu einem Korb voller Walnüsse kam und solange begehrllich hinein starrte, bis ich ihr eine gab oder sie aufforderte, eine zu nehmen. Damit trabte sie dann freudig zu ihrem Knabberteppich - und los ging's. Dieser „Knabberteppich“ war einfach eine Art Flokati, auf dem sie sich schon zuvor gerne abgelegt hatte. Als sie dann immer öfter Walnüsse fraß, legte ich ein altes Laken darüber: Jeden zweiten Tag wurden die Zipfel gerafft und das Laken mit den Nuss-

schalen darin weggetragen. Und seither schickte ich Tura immer auf diesen Knabbert Teppich, wenn sie etwas besonders Krümeliges fressen wollte.

Als sie damals aber vor dem Korb mit Nüssen stand, kam ich auf die Idee, das Nussholen einzusetzen, um ihr „Pfötchen zu geben“ beizubringen auf das Kommando „Pfote“. Ich griff also etwas Freudiges, das einige Male täglich vorkam, ganz im Sinne der oben beschriebenen gemeinsamen Ergebnisse auf und ließ sie in dieser Situation immer wieder Neues und Abgewandeltes entdecken: Hundeerziehung findet eben nicht auf dem Übungsplatz statt, sondern im Alltag, in dem sich immer neue Aufgabenstellungen entwickeln lassen, die auf Erlerntem aufbauen, es vertiefen und abwandeln.

Stand sie die nächsten Male vor dem Korb, hielt ich ihr meine Hand hin, sagte „Pfote“ und ergriff mit der anderen ihren Lauf und legte ihn auf meine Handfläche. Dann freute ich mich, lobte sie und gab ihr eine Nuss. Wenn der Weg zu einem so begehrten Leckerbissen über die Erfüllung einer Anweisung führt, motiviert das einen Hund ungemein und nach wenigen Tagen hatte Tura zuverlässig verstanden, was „Pfote“ bedeutete.

An dieser Stelle wandelte ich den Übungsaufbau ab: Ich hielt meine Hand so in den Korb, dass die Pfote mit der Hand zugleich auch den Korb treffen musste. Die zugehörige Anweisung lautete: „Was willst du? - Zeig's!“ Die dargebotene Handfläche war der auslösende Reiz, um in einem neuen Zusammenhang bekanntes Verhalten zu zeigen, auch wenn sie zunächst etwas zurückschrak, weil sie beinahe den Korb mit ihrer Pfote umwarf. Am Nusskorb wurde der neue Zusammenhang geübt, an anderen Stellen in der Wohnung der alte Zusammenhang „Pfote“ gefestigt. Dieser Prozess muss parallel erfolgen, damit das Neue nicht statt des Alten, sondern zusätzlich und abgewandelt erlernt wird.

Einige Male später konnte ich meine Hand immer weiter aus dem Korb zurückziehen und Tura hieb mit der Pfote auf den Rand des Korbes, sobald ich sie fragte, was sie wolle. Weil sie dann eine Nuss bekam, konnte sie bald auf Anweisung zeigen, was sie wollte.

Die eigentliche Intelligenzleistung ist nicht das Erlernen dieses Verhaltens: Das können andere, einfacher strukturierte Tiere ebenfalls. Der wichtige Schritt war zu begreifen, dass sie mit einem Pfotentapser gegen den Korb ohne vorheriges Kommando den Wunsch nach einer Nuss anzeigen konnte. An dieser Stelle war es bedeutsam, dass diese Nüsse offenbar eine Köstlichkeit für sie darstellten, für die zu tun sie alles bereit war - auch so etwas

Schwieriges wie Nachdenken. Allerdings braucht es dazu eine andere Grundvoraussetzung, die ich mitbrachte: Durch meine Erlebnisse mit Hunden hatte ich das unbedingte Zutrauen, dass sie zu mehr „nachdenken“ fähig sind, als man es gemeinhin annimmt - wer dieses Zutrauen nicht aufbringt, wird die Fähigkeiten eines Hundes auch kaum erleben oder gar fördern können.

Also tat ich, als würde ich nicht bemerken, wie sie schmachmend vor dem Korb stand. Ich nahm es einfach nicht zur Kenntnis. Nun lagen da aber diese verlockenden Nüsse - und vielleicht hätte sie sich irgendwann einfach eine genommen, wenn ich nicht immer, sobald ihre Schnauze direkt über den Nüssen schwebte, leise geknurrte hätte. Einfach nehmen durfte sie sie nicht. Um es noch in den Worten der Systemtheorie auszudrücken: Das System Hund musste sich mit einer heftigen Störung in der Balance der bisherigen Erfahrungen auseinandersetzen.

Bei der ersten Mahlzeit, nach der ich so verfuhr, kam sie auf keine Idee und das Walnussdessert fiel aus. Also musste ich selbst nochmals überlegen, wie ich ihr vielleicht eine Hilfestellung geben könnte, bei der der bisherige, direkte Zusammenhang zwischen Anweisung und Verhalten gelockert würde. Bei der zweiten Mahlzeit wartete ich auf den Moment, in dem sie sich von ihrer Futterschüssel umdrehen würde, um zum Nusskorb zu laufen. Genau da sagte ich: „Was willst du? - Zeig's!" Ich veränderte also die Übungssituation, indem ich zum frühestmöglichen Zeitpunkt den Impuls für ein schon gezeigtes Verhalten gab. Sie sah mich an, hüpfte dann auf den Korb zu, patschte darauf und blickte erwartungsvoll zu mir - und bekam natürlich die gewünschte Nuss.

Sollte wirklich „der Groschen gefallen“ sein? Ihr ungewöhnliches Verhalten auf dem Weg zum Korb war durchaus seltsam und sprach dafür, aber ... - ich würde wohl bis zur nächsten Mahlzeit warten müssen! Nein, ich bekam die Antwort schon früher, denn natürlich war sie schlauer als ich vermutet hatte: Kaum hatte sie ihre Nuss geknabbert, tänzelte sie zum Korb, patschte mit der Pfote drauf und sah mich erwartungsvoll an. An diesem Tag durfte sie sich an den Walnüssen mal so richtig sattessen!

Das war der Zeitpunkt, dieses Verhalten von seinem ausschließlichen Bezug auf Walnüsse abzulösen und auf andere Situationen zu übertragen. Was läge bei einem jungen Hund näher, als diesen Schritt mit einem Spiel zu tun? Ich nahm eine Leckerei deutlich sichtbar in eine Hand, ballte beide Hände zu Fäusten und hielt sie Tura zum Beschnüffeln hin. Dann sagte ich: „Was

willst du? - Zeig's!" Und sie patschte auf die Hand mit dem verborgenen Leckerbissen, die ich dann natürlich öffnete.

Der nächste Schritt war, dass ich die Leckerei hinter meinem Rücken - also für Tura nicht erkennbar - in eine der Hände nahm und wieder beide zu Fäusten geformt ihr hinhielt. Dabei kam es auch immer wieder zu Fehlern, dann öffnete ich eben die leere Hand und hatte einen enttäuschten Hund vor mir sitzen, der natürlich sofort auf die Idee kam, auch auf die andere Hand mit der Pfote zu patschen. Damals bekam sie dann die Leckerei, schließlich sollte sie lernen zu zeigen, was sie will. Später spielten wir die „härtere“ Variante: Lag sie falsch, wurde hinter dem Rücken „neu gemischt“. Mit jeder Runde dürfte dieses Spiel wohl auch für einen Hund schwieriger werden, weil ja umso mehr beide Hände nach „Belohnung“ rochen.

Es war dann nur noch ein einfacher Analogie-Schluss, dass sie mit der Pfote auf die hingehaltene Futterschüssel patschte, als ich sie in dem Wissen, dass sie Hunger haben musste, fragte, was sie wolle. Dies entwickelte sich später weiter: Sie wurde teilweise richtig „vorstellig“ bei mir und wenn ich fragte, was sie wolle („Was willst du? – Zeig's!"), lief sie geradeswegs in die Küche und patschte gegen das Futter oder später auf die Schranktüre, hinter der das Futter war (oder auf die Wasserschüssel oder ...).

Zur gleichen Zeit begann ich vor jedem Spaziergang mich erst mit ihr vor die Tür zu kauern und sie einige Male aufzufordern: „Was willst du? - Zeig's!" Hatte ich es einige Male gesagt und spürte die wachsende Unruhe in ihr, weil sie nicht wusste, was ich wollte, patschte ich selbst aus dieser kauernenden Haltung heraus mit der Hand gegen die Tür, stand auf, öffnete und wir gingen hinaus. Nach einigen Tagen patschte sie selbst vor dem Spaziergang gegen die Tür und nochmals einige Tage später brachte sie mein Zuruf „Was willst du? - Zeig's!" dazu, auf die Türe zuzulaufen und dagegen zu patschen und zu warten, bis ich die Leine geholt hatte. Sie hatte also verstanden, wie sie mir zeigen konnte, dass sie dringend raus musste.

Als sie einige Zeit später Durchfall hatte, erwies sich das als äußerst hilfreich, denn zu Beginn des Durchfalls wäre ich nie auf die Idee gekommen, ihre direkt nach einem kurzen Spaziergang beginnende Nervosität könnte schon wieder Zeichen eines dringenden Bedürfnisses sein. Dann aber patschte sie gegen die Türe und wiederholte dies auf Aufforderung nochmals, so dass ich zwar etwas verstimmt und skeptisch, aber doch von der Dringlichkeit überzeugt wieder in die Schuhe stieg. Sie stürmte sofort auf

eine Hecke zu, quetschte sich gerade noch zwischen die Äste - und ich sah, was sich wohl wenig später in der Wohnung abgespielt hätte.

Aber handelt es sich dabei wirklich um Kommunikation, also eine zielgerichtete Mitteilung? Steht dahinter in irgendeiner Weise eine Entscheidung und der Wunsch, diese Entscheidung zu vermitteln? Oder ist es im Wesentlichen doch „nur“ (auch das wäre ja schon erfreulich) ein erfolgreiches Konditionieren oder ein „Dressurakt“? Ich habe ja bereits einige Beispiele beschrieben, die den Gedanken nahe legen, dass Hunde tatsächlich zu Entscheidungen fähig sind, die mehr beinhalten als die Auswahl zwischen angebotenen Alternativen (z.B. oben im Ratespiel der Alternative zwischen den beiden dargebotenen Fäusten).

Nachdem Tura das Patschen gegen einen Gegenstand als Möglichkeit verstanden hatte, mir ihre Wünsche mitzuteilen, haben wir damit weitergeübt. Da in der Küche, wie bereits beschrieben, ihre zwei bis drei Futtersäcke standen, ergab sich öfters folgende Situation: Tura kam zu mir ins Büro, setzte sich neben meinen Stuhl, wartete. Sah ich zu ihr, fegte die Rute über den Boden und sie schaute mich erwartungsvoll an. „Geh' mal vor und zeig, was du willst.“ Sie stand auf und trabte in den Flur, wartete auf mich und patschte gegen ihre Futterschüssel. Ich nahm die Schüssel, kauerte mich in der Küche vor die Futtersäcke und deutete auf jeden mit den Worten: „Zeig mir, was du willst!“ Sie schnüffelte ausgiebig und patschte, teilweise nach wiederholtem Schnüffeln, gegen einen Futtersack. Von diesem Futter bekam sie. Es war nicht immer derselbe Sack, den sie berührte, aber man könnte durchaus vermuten, ihre Wahl sei vom Zufall bestimmt gewesen.

Nun ergab sich eines Tages eine ganz andere Situation. Mittags hatte ich ihr ein gutes Dosenfutter gegeben und danach die Dose in den Kühlschrank gestellt. Abends hatte ich das schon wieder vergessen und die beschriebene Prozedur der Futterauswahl verlief wie immer bis zum ausgiebigen Schnüffeln an den Säcken. Sie brauchte länger als gewöhnlich und ich sagte nochmals drängend: „Was willst du? - Zeig's!“ Sie sah mich an und schnüffelte nochmals alle Säcke ab, dann drehte sie sich um und patschte zielstrebig gegen die Kühlschranktür. Sie hatte das zuvor noch nie gemacht und erst durch ihren gespannten, aufmerksamen Blick erinnerte ich mich daran, dass dort ja noch Reste in der Dose waren. Sie hatte sich daran erinnert, wohin die Dose mittags „verschwunden“ war und hatte das Signal „Das da will ich!“ sinnvoll auf eine neue Situation übertragen. Dies ist eine Denk-Leistung, die weit über die zufällige Wahl aus einer begrenzten Men-

ge von Möglichkeiten hinausgeht. Mich überraschte dieses unerwartete Verhalten und ich beobachte seither, ob sich ähnliches wiederholt. Dabei habe ich immer wieder festgestellt, dass Tura und andere Hunde Erlerntes abgewandelt auf neue Situationen übertragen und dabei ein überraschend ausgeprägtes Gedächtnis einsetzen. Hunde können in einer ihnen angemessenen, einfachen Form „nachdenken“ und folgerichtig „entscheiden“.

Tura hatte in spielerischen Übungen diese Form des „Sich-Mitteilens“ erlernt, als sie ungefähr ein Jahr alt war. Aber auch ich lernte durch sie dazu. In einem Restaurant wurde mir klar, dass sie nun ja nicht gegen die Eingangstüre tapsen konnte, um mir zu sagen, wann sie hinaus müsse. Als sie unruhig wurde und angebotenes Futter nicht wollte, überlegte ich, wie sie mir nun mitteilen könnte, ob sie hinaus muss. Draußen regnete es, und ich hatte keine Lust, mit ihr durch das dichtbesetzte Restaurant in den Regen zu gehen, um durch Versuch und Irrtum meinerseits etwas zu lernen. Was würde sie wohl am deutlichsten an „Rausgehen“ erinnern? Ich hielt ihr mit der Frage „Was willst du?“ die Leine unter den Tisch. Patsch! Eindeutig, klar und kräftig kam die Antwort - das Plastikgehäuse der Automatikleine schnepperte zu Boden! Seither bestätigt sie, dass sie hinaus möchte, durch einen Patsch auf die Leine oder auch einen hingehaltenen Schuh, das Patschen gegen eine Tür signalisiert, dass sie in den Raum dahinter möchte.

Wie ein musste sie als letzten Schritt auch lernen, dass man nicht alles bekommt, was man gerne hätte. So kamen wir bei Erledigungen in der Stadt auch einmal am Schaufenster eines Zoogeschäftes vorbei, in dem ein großer Vogelkäfig mit Wellensittichen direkt hinter dem Glas stand. Zuerst sah ich nur, dass Tura wie angewurzelt mitten auf dem Bürgersteig stehen blieb, und konnte nicht genau ausmachen, was ihren Blick so magisch anzog. Also sagte ich zu ihr: „Geh vor und zeig's!“ Und mit einem Satz war sie vor dem Fenster und patschte mit der Pfote genau auf die Stelle, hinter der die Vögel waren, und sah mich erwartungsvoll an: „Das da will ich!“

Was gibt es denn heute zu fressen?

Nun habe ich in den vorhergehenden Abschnitten einiges über Turas Fressgewohnheiten erzählt, was bei manchen Hundehaltern auf Verwunderung

stoßen wird. Es entspricht nicht den landläufigen Meinungen.

Bei allem, was ich an diesen „landläufigen Meinungen“ nachfolgend an Kritik äußere, gilt natürlich: Eine ausgewogene, gute Kost ist für Hunde ebenso erforderlich wie für Menschen. Eine Grundlage dazu bieten sicher die Produkte der Futtermittelhersteller. Auch dabei sollten Ihnen aber die Unterschiede bewusst sein: Einige Futterhersteller achten besonders auf Qualität bei den Ausgangsprodukten, aber natürlich ist das nicht zum günstigsten Preis möglich. Ebenso unterschiedlich wird die Frage von künstlichen Zusatzstoffen gehandhabt – mir persönlich ist es lieb, wenn möglichst wenig „Chemie“ enthalten ist. Wenn Hund und Rudel sehr aktiv sind, kann ein besonders gehaltvolles Futter die notwendige Energie liefern, aber schon bei etwas weniger Aktivität führt dasselbe Futter zu Speckpölsterchen. Von fast allen Herstellern gibt es auch weniger gehaltvolles Futter, das sinnvoll entsprechend der Aktivität und des Alters des Hundes eingesetzt wird.

Letztlich sollten Sie Ihren Hund regelmäßig wiegen - bei einer Gewichtszunahme steigen Sie ruhig selbst mal auf die Waage: Meist sollten Hund und Herrchen gemeinsam etwas Diät und längere Spaziergänge einplanen.

Eine der „landläufigen Meinungen“ ist, man solle den Hund an bestimmte Fressenszeiten gewöhnen. Das scheint mir nicht ein Wesenszug der Hunde zu sein, sondern der Menschen: Oft ist es vorteilhaft, wenn der Hund an den menschlichen Tagesablauf gewöhnt ist – der Hund selbst sucht Futter, wenn er Hunger hat. Das ist wieder einer der Punkte, an denen ich unterscheide: Was ist dem Hund wichtig? Was ist dem Menschen wichtig?

Dem Hund ist das Einhalten bestimmter Uhrzeiten kein Anliegen. Wer aber als Mensch in einen regelmäßigen Tagesablauf eingebunden ist, weiß es zu schätzen, wenn auch der Hund feste Zeiten hat. Der Mensch muss sich also Gedanken machen, was er von seinem Hund erwartet, bevor er „landläufigen Meinungen“ folgt. Für mich war klar, dass es meinen unregelmäßigen Tagesablauf stören würde, wenn Tura zu bestimmten Zeiten ihr Gewohnheitsrecht einfordern würde. Es war meine Entscheidung, Tura zu großer Flexibilität zu erziehen. Nach der Geburt unserer Kinder gewöhnte sich Tura auch schnell daran, dass es mehr Regelmäßigkeit gab. Erziehen Sie also ruhig Ihren Hund zu einer gewissen Regelmäßigkeit, wenn dies für Sie sinnvoll ist - aber bitte behaupten Sie nicht, das wäre besonders gut für ihn oder läge gar in seinem Wesen.

Eine andere „landläufige Meinung“ besagt, ein Hund wolle keine Abwechs-

lung beim Fressen, sondern immer dieselbe Kost. Ich habe schon gelesen, Hunde würden ihrer Nahrung nicht überdrüssig und Abwechslung sei nur ein menschliches Bedürfnis. Ich stelle mir dann vor, was streunende Hunde zu sich nehmen: Da ist erlegte Beute, die aus Muskelfleisch, Sehnen, Knochen, Knorpeln, Blut, Herz, Leber, Nieren, Magen und Darm (samt Inhalt) und vielem mehr besteht - und bestenfalls ein langjähriger Vegetarier kann behaupten, dass Schweinekotelett, Kalbsfilet und Blutwurst gleich schmecken! Ferner sah ich Hunde Aas, diverse Gemüsesorten oder Fallobst fressen, frische Beeren zupfen, Eier räubern, Schnecken ausschlüpfen und natürlich Gräser und Kräuter fressen - wenn das nicht Abwechslung ist ...!

Weil mir bewusst war, dass sich Hunde abwechslungsreich ernähren, gab ich Tura immer wieder „Kostproben“. Sie fraß gern Käse und Quark (mit besonderer Vorliebe für Tsatsiki-Quark mit viel Knoblauch), mochte Äpfel, Banane (bei Durchfall), Walnüsse, Erbsen, Brotkrusten, Müsli mit Rosinen, Eier und Milch (Vorsicht bei Milch: erwachsenen Hunden fehlen die Zersetzungsferrimente - sie können Durchfall bekommen).

Und so, wie für uns das Sprichwort gilt „Das Auge isst mit“, gilt sicher für Hunde die Abwandlung „Die Nase isst mit“. Warum sollte man nicht die tägliche Kost durch geringe Beimengungen mal von diesem, mal von jenem interessanter gestalten? Tura schnüffelte alles ausgiebig ab, sortierte teilweise mittels kleiner Nasenstüber in Bereiche mit und ohne leckeren Zusatz und machte sich dann schwanzwedelnd und langsam über die besonders feinen Stücke her. Ihr Verhalten wich deutlich vom dem ab, das sie bei einem „Allerweltsfutter“ zeigte. Nach meiner Überzeugung ist es für alle Lebewesen sinnvoll (und für Menschen ist es erwiesen), immer wieder Anregungen und Impulse über unterschiedliche Sinne zu erfahren und schon alleine deshalb befürworte ich eine abwechslungsreiche Kost für Hunde. Wahrscheinlich ist es am besten, den individuellen Geschmack eines Hundes zu testen, indem man von allem, was als sinnvoll erscheint (und alles Süße ist nicht sinnvoll!), eine kleine Kostprobe in die Futterschüssel gibt.

Auch das ist eine Gewohnheit, die konsequent aufgebaut werden sollte - vom Menschen: Alles, was für den Hund ist, kommt in die Schüssel. Auch wenn der Hund in der Küche schon freudig einem Wurstzipfel entgegenschaut - erst aus der Schüssel darf er ihn nehmen. Sonst lernt er, dass man in der Küche besonders tolle Häppchen ergattern kann. Und genau diesen Lernprozess unterband ich bei Tura, denn ich mag keine bettelnden Hunde.

„Landläufiger Meinung“ folgend entwickeln sich Hunde, die abwechslungsreich ernährt werden, zu „Schleckermäulern“. Geht es denn uns Menschen anders? Wer sich im Urlaub täglich am Frühstücksbüffet gütlich tat, wird am ersten Morgen Zuhause etwas ratlos auf dem Tisch herumschauen. An das Besondere gewöhnt sich jeder schell - Mensch und Hund. Auch bei Tura gab es immer wieder mal einige Tage lang - durch welche Umstände auch immer - etwas besonders Schmackhaftes und die Rückkehr zur Normalität fand sie wenig reizvoll. Verwundert, fast entsetzt stand sie vor ihrer Schüssel und meist wandte sie sich nach längerem Schnüffeln ab. Ich glaube, genau das ist der entscheidende Moment in der Erziehung des *Hundebesitzers*: Wer jetzt aufstöhnt „Der arme Hund - er wird sicher schrecklich hungern!“, der ist den Marotten seines Schützlings künftig ausgeliefert.

Ich akzeptierte Turas Verhalten, während ich mich selbst zum Essen niederließ, in dem Wissen, dass ich natürlich auch ein Kalbsfilet jeder Bratwurst vorziehe - bis der Hunger groß genug ist. Nur in seltenen Fällen blieb sie länger als eine halbe Stunde bei ihrer trotzigem Verweigerungshaltung, oft beendete sie ihre Mahlzeit vor mir. Und wenn die Schüssel eines Hundes einen oder zwei Tage unberührt bleibt, so wird er sicher nicht verhungern, zeigt doch sein Verhalten, dass er einfach noch nicht hungrig genug ist. Trotzdem sollte jeder sicher sein, dass das, was er seinem Hund in den Napf füllt, wirklich genießbar und der Hund organisch gesund ist - darin könnten andere Gründe liegen, warum ein Hund nicht frisst.

Der innere Bereich

Der innere Bereich unseres Reviers, unsere „Lagerstätte“, war die Wohnung. Hier war Tura entspannt und gelöst, schlief auch über längere Zeit tief und fest. In ihren ersten Lebensmonaten gab sie sich hier auch hemmungslos ihren Welpenträumen hin, deren Inhalt sich mutmaßen lässt durch die damit verbundene Geräuschkulisse: ein rhythmisches, leises Schmatzen, bei dem die Zungespitze in V-Form zwischen dem vorderen Teil der Lippen im Takt der Geräusche hin- und herrutscht. In dem Maße, wie die unruhigen Träume vom Laufen und Bewegen zunahmen, verschwanden die „Nuckelträume“. Mit etwa einem Jahr traten sie nur noch gelegentlich auf, später fast gar nicht mehr.

Dem Wunsch zu kuscheln, gab sie sich nur in den vertrauten „vier Wänden“ hin, räkelte sich zwischen meinen Beinen, schmiegte sich an mich, schob den Kopf unter meinen Pullover oder hielt Augen und Ohren genüsslich zum Reiben hin. Sie bestätigte mir damit, dass es auch bei Hunden so etwas wie eine Selbstdarstellung nach außen gibt - ein „Rollenselbstbild“, dem gemäß man agiert - wie ich es auch schon bei Pad erlebt hatte.

Zugleich wurde dieser Bereich von Tura auch bewacht, seit sie etwas mehr als ein Jahr alt war: Ungewöhnliche Geräusche zeigte sie an, bei fremden Stimmen im Treppenhaus stand sie an der Wohnungstür. Klingelte es bei mir (und nur bei mir), bellte sie einige Male und wollte hinaus. Einen Unbekannten, der sich im Keller zu schaffen machte, stellte sie eigenständig und ohne Aufforderung nach der Rückkehr von einem Spaziergang, so dass ich ihn aus dem Haus geleiten konnte. Ohne mein Zutun hatte sich das Verhalten entwickelt, diesen Bereich zu schützen.

Als ich Tura aufgenommen hatte - sie war der zweite Hund im Haus -, fragten mich Nachbarn eines Tages, ob mein Hund überhaupt bellen könne. Grund der Frage war, dass im Erdgeschoss ein wildes Kläffen hinter der Türe begann, sobald sich was im Treppenhaus regte. Dagegen war hinter meiner Türe nichts zu hören. Ich wunderte mich zunächst über diese Frage, aber richtig war: Tura gab selten einen Laut von sich. Mir war dies aber nie seltsam, sondern ganz normal vorgekommen, denn ein junger Hund hat nun mal „nichts zu sagen“ in einem Rudel. Bis zum Alter von fast einem Jahr wurden sie als Jungtiere behandelt, die für Bellen eher gemaßregelt wurden. Erst als sie allmählich Aufgaben innerhalb des Rudels übernahmen, begannen sie, durch Bellen Ereignisse anzuzeigen, und agierten dann auch selbständig, um die Interessen des Rudels zu wahren. Und in genau diesen Bahnen entwickelte sich Tura. Und auch Linda hatte erst nach ihrer Ankunft in Deutschland begonnen, Ereignisse anzuzeigen oder vermeintlichen Gefahren aktiv zu begegnen.

Das Gegenteil erlebe ich immer wieder bei Haltern von jungen Hunden. Teilweise werden ganz junge Hunde beim kleinsten „Wuff“ zu richtigem Bellen ermuntert – ich habe da massive Bedenken. Ein junger Hund, der zu früh zum Bellen und Anschlagen aufgefordert wird, erhält einen Stellenwert innerhalb des Rudels, der ihm keinesfalls zukommt: Der junge Hund wird meines Erachtens überfordert. Ich glaube, ein junger Hund soll Zeit bekommen zu beobachten, wie Erwachsene sich in bestimmten Situationen verhalten. So verstehe ich es, wenn Rudelführer junge Hunde zum Beispiel

bei der Begegnung mit anderen abdrängen, denn der Rudelführer nimmt den Kontakt auf - ein Jungtier hat da nichts zu suchen. Ebenso ist es Sache der erwachsenen Tiere, Ereignisse anzuzeigen, je nachdem, wie sie die Situation einschätzen: Auch die Bewertung von Ereignissen und die angemessene Reaktion darauf muss ein junger Hund erst noch lernen - er muss sie immer wieder sehen und erleben, bevor er selbst angemessen reagieren kann.

In manchen Fällen konnte ich dann eine Entwicklung in zwei Stufen verfolgen: Zuerst reagierten diese bellenden Jungtiere unangemessen auf Ereignisse, mehrheitlich zeigten sie (noch kläffend) deutliche Zeichen von Angst. Sie wussten nicht, wie sie – übers Bellen hinaus - angemessen reagieren sollten und eine solche Gefühlslage löst Angst aus, vielleicht eines Tages sogar das Zubeißen aus Angst. Wenn sie dann zunehmend ihren Platz im Rudel einnehmen sollten, gab es besonders deutliche Hierarchieprobleme. Die lassen sich gewiss nicht eingleisig auf zu frühes Bellen zurückführen, aber solche Jungtiere scheinen einem Erziehungsstil ausgesetzt zu sein, der zu wenig auf eine gesunde, hundegemäße Hierarchie achtet und vielleicht eher möglichst früh einen mächtigen Begleiter erzeugen möchte.

Bei uns Menschen ist diese Erfahrung vielleicht in dem oft missbrauchten Sprichwort „Lehrjahre sind keine Herrenjahre“ eingefangen: Auch bei uns gehen ja Zeiten von Ausbildung und Erfahrungssammeln dem voraus, dass wir unseren Platz in der Gesellschaft suchen, finden und ausfüllen. Ich möchte einem jungen Hund auch die Möglichkeit geben, weitgehend angstfrei Erfahrungen zu sammeln und mitzuerleben, wie man in seinem Rudel mit Situationen umgeht. Ich möchte nicht, dass er ohne ausreichenden Erfahrungsschatz „ins kalte Wasser“ verwirrender Situationen gestoßen wird (und wenn er aus Angst zubeißt, sind die Konsequenzen ja noch viel verwirrender). Ihn davor zu schützen, sehe ich als Aufgabe des Rudelführers: Der junge Hund hat das Recht, so lange mit Bellen zu warten, bis er sich seiner Sache sicher ist.

Einige Zeit stand ich in E-Mailkontakt zu einer Hundebesitzerin aus Griechenland, die einen damals jungen Streuner bei sich aufgenommen hatte. Er verbellte alle Menschen, die am Grundstück vorbei gingen, selbst nachts reagierte er auf jedes Geräusch und wollte nicht im Haus schlafen. Alles, was sie mir schilderte, erinnerte mich an einen Rudelführer, der in ständiger Anspannung lebte. Sie ging auch diesem Gedanken nach und fand heraus, dass der Hund tatsächlich ein kleines Rudel von Streunern am Ortsrand angeführt hatte. In seinem Alter hatte er sicher nicht die Erfahrungen,

um diese Aufgabe mit einer gewissen Gelassenheit zu übernehmen - seine ständige Anspannung übertrug er auch auf sein neues Zuhause, wo er die Rolle des Wächters übernahm. Als er dann Schritt für Schritt lernte, dass in seinem neuen Leben andere die Verantwortung trugen, legte er die Anspannung ab: Er wurde ruhiger, schlief nachts im Haus, lernte die Nachbarn kennen und freudig begrüßen, reagierte nur noch auf Personen, die den Garten betraten, Nach einigen Wochen war er ein aufmerksamer Begleiter, der offenbar sehr zufrieden darauf reagierte, dass er die Bürde des Rudelführers hatte ablegen dürfen.

Schlafstätten

Oft hört man, ein Hund brauche ein Kistchen oder Körbchen, in das er sich zum Schlafen zurückziehen könne. Das sei nun sein Bereich, in dem er darauf vertrauen kann, dass er nicht - gar überfallartig - gestört werde. Da liegt sicher viel Wahres drin.

Schon die ersten Tage Turas mit ihrem neuen Rudel waren von ständig wechselnden Orten geprägt, an denen ich ihr nur meine Jacke auf den Boden legen und ihr damit etwas Geborgenheit zum Schlummern geben konnte. Dabei ist ja auch schon eine Jacke, in deren wohlig vertrauten Geruch sich der Hund hineinkuscheln darf, eine gute Notlösung, wenn er mit Nervosität zeigt, dass er mit der momentanen Situation nicht klarkommt. Und wenn Ihnen ein wenig schaudert bei dem Gedanken, eine Jacke einfach auf den Boden zu legen und den Hund darauf dösen zu lassen, sollten Sie die Sichtweise von Hunden einnehmen: Sie sind der Rudelführer, der die Tiere seines Rudels zu beschützen und für sie zu sorgen hat. Wenn Ihnen Ihre Jacke wichtiger ist, taugen Sie nicht zum Rudelführer.

Wenn ich dies so lapidar dahinsage, steckt die Beobachtung dahinter, dass ein Rudelführer, der sein Rudel nicht angemessen versorgen und schützen kann, nicht lange Rudelführer bleibt - in der Welt der Hunde ist dies eine einfache, aber zwangsläufige Konsequenz aus der Unfähigkeit eines Leittieres. Wir Menschen können uns dieser Konsequenz durch Intelligenz und physische Stärke entziehen, zumindest zeitweise, aber vielleicht erziehen wir ja gerade einen auf die Chance wartenden Beta ...

Was gilt nun einem Hund als angenehmer Liegeplatz? Einem Hund gefallen

zwei Arten von Plätzen: Da ist eine kleine Stelle mit wenig Zugangsmöglichkeiten und viel Schutz, vielleicht ein wenig höhlenartig - wie seine Geburtshöhle mit all ihrer Geborgenheit. Das andere sind weit überschaubare Flächen, innerhalb derer sich in einem begrenzten Bereich das ganze Rudel ausstreckt und schläft; besonders geschätzt sind dabei erhabene Stellen, von denen aus man mit einem müden Blinzeln alles überblicken kann.

Also muss es eine Ecke geben, in die er sich ungestört zurückziehen kann, und die nach hündischem Empfinden Geborgenheit und Schutz ausstrahlt. Eine solche Stelle kann man ihm schwer mit menschlichem Denken zuweisen, aber nach kurzer Eingewöhnung merkt man, wohin es ihn zieht, wenn er müde ist oder ungestört sein möchte. Das ist dann die richtige Stelle.

Nicht verwechseln darf man es mit anderen Stellen, an denen er öfters liegt: Es ist nicht ein Durchgangsbereich, der ständig passiert wird, auch wenn er oft dort ist, weil er dann dösen kann und zugleich alles Wichtige mitbekommt. Es sind auch nicht Stellen, an denen er abliegt, wenn er Gemeinschaft mit dem Rudel sucht: Wohnzimmer, Fernsehcke, Essbereich - hier liegt er eher, wenn er einfach mit dabei sein möchte. Eine geborgene Stelle findet er eher unter einem Tisch oder dem Schreibtisch, in einer Nische neben einem Schrank oder in einer Zimmerecke ... - und an dieser Stelle darf er von niemandem gestört werden. Wenn man etwas von ihm will, wird er zuerst aus Entfernung angesprochen, so dass er nicht ständig aufschrickt und im Laufe der Zeit eine latent angespannte Reaktionsbereitschaft aufbaut. Vor allem Kindern ist dies nicht leicht zu vermitteln, aber wenn sie die Gewohnheit erst einmal aufgebaut haben, ergeben sich zuweilen drollige Situationen: Vincent ging ins Wohnzimmer, kam etwas bedrückt wieder heraus - „Tura schläft - da kann ich jetzt überhaupt nicht spielen!“

Besonders Welpen fassen schnell Zutrauen zu einem Platz, wenn dort etwas liegt, was ihnen durch den Geruch vertraut ist. Vielleicht kann man ja schon einige Tage, bevor man den Hund abholt, eine alte Decke zum Ursprungsrudel legen, die dann mit dem Welpen zum neuen Rudel umzieht und so bekannte Gerüche „mitnimmt“.

Unter dem Gesichtspunkt von Transporten oder Übernachtungen in Hotels kann an eine Hundekiste gedacht werden. Wichtig ist: Der Hund braucht ausreichend Platz und viel Frischluft und er möchte überblicken, was um ihn her geschieht. Und: Die Kiste sollte von oben her zu öffnen sein, dann kann er auch bei einer Krankheit gut versorgt oder transportiert werden.

Wer diese Kiste allerdings zum Einsperren des Hundes missbraucht, muss damit rechnen, dass er sie nur noch nach Gegenwehr betritt.

Je vertrauter Schlafstellen sind, umso gelöster finden Hunde Schlaf. In fremder Umgebung liegen sie näher beieinander, meist bleibt einer aufmerksam, während die anderen in leichtes Dösen versinken, aus dem sie ohne Aufwachphase aufspringen können. Das richtig gelöste, tiefe Schlafen dagegen erfordert bei den meisten Hunden eine gewisse Aufwachphase, in der sie sogar noch recht abwesend und schlaftrunken wirken können. Sicher gibt es dabei auch individuelle Unterschiede: Pad genügte ein Strecken und ein Gähnen, um zu voller Aktivität zu finden. Mit Tura hatte ich dagegen - besonders, wenn wir sehr früh aufbrechen mussten - einen Morgenmuffel erwischt: Sie saß da und starrte vor sich hin, rührte ihr Futter nicht an und malte lustlos auf einer Leckerei herum.

Nun eroberte sich also Klein-Tura ihr neues Zuhause. War sie tagsüber müde, legte ich ihr die Decke an eine Stelle, von der aus sie mich und einen möglichst großen Bereich der Wohnung sehen konnte - und sie legte sich daneben. Ging ich zu meinem Schreibtisch, folgte sie mir und ich kehrte um, um die Decke zu holen - und bis ich wieder kam, döste sie bereits unter dem Tisch. Abends legte ich ihr die Decke vor mein Bett - und sie scharrte sie mit den Pfoten weg und rollte sich auf dem Teppichboden ein. So ging es einige Tage, dann war ich des Spiels überdrüssig - schließlich hatte selbst Chula ihren Jungen nie flauschige Decken hinterher getragen: Wo sie, die Mutter, war, war Geborgenheit!

Warum war ich nicht früher darauf gekommen?! Eine Decke ist wie eine Krücke: Geborgenheit verbindet sich bei Hunden vorrangig mit der Anwesenheit des Rudels, nachrangig mit bestimmten Stellen. Gerade Tura konnte ja auch nichts anderes, als direkt auf der Erde zu liegen. Für sie war nicht die Decke, sondern ich der „ruhende Pol“ in ihrem Leben, umso mehr, da sie mich immer begleitete und nicht - gar über Stunden - alleine in der Wohnung bleiben musste.

Und innerhalb der Wohnung - dem inneren Bereich unseres Reviers - bedurfte es keines ausgewiesenen „Hunde-Liegeplatzes“: Ob sie sich nun in meiner Nähe aufhalten wollte oder einige Zeit für sich brauchte - überall waren ja vertraute Plätze, an denen sie sich gelöst und entspannt bewegen durfte. Irgendwann entwickelte sie dann die Vorliebe für meinen Schreibtisch. Darunter wirkte es wie in einer kleinen Höhle. Nur ich saß dort Stunden

und es schien sie nicht zu stören. Wenn es ihr an anderer Stelle zu umtriebig wurde, zog sie sich hierhin zurück, und nachts ruhte sie hier für Stunden.

Auch bei mir entwickelten sich Automatismen: Schon beim Eintreten zuckte mein Blick dorthin, wo irgendein Körperteil von ihr zu sehen sein musste, wenn sie da war. Sah ich sie, sprach ich sie kurz an: „Tura - bleib ruhig, ich setze mich zu dir.“ Verließ ich den Raum, fuhr sie sofort hoch. Seit mit das auffiel, kommentierte ich auch mein Weggehen: „Tura - bleib ruhig, ich komme gleich wieder.“ Nun blieb sie liegen, wußte sie doch durch bekannte Schlüsselbegriffe, dass ich nur kurz weg bin.

Tura hatte also nicht einen bestimmten Platz in der Wohnung, den ich ihr zugewiesen hatte. Die Wohnung gehörte uns, dem Rudel, und jede Stelle war ihr gleichermaßen zugänglich und vertraut, manche empfand sie wohl als besonders angenehm. In dem Haus, wo wir später wohnten, hatte sie alleine auf der unteren Etage sieben regelmäßig genutzte Stellen zum Ausruhen - sie wechselte ihr Lager, wie es ihrer momentanen Stimmung entsprach und wählte dabei die angemessene Nähe oder Distanz zu uns.

In unserer Zeit in Ulm hatte sie sogar ein „eigenes“ Sofa. Es begann mit Linda, dass Hunde bei mir auf die älteren Sofas durften, deren zwei im Wohnzimmer standen. Linda hatte in ihrem neuen Zuhause schnell verstanden, dass es Interessantes zu sehen gab, wenn man die Vorderläufe auf die Umgrenzung der Terrasse oder eines Fenstersimses hob und sich aufrichtete. Leider standen aber bei mir fast überall Pflanzen und eine der wenigen Stellen, wo man als Hund problemlos zum Fenster hinausschauen konnte, war hinter einem Sofa. Unter diesem Eindruck gestand ich es ihr zu – auch ein wenig von dem Gedanken beruhigt, dass sie ja nicht dauerhaft bei mir wohnte. Als draußen wieder einmal interessante Geräusche locken, patschte ich mit der Hand auf das Sofa - und sofort sprang sie herauf und beobachtete das Treiben auf der Straße.

Da ich ohnehin einen körperbetonten Umgang mit den Hunden gewohnt war, durfte sie ab diesem Moment auf das Sofa: Sie durfte von dort aus die Straße beobachten und wenn ich mal zu einem der seltenen Mittagsschläfchen kam, durfte sie zwischen meinen Beinen schlummern. Dies alles hat nie zu Problemen geführt. Wenn der Hund ins Bett darf, entstehen dagegen offenbar regelmäßig Probleme in der Hierarchie (so auch die Erfahrung durch Ratsuchende).

Diese Sofa-Regelung traf Tura als Selbstverständlichkeit an. Und bis zuletzt

genoss sie es, immer wieder mal eine Stunde in engem Körperkontakt zu mir zu dösen, auch wenn es diese Sofas schon lange nicht mehr gab. Solche Stunden scheinen auch für eine enge Beziehung wichtig zu sein, denn auch unter den spanischen Hunden beobachtete ich, dass immer wieder mal einer offenbar die Nähe eines Artgenossen brauchte und sich ganz dicht an einen anderen rollte.

Waren Tura und Linda gleichzeitig bei mir, so mussten die beiden erst klären, wer das Recht hatte, auf „mein“ Sofa zu steigen (sofern ich es überhaupt erlaubte). Die damals noch kleine Tura war bei diesen spielerischen Auseinandersetzungen klar unterlegen, später hätte sie die angestammte Position sicher nicht mehr so leicht abgegeben. Ich griff damals nicht ein, wenn mir auch schier das Herz blutete, wenn das kleine Wesen mit großen, traurigen Augen mit ansehen musste, wie Linda den so heiß begehrten Platz einnahm. Das sind die Spielregeln innerhalb eines Rudels und zu diesen Spielregeln gehört eben, dass die Jungen den Ranghöheren weichen und der Rudelführer sich nur unter bestimmten Bedingungen in die Querele um die „hinteren Ränge“ einmischt (was ja wiederum die Rolle eines - auch menschlichen - Rudelführer

Bei einer dieser Gelegenheiten ermutigte ich Tura dann, das andere Sofa zu erklimmen. Jetzt hatte auch sie eine „erhabene Stelle“, was einerseits ihrem Rang entsprach, andererseits war dennoch der Unterschied zwischen Tura und Linda in der Hierarchie gewahrt.

Dennoch beobachtete Linda argwöhnisch den Vorgang und als sich Tura niederlegte, sprang sie auf und wollte sie offenbar auch von dem anderen Sofa vertreiben. Das war nun allerdings der Punkt, an dem ich als Rudelführer eingriff: Einerseits hatte ich Tura ja zu ihrem Tun ermutigt und andererseits hätte nun leicht ein ständiges Hin und Her beginnen können, das dann auch die Ruhe des Rudelführers gestört hätte. Ich gab also eine Mischung von Brumm- und Knurr laut von mir und sah Linda dabei deutlich, aber eher gelangweilt an: Sie sah zu mir her, stutzte, nahm die Vorderläufe wieder von dem anderen Sofa und kehrte auf ihren Platz zurück. Damit war die Sache dauerhaft geklärt. Zugleich war Tura zu „ihrem“ Sofa gekommen, das lange Zeit eine ihrer bevorzugten Lagerstellen blieb.

Ich erzähle die Geschichten rund um das Sofa, weil dies sicher bei manchen Lesern Fragen aufwerfen wird: War da nicht irgendwo zu lesen, nur für den Rudelführer sei der höchste Schlafplatz? Richtig: was das Bett an-

geht, akzeptierte ich keine Ausnahme. Und „ihr“ Sofa heißt nun natürlich nicht, dass sie alle Rechte darüber hatte. Selbstverständlich setzte ich mich jederzeit auf dieses Sofa, platzierte dort auch Gäste (sofern sie Turas Herzlichkeit freudig ertragen wollten), aber Tura durfte immer auf diese Stelle. Anders ist es bei „meinem“ Sofa: Da muss sie ein „Nein“ akzeptieren und sie hat sich auch noch nie getraut, ohne vorherige Zustimmung hochzuspringen (als Rudelführer müsste ich es schließlich auch als Aggression ansehen, wenn sie mir plötzlich auf dem Bauch oder sonstwo landet).

„Ungezogene Hunde springen dann auf alle Möbel.“ – „Woher wissen Sie das?“ – „Aber das ist doch wohl klar!“ – „Wem?“

Was der Mensch sich über Hunde denkt, muss nicht unbedingt stimmen, nur weil ein Mensch es denkt. Ich war gespannt, ob Linda unterscheiden könnte: Die Sofas bei mir und die Möbel in ihrem Zuhause. Dort durfte sie nur auf einen alten Sessel im Flur. Dann war sie während des Urlaubs ihrer Besitzer längere Zeit bei mir. Schon gleich nach der Rückkehr in ihr eigentliches Zuhause sei sie auf die Wohnzimmercouch gesprungen und habe - provozierend? fragend? - zu den Menschen geschaut. Natürlich folgte ein verbaler Rüffel. Würde sich diese Erfahrung niederschlagen in ihrem Verhalten, wenn sie wieder einmal bei mir sein würde?

Und ihr Verhalten änderte sich tatsächlich! Sie reagierte mit Verunsicherung und zeigte dies auf eine hunde-typische Weise: Sie sprang nicht einfach auf das Sofa, sondern saß mit flehenden Augen davor. Nach einigen Sekunden legte sie eine Vorderpfote hoch und sah mich ruhig und freundlich an. Und als ich einfach sagte „Ja, komm hoch“, gab es kein Halten mehr (eine ähnliche Frage-Gestik habe ich schon von Pad berichtet). Ich war gespannt, was ihre Besitzer diesmal berichten würden: Ob sie wieder reklamierten, Linda hätte schlechte Manieren bekommen? Ein wenig schon, allerdings mit einer gewissen Verwunderung, denn Linda hatte bei sich Zuhause ihre Frage auf dieselbe Weise wie bei mir gestellt und die Antwort „Nein“ problemlos akzeptiert. Seither legte sie bei Besuchen bei mir immer zuerst eine Pfote auf das Sofa und wartete auf meine Zustimmung.

Auch Tura musste dieses Unterscheiden lernen: Sie war gewohnt, menschliche Sitzgelegenheiten nutzen zu dürfen – sie musste lernen, dass das anderswo die Ausnahme ist. Schließlich fand auch sie eine Methode, wie sie „fragen“ konnte: Sie legte den Kopf auf die Sitzfläche. Und seitdem genügte ein leises „Nein“ und sie trollte sich wieder. Hunde können Situationen

unterscheiden und sich angepasst verhalten. Tura weiß, bei welchen Bekannten sie auf einen Sessel darf, und wo nicht - und wie sie „fragen“ kann. Sie erkennt den Unterschied zu Restaurants, wo es gänzlich verboten ist, so präzise, dass sie noch nicht einmal durch Kopfauflegen nachfragt.

Nur einmal war sie sehr verunsichert, als in einer dichtgedrängten, geselligen Runde zu fortgeschrittener Stunde kein Platz mehr für einen Hund unter dem Tisch war. Meine Nebensitzer - ebenfalls Hundefreunde - forderten mich in weinseliger Laune und aus Sorge, Tura könnte getreten werden, auf, sie doch irgendwie noch auf die Sitzbank zu holen. Zuerst schien es, als könne sie nicht fassen, was ich da von ihr verlangte: Dass sie auf die Sitzbank, mitten zwischen die Menschen springen sollte! Dann aber hüpfte sie hoch und ich hieß sie, sich einfach quer über unsere Oberschenkel zu legen. Letztlich hingen Kopf und Läufe irgendwo zwischen den Beinen von drei Menschen nach unten, während ein schlafend-schlaffer Hund im Takt der Musik mitschunkelte und dabei eher an jene Fuchsfelle erinnerte, die manch großmütterlichen Mantelkragen zieren.

Vierbeiner allein Zuhause'

Jetzt habe ich schon so oft anklingen lassen, dass Tura immer mit mir ging – was aber geschah, wenn sie allein zu Hause blieb? Nichts. Ich packte mein Zeug, ging zur Türe und sagte: „Tura, bleib - ich komme gleich wieder.“ Diesen Ausdruck kannte sie, wenn sie unterwegs irgendwo kurz zurückgelassen wurde – im Auto, bei einem Stuhl, in einem Raum, ...

Sie sah mir mit großen Augen nach, als ob nun so etwas wie Traurigkeit in ihr sei. In späteren Jahren war ihr die Situation so vertraut, dass sie kurz zum Abschied an die Wohnungstüre kam, oft aber schon auf dem Weg irgendwohin in der Wohnung war, ehe ich draußen war. Keine zerkaute Schuhe, keine zerbissenen Teppiche oder angenagten Stuhlbeine, keine zerkratzten Türen oder Tapeten, keine Nachbarn, die sich über ständiges bellen, jaulen oder heulen beschwerten, ... - nichts. Natürlich freute sie sich bei unserer Rückkehr, manchmal aber kam sie eher verschlafen zur Begrüßung und musste sich erst einmal ausgiebig strecken und gähnen. Aus ihrem ganzen Verhalten schloss ich, dass sie zwar lieber mitgekommen wäre, es für sie aber nichts Schlimmes darstellte, hin und wieder einige Stunden

alleine zu Hause zu sein. Für mich war das damals nichts Ungewöhnliches.

Nur einmal entdeckte ich bei der Rückkehr ein (nicht stromführendes) Verlängerungskabel, das deutliche Bißspuren aufwies. Kabel-Zerkauen ist natürlich extrem gefährlich! Aber wie soll man es verhindern, wenn man gar nicht anwesend ist? Mir fiel ein, wie ich früher bestimmte Batterien prüfte: kurz mit der Zunge an die Pole tippen – wenn es kribbelte, war noch „Saft“ drauf. Also nahm ich das bereits lädierte Kabel, entfernte an einer Seite den Stecker und lötete ein Anschlussstück für eine 9-Volt-Blockbatterie an – welch ein Glück, dass bei einem passionierten Heimwerker so vieles griffbereit herumliegt! Als ich das nächste Mal Tura alleine in der Wohnung zurückließ, legte ich das Kabel auffällig durch die Räume und schloss eine Batterie an. Würde sie darauf herumkauen und die Isolierung zerstören, würde von einem Kabelstrang zum anderen der harmlose, aber doch kribbelnde Strom aus der Batterie fließen – voraussichtlich durch ihre feuchte Zunge hindurch. Als ich zurückkehrte, wies das Kabel an drei Stellen Bißspuren auf, an einer Stelle waren die Kabel blank. So oft ich es in der Folgezeit auch auslegte: Weitere Spuren kamen nicht dazu.

Inzwischen weiß ich, dass manche Hundebesitzer bei ihrer Rückkehr innerlich schon aufs Schlimmste vorbereitet sind. Trotzdem auch an dieser Stelle mein Credo: Der Platz eines Hundes ist bei seinem Rudel und nicht allein Zuhause. Wenn sich der Mensch entschließt, zumindest die räumliche Ausdehnung der Katastrophe zu verkleinern – spricht: Türen zu einigen Räumen zu schließen – entlädt sich umso mehr Energie in kleinerem Umfeld: Das ist offenbar keine Lösung.

Werde ich in so einem Fall um Rat gefragt, versuche ich zuerst zu klären, ob der Hund überhaupt weiß, dass er Verbote übertritt. Wenn ein Hund auch dann Pantoffeln zerkaut oder Tapeten zerkratzt, wenn die Besitzer zuhause sind, ist es wohl kein Problem des Alleinseins – er hat vielleicht noch gar nicht verstanden, dass dieses Verhalten unerwünscht ist. Dann besteht zunächst „Klärungsbedarf“, alles Weitere sieht man später.

Ein kleiner Hinweis zu den Pantoffeln: Seit einiger Zeit gibt es im Handel kleine Pantoffelchen aus Büffelhaut zum Zernagen – ich persönlich glaube, dass man mit so etwas einen halbwegs intelligenten Hund auf interessante Ideen bringen kann ...

Dann versuche ich mir ein Bild von dem Hund zu machen: Ist es eher ein selbstbewusster Hund, der dominant die Gunst der Stunde nutzt, das Re-

vier ganz in Besitz zu nehmen? Oder ist es ein eher ängstlicher Hund, dessen Unsicherheit sich in diesem Verhalten ausdrückt?

Wenn Sie einen selbstbewussten Hund haben, könnte sich in dem Verhalten eine Anfrage an die Hierarchie ausdrücken: Es ist ein klarer Verstoß gegen die Spielregeln innerhalb des Rudels. Auch jüngere Hunde im Rabaukenalter neigen in Hunderudeln dazu, alles Mögliche zu tun, sobald die Ranghöheren weg sind - aber der Ärger kommt in jedem Falle. Wenn Menschen Ärger ausdrücken, geschieht dies mit menschlichen Mitteln, die aber für einen Hund nicht besonders eindeutig sind. Wenn ein Rudelführer sein Missfallen ausdrückt, hat dies zum einen die Komponente, die man vielleicht Strafe nennen könnte, andererseits ist es aber vor allem das Zurechtücken der Hierarchie: Was der Rudelführer will, wird eingehalten - oder durchgesetzt. Wie dies geschehen kann, habe ich unter „Der lange Weg vom Streuner zum Haushund“ im Bezug auf das Einnässen von Linda beschrieben. Hätte Linda nicht so „einsichtig“ reagiert, könnte man das Eingreifen bis zu einer ritualisierten Unterwerfung erweitern.

Anders ist bei einem Hund vorzugehen, der eher aus Unsicherheit ein Problemverhalten zeigt. Dabei kann man in zwei Richtungen arbeiten: Zum einen sollte das Selbstwertgefühl dieses Hundes aufgebaut werden, zum anderen kann man an eine schrittweise Desensibilisierung denken.

Auch Hunde haben ein Selbstbewusstsein, das stärker oder schwächer sein kann. Also kann man das Selbstbewusstsein stärken, um das Problemverhalten zu beeinflussen. Viele Übungen aus dem Bereich Agility fördern das Vertrauen in die eigenen Fähigkeiten beim Hund. Zugleich sind es immer Übungen mit dem Menschen zusammen, so dass ein Mehr an Selbstbewusstsein nicht ein Weniger an Bindung nach sich zieht. Aber auch der Alltag bietet genügend Übungsmöglichkeiten. Das beginnt bei ganz hundegemäßen Übungen (über Gitterrostrahmen von Abluftschächten gehen, Treppen aus solchen Gitterrosten hinaufsteigen, bei einer Parkbank auf die Sitzfläche und über die Lehne wieder zu Boden springen, alleine warten und Frauchen auf Zuruf irgendwo im Haus suchen, ...) bis zu Übungen, in denen der Hund Fähigkeiten in der rein menschlichen Umwelt erwirbt und dabei auch merkt, warum der Mensch der Rudelführer ist (in einem Taxi im Fußraum vorne mitfahren, Bus fahren, Samstagmorgen in der Fußgängerzone, ...).

Eine fortschreitende Desensibilisierung ist ein scheibchenweises Erlernen von Verhalten in ängstigen Situationen. Dabei werden die Intervalle, die

er alleine in der Wohnung zu bringt, langsam verlängert. Zuerst müssen Sie wissen, wie lange er es aushält ohne Problemverhalten (das kann zerbeißen oder heulen sein) und kehren innerhalb dieser Zeitspanne immer wieder zurück. Dann erweitern sie die Zeiträume und belohnen ihn natürlich überschwänglich, wenn er es ohne Probleme durchsteht. Das kann – je nach Wohnsituation – damit beginnen, dass sie den Gang zum Briefkasten so gestalten, als würden Sie für einige Zeit gehen, und endet im Idealfall mit einem längeren Einkauf, den der Hund problemlos Zuhause übersteht. Ich weiß, dass diese Methode Zeit und Energie braucht, aber ich gehe davon aus, dass Ihnen Ihr Vierbeiner diesen Einsatz wert ist.

Weil dies eine Standardmethode ist, lässt sie sich auch bei anderen Problemen einsetzen. Einer Hundebesitzerin, deren Hund aus dem Tierheim eine Mischung aus Angst und Aggression gegenüber spielenden Kindern zeigte, riet ich zu einem Training nach dieser Methode: Zuerst in ausreichender Entfernung an Kindergärten oder Schulen vorbeigehen, wo gerade Kinder draußen spielen. Ausreichende Entfernung meint: Gerade so, dass der Hund beunruhigt ist, aber das Problemverhalten noch nicht zeigt. Hilfreich ist, wenn der Rudelführer zwischen Hund und „Gefahr“ geht. Wenn die Entfernung schrittweise verringert wurde, kann auch direkt an einem Zaun, an dem auf der anderen Seite Kindergartenkinder toben, kurz angehalten werden (dabei sollte man den Hund natürlich auf etwas anderes als die Kinder orientieren – und sei es durch ständiges belohnen). Durch die Variation solcher Übungen baute der Hund sein Problemverhalten innerhalb weniger Woche weitgehend ab, ein halbes Jahr später war sogar zu einigen Kindern aus der direkten Nachbarschaft ein vertrauensvolles Verhältnis entstanden.

Auch wenn ich die fortschreitende Desensibilisierung als Standardmethode bezeichnet habe, ist sie kein „Allheilmittel“. Manchmal führen ganz andere Ideen zu einer Veränderung - manche leuchten sofort ein, bei anderen kann man nur spekulieren, warum sie immer wieder funktionieren:

Manchmal gibt es Nachbarn, die dem Hund schon vertraut sind und auch mal vorbeischaun und kurz mit ihm reden – und manche schlugen nach einiger Zeit vor, den Hund doch einfach gleich bei ihnen vorbei zu bringen. Hunde-Sitting wird in manchen Städten in Kleinanzeigen angeboten, oft – vor allem nachmittags – gibt es auch in der näheren Umgebung Jugendliche (keine Kinder!), die gerne einen ausgedehnten Spaziergang mit einem Hund gegen ein Taschengeld übernehmen. Oder mehrere Besitzer von Hunden, die sich gut verstehen, schließen sich zu einem „Hunde-Tausch-

Ring“ zusammen. Das alles sind sinnvolle Lösungsansätze.

Eine ganz andere Richtung liegt in der Idee, das Abschiedsritual völlig zu verändern: Wenn sie sich jetzt lange und ausgiebig verabschieden, gehen sie künftig mit einem kurzen „Tschüß“ aus dem Haus – oder eben andersherum. Ich habe keine Ahnung warum, aber manchmal hilft alleine schon das.

Manche Hunde vergessen ihr Problemverhalten, wenn Sie direkt nach dem Abschied beschäftigt sind, z.B. durch das Nagen an einem Kauknochen. Überhaupt: Erlaubtes Nagen hilft, das Problemverhalten zu kanalisieren – wenn der Hund weiß, worin der Unterschied zwischen erlaubtem und verbotenem Nagen liegt. Ein alter Lederball oder ein Stück Holz, jeweils zum Abschied überreicht, kann zuweilen helfen. Und gelegentlich hilft auch eine Geräuschkulisse, indem das Radio weiterläuft, in einem (sicher seltenen) Fall half auch ein Tierfilm-Video. Erfolge wurden auch schon mit einer Kuscheldecke erzielt, die intensiv nach dem Rudelführer roch und nur in seiner Abwesenheit bereit gelegt wurde.

Manche Hunde machen Zuhause Probleme, aber sind im Auto still. Zum einen kann man sie dann eher mal im Auto zurücklassen statt Zuhause. Zum anderen kann man auch probieren, das Zuhause zum Auto zu machen: Räumen Sie alle Hunde-Sachen aus dem Auto für eine längere Abwesenheit in die Wohnung – manchmal fühlt sich der Hund nun wie im Auto, legt sich auf seine Auto-Matte und schläft.

„Und woran merke ich, ob ich die richtige Methode für meinen Hund gewählt habe?“, werde ich immer wieder gefragt. Ich denke da sehr pragmatisch und schlage deshalb als „Regeln“ vor:

- Eine Methode, die nach mehrmaligem Erproben keinerlei Veränderung bringt, klappt offensichtlich nicht – also: bleibenlassen!
- Eine Veränderung ist eine Veränderung, auch wenn sie nicht gleich in der gewünschten Richtung erfolgt (oder gar gleich das Ziel erreicht).
- Alles, was zu einer Veränderung führt, wirkt – also: weitermachen und abwandeln!

Im Treppenhaus

Nach dem Öffnen der Wohnungstür wartete Tura vor der ersten Stufe, bis ich ihr mit „Ja“, „Geh runter“ oder „ok“ signalisierte, dass es losgehen konnte. Sie durfte nicht einfach die Treppe hinabstürmen und an der Haustüre unten auf mich warten. Da ich sie immer mitnahm, musste ich teilweise nach dem Schließen erst wieder Kisten, Taschen und dergleichen aufnehmen – in dieser Zeit sollte sie nicht schon irgendwo unten im Haus unterwegs sein. Deshalb folgte in den ersten Monaten direkt nach dem Betreten des Treppenhauses die Anweisung „Halt“ - bis sie es ganz automatisch tat. Später bildeten sich weitere Verhaltensmuster im Treppenhaus heraus, die sie durch das ständige Praktizieren „nebenbei“ erlernt hatte (die aber ebenso durch üben vermittelt werden können): Sie nahm auf jedem Treppenabsatz kurzen Blickkontakt zu mir auf und blieb ich weiter als gewohnt zurück, wartete sie auf die nächste Anweisung.

Ebenfalls im Treppenhaus lernte Tura die Bedeutung des Wortes „Langsam“. Schon einige Zeit zuvor hatte ich meine Bemühungen, ihr das Ziehen an der Leine abzugewöhnen, immer mit dem Wort „langsam“ begleitet, aber sie schien nicht zu begreifen, was das bedeuten sollte.

Diese Beobachtung ist auch von der eher theoretischen Seite her interessant: Wie gewinnt ein Hund Erkenntnis über seine Umwelt? Wie „erkennt“ er, dass etwas Bedeutung hat? Ich erinnere daran, dass die innere Struktur der Informationsverarbeitung bei einem Hund anders geartet ist als bei uns und in manchen Bereichen doch wieder so ähnlich, wie eben bei vielen Säugetieren. Und nun soll ein Hund auf größere Distanz - einige Meter - begreifen, was ein menschliches Wort ihm an Bedeutung vermitteln soll: Dass dies ja auch gelingt, finde ich an sich schon faszinierend, zeigt es doch die Anpassungs- und Lernfähigkeit.

Aber offenbar bedarf es eines deutlichen Sinneseindrucks, damit der Hund verstehen kann, dass ein Wort tatsächlich bedeutsam ist. Wir kennen dieses Phänomen auch: Wir nehmen nicht alle Schallwellen als Sinneseindrücke wahr. Während ich hier sitze und schreibe, fahren draußen Autos vorbei, Vögel zwitschern, Stimmen vom Parkplatz dringen zu mir, im Nebenzimmer telefoniert meine Partnerin, ... - würde ich alles kontinuierlich als bedeutsame Sinneseindrücke wahrnehmen, wäre es nur ein kleiner Schritt bis zu einem endgültigen Overload-Kollaps.

Weniger Bedeutsames, das unsere Sinne erreicht, wird sogleich wieder „herausgefiltert“, tritt in den Hintergrund und bleibt unbemerkt, solange

man nicht „danach sucht“. Vielleicht machen Sie beim Lesen einmal diesen Selbstversuch: Schließen Sie die Augen und beginnen Sie „danach zu suchen“, welche Geräusche in Ihrer Umgebung wahrnehmbar sind. Zunächst werden Sie wohl die lautereren, später die feinen erkennen, vielleicht fällt Ihnen irgendwann sogar auf, dass Ihr Atmen geräuschvoll ist (sogar die Kleidung rascheln lässt), dass Ihr Magen blubbert und Ihr Herz schlägt. Wir können beeinflussen, in welchem Maße Informationen wahrgenommen bzw. in den Hintergrund gedrängt werden.

Damit aber ist die Schwelle zur Deutung bereits überschritten: Dem Reiz Priorität zu geben oder ihn „herauszufiltern“ ist nur möglich, wenn Vergleichswerte (Erfahrungen) vorliegen, die die Unterscheidungen „wichtig“ – „unwichtig“ – „unbekannt“ zulassen. Wenn Schallwellen auf mein Ohr treffen, werden die meisten als unwichtig herausgefiltert, aber Sprache wird anders gewichtet. Trifft jedoch eine Schallwellenmodulation auf mein Ohr, die in meiner inneren Struktur den Eindruck „Wolfgang!“ ergibt, so zucke ich hoch: „Da bin ja ich gemeint!“ Alle diese Reize prasseln auf mich ein – einzelne werden „be-deutscham“: teilweise reagiere ich automatisch oder unbewusst oder auch ganz bewusst nach kurzem Nachdenken.

Wenn nun einem Hund das Gefühl für die Feinheit von Schallwellen (z.B. in Form menschlicher Sprache) abgeht, wird er nur besondere Schallwellen als bedeutsam erkennen: besonders laute, besonders überraschende oder besonders bekannte wie die Stimme seines Rudelführers. Die Stimme des Rudelführers hat eine andere Wichtigkeit als das Zwitschern von Vögeln im Hintergrund - der Filter ist anders „eingestellt“. Aber da der Rudelführer ja „ständig Stimm-Geräusche produziert“ (so mag unsere Kommunikation wohl auf Hunde wirken), ist noch lange nicht jedes Wort gleich bedeutsam. Also muss jedes Wort, das für den Hund bedeutsam werden soll, als bedeutsam erkannt werden können, in ihm als bedeutsam verankert sein.

Im Grundsatz gibt es dazu zwei Wege:

Da ist das langsame Hinführen an die Bedeutung eines bestimmten Wortes, bis der Hund begreift: Er hört „Sitz!“ und Herrchen drückt und schiebt an ihm herum, bis er (vielleicht zunächst zufällig) die richtige Haltung hat. Die Reaktion des Besitzers weist zunächst nur diese Haltung als bedeutsam aus – das hat erst mal nichts damit zu tun, dass das Wort „Sitz!“ dem Hund bedeutsam wäre, eher schon wird das Drücken und Schieben bedeutsam (was ja dazu führt, dass viele Hunde spontan sitzen, wenn sie einen leichten

Druck im Steiß spüren). Die Übung wird dann so oft wiederholt, bis der Hund begreift, dass es das Wort „Sitz!“ ist, das eine bestimmte Bedeutung hat.

Der zweite Weg ist, dass ein Zusammenhang zwischen einem Erlebnis und einem Wort entsteht, der so intensiv ist, dass dieses Wort künftig sofort als bedeutsam den „inneren Filter“ passiert und zu Reaktionen führt. Ein solches Erlebnis könnte für Tura das folgende gewesen sein:

Ich hatte etliche leere Kartone zu transportieren. Um den hoch aufgebeugten Stapel balancieren zu können, musste ich die Treppe, die ich nicht sehen konnte, besonders langsam und vorsichtig hinab gehen. Tura kannte das Wort „langsam“ schon, aber befolgte es nur unzuverlässig und vor allem dann nicht, wenn andere Dinge sie interessierten. Ich hatte also die Vermutung, dass dieses Wort für sie noch keine wirkliche Bedeutung erlangt hatte und jede noch so kleine Orientierung auf anderes dazu führte, dass es in ihren „inneren Filtern“ einfach als irrelevant aussortiert wurde. Das ist eine andere Interpretation als zu meinen, sie wolle nicht gehorchen: Sie hätte wohl schon gewollt, hätte sie in diesem Moment das Wort als bedeutsam wahrnehmen können.

Einige Male sagte ich „langsam“, aber ihr Wunsch nach draußen zu kommen, war stärker. Sie wieselte die Treppe hinab und plötzlich gab es einen Ruck, der meinen Bemühungen um Balance ein jähes Ende bereitete: Die Kartone polterten die Stufen hinab und auf einen sie entsetzt anstarrenden Hund zu, der sich mit einem großen Satz in Sicherheit brachte. „Jetzt wollen wir doch mal sehen, ob das nicht auch anders geht“, dachte ich wütend, während ich Kartone und Hund wieder einsammelte. Es ging zurück vor die Wohnungstür. Ich wiederholte die ganze Prozedur nochmals. Und zu meiner Verwunderung stockte Tura jedes Mal, wenn ich „langsam“ sagte, blickte zu mir und ging erst dann weiter. Vielleicht hatte ihr dieses Erlebnis vermittelt, dass das Wort „langsam“ so bedeutsam war, dass es von den „inneren Filtern“ sofort auf die Ebene bewusster Wahrnehmung weiterzuleiten war. Seither verlangsamte sie, wenn ich sie dazu aufforderte, teilweise sogar, ohne sich nach mir umzusehen. Auch das war ja bemerkenswert, da es die Unterscheidung enthielt: „Das, was ich tue, ist richtig - die Richtung, die ich habe, ist richtig - das Tempo, in dem ich in diese Richtung gehe, ist zu schnell.“ Sie bezog die Anweisung auf ihre Geschwindigkeit.

Ein positiver Verstärker kennzeichnet in diesem Sinne ein Wort als bedeutsam: Belohnungen markieren ein Verhalten, letztlich auch das zugehörige

Wort als bedeutsam. Sie schlagen die Brücke zwischen Wort und Verhalten, indem sie die „inneren Filter“ darauf orientieren, dieses Wort zu erkennen.

Ein Lernprozess besonderer Art liegt wohl vor, wenn einem Hundebesitzer eines Tages auffällt, dass sein Hund nur lauten Anweisungen gehorcht. Irgendwann hat wahrscheinlich der Hundebesitzer eine Anweisung als bedeutsam markiert, indem er sie besonders laut gab (vielleicht brachte ihn auch Ungeduld und Verärgerung über den „begriffsstutzigen“ Hund dazu). In diesem Moment durchdrang die Anweisung die „inneren Filter“ und wurde vom Hund (durch die Lautstärke) als bedeutsam erkannt und befolgt.

Das führt bei beiden zu einem Lernprozess: Der Hund lernt, dass besonders laute „Stimm-Geräusche“ für ihn bedeutsam sind (während die leisen nichts zu sagen haben). Der Besitzer lernt, dass sein Hund auf laute Anweisungen reagiert (und leise wohl nicht als Anweisung erkennt). Während der Hund im weiteren Verlauf dieses Prozesses immer mehr nur die lauten Anweisungen auf sich bezieht, beginnt der Besitzer, die Anweisungen an den Hund besonders laut zu geben: Die Erwartung beider ist damit erfüllt - beide agieren zunehmend gemäß der Formel „besonders lautes 'Stimm-Geräusch' = Anweisung an Hund“. Das ist das Muster einer sich selbst erfüllenden Prophezeiung, die ihren Wahrheitsgehalt aus sich selbst heraus entwickelt.

Aus systemtheoretischer Sicht wird an diesem Beispiel auch schön deutlich, dass sich ein Individuum (ein lebendes, geschlossenes System) und seine Umwelt in gegenseitiger Wechselwirkung entwickeln („Koevolution“). Herr und Hund sind jeweils füreinander Umwelt und verändern sich gegenseitig. Zwischen den beiden hat sich – durch was auch immer bedingt – ein bestimmtes Kommunikationsmuster etabliert: Die Lautstärke wurde chronisch. Ohne eine Form von Krise verändert sich an diesem chronifizierten Verhalten nichts. Oft wird so ein Verhaltensmuster erst bewusst, wenn jemand fragt: „Warum brüllst du eigentlich deinen Hund an?“ Selbst dann bringt eine Änderung des Verhaltens noch nicht die Lösung des Problems, denn eine leise Anweisung wird der Hund nicht als Anweisung erkennen ... – aber immerhin hat der Mensch nun schon mal ein „Problembewusstsein“ (so gesehen durchaus positiv!).

Vielleicht bringt man nun den Hund zu einem Trainer. Wenn der sich auf die Frage konzentriert, warum dieser Hund nur besonders laute Anweisungen befolgt, schneidet er einen Teil der Entwicklungsbedingungen (= das Herrchen = die Umwelt = den Kontext des Problems) ab. Er produziert also

eine Krise für den Hund, der nun unter Anpassungsdruck an die neue Umwelt (den Trainer) gerät - anders gesagt: Das bisher in guter Balance mit seinen Erfahrungen befindliche System Hund erlebt Störungen. Und reagiert darauf. Zum Beispiel, indem leise Anweisungen des Trainers sofort wahrgenommen werden - während Herrchen weiterhin schreien muss.

Der Hund hat gelernt, zwischen Herrchen und Trainer zu unterscheiden: eine interessante Veränderung, aber halt nicht die gewünschte. Der Hund hat nun gelernt, in beiden Umwelten angemessen zu agieren (da hat man also wieder mal dem Hund mehr Intelligenzleistung abgefordert als dem Menschen) und schnell zeigt er in der alten Umwelt auch das alte (Problem-) Verhalten. Deshalb sind Lösungen, die nicht in den Alltag integriert sind, oft nur von kurzer Dauer bzw. nur in bestimmtem Kontext gültig.

Sinnvoller ist, wenn man mit Herr und Hund arbeitet und dabei den Menschen befähigt, aus Einsicht Schritte zur Veränderung zu gehen. Das kann dann zum Beispiel über das Zerlegen des erlernten Musters geschehen: Die laute Anweisung soll einerseits die „inneren Filter“ des Hundes als bedeutsam durchdringen und sie soll andererseits das erwünschte Verhalten vermitteln. Also muss vor einer leisen Anweisung etwas geschehen, was zuerst die Aufmerksamkeit des Hundes auf die dann folgende Anweisung lenkt. Dies könnte ein Fingerschnippen oder ein kurzes Antippen sein - je nachdem, auf was der Hund am besten reagiert. Dann folgt, langsam, betont, aber leise die Anweisung, die notfalls so mit dem Hund eingeübt wird, als würde er sie zum ersten Mal hören. Wichtig bei dieser Umerziehung von Herr und Hund ist die Konsequenz - beiden gegenüber.

Dass Hunde ohnehin häufig Blickkontakt zum Rudelführer aufnehmen, kann dabei „ausgenutzt“ werden: Wenn der Rudelführer genau in dem Moment, wo der Hund herschaut, seine Hand in der Tasche mit Leckereien verschwinden lässt, wird das Herschauen öfter erfolgen - besonders, wenn gleich darauf eine Anweisung (leise) gegeben wird, nach deren Befolgung es die Belohnung gibt.

Gerade zu oben genanntem Beispiel wurde ich einige Male schon gefragt: „Wie merke ich so etwas bei mir selbst?“ Diese Prozesse beginnen mit so subtilen, kleinen Veränderungen, dass man leider selbst kaum etwas davon merkt (sie erinnern sich an die Gedanken zur Chaostheorie: kleinste Abweichungen führen nach einiger Zeit zu immensen Auswirkungen – wieder taucht dieses Phänomen auf). Eine Hilfe ist, sich selbst in eine Beobachter-

perspektive zu versetzen, als würde man sich und seinen Hund im Miteinander beobachten. Und das Gespräch mit anderen, was ihnen als „Externen“ an diesem Miteinander auffällt, kann den Blick für beginnende „Eigentümlichkeiten“ schärfen (Feedback hat immer diese Korrektüreigenschaft).

Auch andere Anweisungen lassen sich gut im Treppenhaus einüben: „hoch“ – „runter“ – „rechts“ – „links“.

Nach den Spaziergängen sagte ich beim Eintreten mit der kleinen Tura wochenlang einfach nur „geh hoch“ und gab ein Fingerzeichen nach oben dazu. Vielleicht glaubte sie, dies sei halt bei Menschen so üblich, vor einer Treppe „geh hoch“ zu sagen und mit einem Finger Löcher in die Luft zu stochern. Doch eines Tages - sie sauste schon die Stufen hinauf – ließ ein barsches „Nein!“ sie stoppen. Diesmal hatte ich „Geh runter“ gesagt und mit dem Finger nach unten auf die Stufen zum Keller gewiesen. Ich ging schon voraus und sie kam hinterher. Auf dem Rückweg wies ich sie mit „Geh hoch!“ zum Hinaufsteigen an und legte hinter ihrem Rücken eine Leckerei auf den Boden des Kellerflurs. Auf dem Absatz musste sie anhalten, bis ich neben ihr war. Dann hielt ich meine Hand aufmerksamkeitsheischend gerade ausgestreckt und ließ sie langsam, mit ausgestrecktem Zeigefinger richtungsweisend absinken: „Geh runter!“

Turas Augen folgten fast automatisch der Handbewegung und damit übertrug sie meine Gestik auf ihren Körper, senkte aufmerksam und interessiert den Kopf, um sich etwas „unten“ anzuschauen. Als ich die Anweisung nochmals wiederholte, lief sie die Treppen hinab und entdeckte, dass dort ja etwas besonders Feines lag. Aber während sie auf dem Weg nach unten war, hatte ich ganz schnell eine Leckerei auf den oberen Treppenabsatz geworfen und jeder kann sich denken, wie dieses Spiel weiterging.

Und ganz nebenbei können die kleinen Anfragen an die Hierarchie im Treppenhaus geklärt werden. Viele Hunde verlangsamten, sobald sie die Treppen hinaufgestiegen sind, auf dem nächsten Absatz und schauen zu ihrem Rudelführer zurück. Das ist ja insgesamt sinnvoll, aber dabei steht der Hund quer auf dem Absatz und versperrt dem Besitzer bei der letzten Stufe den Weg. Ich finde es sehr freundlich, wenn dann manche Besitzer vorsichtig um ihren Liebling herumgehen. Leider signalisieren sie damit ihrem Hund einen falschen Stellenwert im sozialen Gefüge des Rudels: Er hat darauf zu achten, dass er dem Rudelführer nicht den Weg versperrt. Dabei ist es eine menschliche Interpretation, er nehme ja nur Blickkontakt auf. Ein

hündischer Rudelführer würde das im Regelfall als Missachtung ansehen und entsprechend reagieren. Da es in vielen Fällen aus Unachtsamkeit geschieht, würde er mit einem leichten Anremeln einfach vorbeigehen, kommt es öfter vor, gar mit einer erhobenen, imposanten Körperhaltung, wird er knurrend darauf bestehen, dass sich der andere trollt - oder das Selbstbewusstsein zeigt, definitiv die Klärung der Hierarchie einzufordern.

Entsprechend habe ich mich verhalten. Stand mir Tura im Weg, rempelte ich sie mit meinem Schienbein leicht am Hinterteil an und schnell trat sie einen Schritt beiseite. Dabei zuckte ihr Kopf kurz nach unten und sie wandte sich ab. Binnen kurzer Zeit achtete sie darauf, lieber rechtzeitig den Weg freizugeben als durch ein leichtes Anremeln wortlos ermahnt zu werden.

Im Laufe der Zeit wurde mir dieses Verhalten zu einer Art Barometer für die Stabilität der Hierarchie. Kam sie in eine Phase, in der sie mehr Rechte für sich einfordern wollte, zögerte sie länger mit dem Beiseitreteten und ließ es auf manchen Rempeln ankommen. Als ich diese Anzeichen erkannte, konnte ich sie auch in anderen Bereichen – zum Beispiel beim spielerischen Raufen - deutlicher auf ihre Rolle im Rudel hinweisen, indem ich meine Überlegenheit durch entsprechendes Verhalten klar hervorhob. Wenige Male waren diese Phasen so ausgeprägt, dass ich jede Möglichkeit nutzte, meinen Anspruch, Rudelführer zu sein, zu demonstrieren: Dann blieb ich betont aufrecht auf der letzten Stufe stehen, nahm einen starren Blickkontakt zu ihr auf und begann zu knurren, bis sie zur Seite trat. Vielleicht ist es eine Hilfe, die kleinen Signale, die auf Hierarchieprobleme hinweisen, zu erkennen und entsprechend kontinuierlich den eigenen Anspruch in vielen, kleinen Situationen hervorzuheben und durchzusetzen: bei uns gewann dabei die Treppe eine besondere Bedeutung.

13. Spaziergänge durchs Revier

Anweisungen durch Handzeichen

An vielen Stellen des Buches berichte ich von Gesten, die ich bei Hunden beobachtet habe. Neben der Beobachtung, dass kleine Änderungen im Erscheinungsbild bei anderen Hunden ebenso veränderte Reaktionen auslösten - also offenbar ein Wechselspiel mit informativem Gehalt stattfand - , beschäftigte mich auch, wie Hunde sich verständigen, wenn sie geräuschlos bleiben mussten: Wenn etwas Unerwartetes geschieht, das mit Spannung und Vorsicht verfolgt wird, wenn das Rudel Fremdem begegnet und zunächst versteckt agieren möchte oder natürlich bei jeder Form von Jagd. Bei all diesen Situationen spielt natürlich die routinierte Harmonie eine Rolle, die erst ermöglicht, dass eine Form nonverbaler Kommunikation stattfindet.

Was ich beobachtet habe, legt nahe, dass Hunde von ihrem Wesen her die Fähigkeit mitbringen, auch auf kleine Gesten zu reagieren und sie als bedeutsam wahrzunehmen. Dies wird auch dadurch unterstrichen, dass es für manche Einsatzzwecke wichtig ist, Hunde durch Handzeichen zu führen, und sie erlernen dies ebenso wie sie verbale Anweisungen erlernen. Besonders Temple Grandin weist darauf hin, dass Tiere wesentlich mehr Details wahrnehmen, die nicht durch verschiedene Filter aussortiert werden wie beim Menschen: Tierische Wahrnehmung ist gerade die Wahrnehmung einer Flut von Details - Tiere sind völlig detailorientiert.

Natürlich hat dies auch mit den Organen der Wahrnehmung zu tun. So las ich den Vergleich, die Sehschärfe von Hunden sei ungefähr so, als würde ein Normalsichtiger probeweise eine Brille aufsetzen. Mit so einem Vergleich kann ich wenig anfangen und habe es deshalb ausprobiert: Tura konnte in früheren Jahren ein unauffälliges Handzeichen auf gut zehn Meter Entfernung erkennen und befolgen, bei kürzerer Distanz konnte sie dies auch, wenn ich das Handzeichen vor bloßem Oberkörper gab, also kaum Kontrast vorhanden war. Dies änderte sich erst, als ihre Sehkraft insgesamt nachließ.

Dies wird durch aktuelle Forschung bestätigt: Hunde haben im Auge wesentlich mehr Zellen, die für das Nachtsehen geeignet sind als wir - auf Kosten der Anzahl von Farbsehzellen. Und ein Hund kann grundsätzlich nicht so scharf sehen wie wir. Allerdings könnten diese Faktoren von Rasse

zu Rasse, sogar von Individuum zu Individuum erheblich variieren.

Zugleich bedeutet die Begabung zur Nachtsichtigkeit auch, dass Hunde (und wohl fast alle Tiere) Hell-Dunkel-Kontraste stärker wahrnehmen. Folgen am Boden mehrere Hell-Dunkel-Kontraste aufeinander, scheint dies für viele Tiere ein unangenehmer Bereich zu sein. Manche interpretieren dies so, dass im Tier der Eindruck entstünde, es handle sich um einen Höhenunterschied, schlimmstenfalls um Abgründe. Ganz überzeugt bin ich nicht davon, denn etliche Male habe ich Hunde bewusst an solche kontrastreichen Stellen geführt und sie dort ihren Weg selbst wählen lassen - sie trotteten einfach weiter als sei gar nichts. Ich muss allerdings einschränken: Es waren jeweils Hunde mit hohem Anteil einer Hirtenhundrasse und ich weiß, dass die meisten von ihnen auch interessiert die Hundefutterwerbung im Farbfernseher verfolgten. Ich bin sicher, dass es zwischen diesen Beobachtungen einen Zusammenhang gibt.

Wenn Sie selbst diesen Effekt der Kontraste nachempfinden wollen, suchen Sie im Internet Beispiele für optische Täuschungen. Darunter gibt es viele, die mit Schwarz-Weiß-Kontrasten arbeiten: Sie bewirken einen irrisierenden Effekt, als würden die Linien verschwimmen, bzw. gaukeln uns dunkle Stellen vor, wo definitiv weiße Flächen sind. Der irrisierende Effekt entsteht dadurch, dass unser Augen bei Schwarz und Weiß eine jeweils andere Einstellung wählen muss, die vorgegaukelten Stellen entstehen durch ein „Nachbild“ der dunklen Bereiche in unserer Wahrnehmungsverarbeitung. Ich kann mir gut vorstellen: Würden solche Bilder auf dem Boden sein, würde ich zunächst auch mit Irritation reagieren.

Die Konsequenz für die Erziehung von Hunden: Kleine Gesten werden im Sinne der Detailwahrnehmung der Tiere gut erkannt. Im Umkreis einiger Meter spielt auch die geringere Sehkraft eines Hundes dabei kein Problem. Auf weitere Entfernung müssen die Gesten ausholend sein. Hunde nehmen diese Gesten auch bei Dunkelheit noch deutlicher wahr als wir Menschen.

Erinnern wir uns daran, dass der Hund ein Rudeltier ist und seine Vorfahren Jäger waren. Das hat Einfluss auf die evolutionsgeschichtliche Entwicklung seiner Sehfähigkeiten. Bei einem Lebewesen, das ganz auf einen Verband bezogen lebt, ist es sinnvoll, in dem Umkreis, in dem sich die anderen Tiere normalerweise bewegen, auch kleine Gesten genau wahrzunehmen. Nur so ist sprachlose Kommunikation im Rudel möglich. Andererseits sind jene Fähigkeiten deutlicher ausgeprägt, die wir selbst aus unserem peripheren Se-

hen kennen. Unsere Augen produzieren nur für einen Sehwinkel von weniger als zwei Grad ein scharfes Bild: In unserem Auge befindet sich an dieser Stelle eine kleine Vertiefung mit besonders vielen Sehzellen. Diese Vertiefung fehlt Hunden, also auch die Fähigkeit zu dieser besonderen Sehschärfe.

Den Randbereich des Blickfeldes nennt man peripheres Blickfeld und es ist überraschend groß. Machen Sie einmal folgenden Test: Sie stehen und lassen den Blick ganz entspannt auf einem Punkt an der Wand vor Ihnen ruhen. Nun strecken Sie die Arme waagrecht so weit möglich nach hinten und bewegen sie langsam nach vorne in Ihr Blickfeld. Lassen Sie Ihre Augen immer noch auf derselben Stelle ruhen und achten Sie darauf, wann links und rechts die Arme im peripheren Blickfeld auftauchen.

Zwei Ergebnisse kann dieser Test vermitteln:

1. Das periphere Blickfeld umfasst bei vielen circa 170 Grad.
2. Treten die Arme ins periphere Blickfeld, haben die meisten den Impuls, hinzuschauen.

Stellen Sie sich nun einmal den Einfluss der beim Hund ja anders angeordneten Augen vor - bei vielen Hunderassen mit eher seitlich liegenden Augen umfasst das periphere Blickfeld mehr als 180 Grad.

Auch das zweite Ergebnis ist richtig: Im peripheren Blickfeld reagieren wir besonders auf Bewegungen. Unserem inneren Aufbau entsprechend entsteht ein Impuls, die erkannte Bewegung mit voller Sehschärfe zu erfassen. Ebenso scheint ein großer Bereich des hündischen Blickfeldes vor allem auf Bewegungen intensiv zu reagieren: Der Blick richtet sich dorthin. Auch das Wissen, wie das periphere Blickfeld funktioniert, kann gelegentlich weiterhelfen: Plötzliche Bewegungen (Besitzer taucht abrupt in hohem Gras unter) oder schnelle Bewegungen (Besitzer rennt in Gegenrichtung los) orientiert den Hund zur Bewegung und zum Menschen hin.

Wenn nun ein Hund solche Fähigkeiten mitbringt, warum sollte man sie nicht schulen? Es bereitet ja keine wesentliche Mühe, zumindest bei den wichtigsten Anweisungen zugleich ein Handzeichen zu geben. Ich habe das nie als „besondere“, gar besonders schwierige Lektion oder als zusätzlichen Lernschritt eingeführt, sondern habe von Anfang an zu fast jeder Anweisung eine Handbewegung gemacht. Tura hörte die Stimme und sah die Geste - beides war eine Einheit und beides befolgte sie als Anweisung.

Wenn ausschließlich gesprochene Anweisungen geübt werden und später

dann Handzeichen dazukommen oder gar dieselbe Lernprozedur nochmals für das Handzeichen separat durchgeführt wird, liegt nach meiner Auffassung eine falsche Sichtweise von Kommunikation zugrunde. Kommunikation ist immer ganzheitlich. Auch wenn wir „nur“ reden, geben wir weitere Signale von uns - wer lächelt denn nicht, wenn er mit einem lieben Menschen telefoniert? Auch wenn wir uns dessen nicht bewusst sind, tragen Gesten, Blicke, Atem, Muskeltonus und andere Einzelelemente wesentlich zu unserer verbalen Kommunikation bei: Untersuchungen haben gezeigt, dass sie im Extremfall letztlich mehr bewirken können als unsere Worte.

Da Kommunikation also ganzheitlich ist, praktiziert man diese Ganzheitlichkeit auch beim Üben von Anweisungen, indem man zunächst sich selbst darin übt, konsequent ganzheitlich mit seinem Hund zu kommunizieren: Sage ich „halt“, zuckt meine Hand schon ganz automatisch.

Viel wichtiger ist, den richtigen Zeitpunkt zu finden, um Wort und Geste getrennt einzusetzen. Ist dem Hund die Bedeutung geläufig, sollte man Zeit investieren, um nun beides getrennt voneinander zu üben. Anschließend sollte ein ständiger Wechsel von Wort, Geste und Wort zusammen mit Geste erfolgen, so dass in den alltäglichen Situationen alle drei Möglichkeiten immer wieder vorkommen.

Für Hunde, die sich meist nahe ihrem Rudel aufhalten, ist es sicher ein weiterer Lernschritt, auch auf Entfernung hin auf Gesten zu achten (nach meiner Beobachtung muss tatsächlich eher ihre Aufmerksamkeit geschult werden als ihr Gehorsam).

„Gassi“

Ich mag das Wort „Gassi“ nicht, aber für viele Hundebesitzer ist es das Synonym für einen eher kurzen Spaziergang in der näheren Umgebung, mit dem Ziel, dass sich der Hund dabei erleichtern kann und soll. So ergibt sich die drollige Situation, dass ich das Wort gegenüber Tura, die an relativ normale, menschliche Ausdrucksweise gewohnt ist, nicht gebrauchte, aber gegenüber anderen Menschen - seltsam verkehrte Welt.

Am Stadtrand Ulms, wo ich früher mit Tura wohnte, lagen in der einen Richtung zuerst die Grünflächen einer großen Straßenkreuzung, gleich da-

nach begannen Schrebergärten und Ackerland. In der anderen Richtung führte ein Fußweg an einem kleinen Bach entlang ins Zentrum von Söflingen, dem Stadtteil Ulms, in dem ich tätig war. Was lag näher, als die Spaziergänge mit Tura für Erledigungen bei Geschäften, Post, Banken und ähnlichem zu nutzen! Zugleich begegneten uns dabei viele andere Hunde, denn der Weg war nicht nur bei uns beliebt. Und etliche Spaziergänger, die uns entgegenkamen, kannte ich durch meinen Beruf und manch schönes Gespräch ergab sich so ganz automatisch. Leider musste ich diese Spaziergänge einstellen, um nicht in Verruf zu kommen.

Da auf diesem Wege viele Hunde spazieren geführt wurden, fand dort auch eine geballte Vorführung von Entgleisungen statt. Es gibt einen (kleineren) Teil von Hundebesitzern, die den Ruf aller bei den Nicht-Hundebesitzern ruinieren: Da darf sich ein Hund direkt vor dem Eingangstörchen eines Schrebergartens erleichtern oder in dem blitzblanken, kleinen Grasstreifen, der um den Garten herumführt. Da liegen dicke Kothaufen mitten auf dem Fußweg (und zuweilen weisen verblässende Schuhabdrücke die Richtung, in die der erste Unachtsame ging). Da biegen freilaufende Hunde plötzlich um die Hecken und erschrecken mit ihren Freundlichkeiten die älteren Damen, die dort auf Bänken die Sonne genießen.

Ein Schlüsselerlebnis für mich war ein Gespräch in einer kleinen Runde, in der sich ein Mann, der Hunden eher skeptisch begegnete, gerade von solchen Beispielen berichtete. Dann sah er fragend zu mir: „... Sie gehen doch auch dort mit ihrem Hund spazieren !?“ Daraufhin stand meine Entscheidung fest: Ich wollte nicht, dass sich die vielen Spaziergänger, die mich kannten, bei jedem Kothaufen auf dem Weg fragten: „War das der Hund vom Diakon?“ - Nein, wir gingen in die andere Richtung!

Besonders die kurzen Spaziergänge, die auf Turas Wunsch hin erfolgten, führten zu den Rasenbereichen der Kreuzungsanlage. Dort konnte sie sich dann erleichtern und bald schon wusste sie genau, wo „ihre“ Stelle war. Freunde, die ich an den wenigen Tagen, an denen ich krankheitshalber nicht mit ihr hinaus konnte, um diese Gefälligkeit bat, waren davon beeindruckt, wie sie vom Hund zielstrebig geführt wurden. Teilweise waren sie nach gerade mal fünf Minuten wieder zurück: „Sie ist zur Straße getrabt, hat gewartet, bis ich losging, sauste auf die Wiese an der Kreuzung - und anschließend so schnell wie möglich wieder zurück.“

Eine ganz andere Mitteilung erhielt ich von meiner Mutter, die bei einem

Besuch in Ulm den Abendspaziergang mit Tura übernehmen wollte: Sie war fast eine Stunde unterwegs und ich hatte mir schon Sorgen gemacht. Bei ihrer Rückkehr berichtete sie, sie habe nicht genau gewusst, welche Wiese ich gemeint hätte, und eben auf Turas Ortskenntnisse vertraut. Tura aber hatte sehr wohl begriffen, dass diesmal kein Anlass zur Sorge um ihr krankes Herrchen und damit kein Grund zur Eile bestand. Sie zeigte meiner Mutter ausführlich die Söflinger Äcker und erleichterte sich erst auf dem Rückweg an der bekannten Stelle ...

Diese kleinen Wiesenstreifen an der Kreuzungsanlage hatte ich für die täglichen Verrichtungen Turas mit Bedacht ausgewählt: Hier spielen keine Kinder im Gras – hier legt sich niemand für ein paar Minuten zum Ausruhen in Gras – hier durchquert niemand Rasen und Büsche – hier tragen die, die das Gras mähen, Sicherheitsstiefel, die sie nach der Arbeit ohnehin abspritzen. Es ist eine Stelle, an der die Belästigung für andere gering ist. Ich kann alle Hundebesitzer ermutigen, auf geeignete bzw. ungeeignete Stellen zu achten, denn nach einiger Zeit wird man dafür umso sensibler - oder man nimmt die Häufchen eben in einer Tüte mit! Ich mag keine Hundebesitzer, die ihren Köter auf jedem Rasen kacken lassen. Ich mag aber auch die Menschen nicht, die deshalb behaupten, alle Hundebesitzer seien so.

Eine besonders drollige Variante zur Lösung dieses Problems konnte ich in einem Nachbarhof beobachten: Der Hund wurde dazu angeleitet, sich auf der asphaltierten Fläche zu erleichtern und nicht in den Rasenbereich zu gehen - so konnte man es leichter mit der Schaufel aufnehmen. Eine gewisse Tragik lag darin, dass sich die Besitzer wunderten, warum ihr Hund begann, ebenso hemmungslos auf Gehwegen „in Haltung“ zu gehen ...

Tura schien von Kindesbeinen an ein besonderes Verhältnis zu diesen Grundbedürfnissen zu haben: Über Minuten hinweg - länger als ich es von anderen Hunden her kannte - drehte sie sich über der auserkorenen Stelle, schwenkte ab und kehrte zurück, bog schon den Rücken und hoppelte dann doch noch ein paar Schritte weiter, bis sie sich wieder streckte und von neuem begann. Irgendwann verfiel ich aus einer Laune heraus auf die Idee, sie dabei anzufeuern: „Auf! Auf!“ Und als es endlich soweit war, lobte ich sie und hätte ihr Schwanz in diesem Moment nicht eine ganz besondere Haltung gehabt, hätte sie bei so viel Lob sicher vor Freude damit gewedelt.

Als dann der erste Schnee fiel, geriet sie geradezu in Panik, als die gewohnten Grünflächen plötzlich verschwunden waren unter einer weißen

Decke. Im ersten Winter scharfte sie den Schnee weg, bevor sie sich erleichterte. Ich kann nur vermuten, dass es ihr auf eine mir nicht verständliche Weise wichtig war, ihre Bedürfnisse auf einer begrasten Stelle zu verrichten.

Dann kam der Moment, vor dem ich mich irgendwie zu drücken versucht hatte: Im Verhalten von Klein-Tura zeichnete sich ab, dass sie dringend „musste“, als ich in unserem Gemeindehaus war. Also: sofort hinaus mit ihr - aber wohin? Ihr Blick glitt über die Rasenfläche bei der Kirche, auf der sich bereits viele größere „Haufen“ deutlich abzeichneten, und sie wusste, wohin sie wollte. Mein Blick dagegen fiel auf die dichten Hecken, die an einzelnen Stellen bei der Kirche standen: Die wurden vielleicht einmal im Jahr geschnitten, niemand lief durch sie hindurch, Kinder spielten dort auch nicht und nur ab und zu fand sich ein Stadstreicher zu ganz Ähnlichem dort ein. Das war die (Not-)Lösung!

Tura, die zielstrebig auf die Grasfläche zog, wurde lautstark umdirigiert und - in diesem akuten „Notfall“ - zielstrebig vor eine Hecke gezerrt, mit der sie doch gar nichts anzufangen wusste. „Geh vor“ und „Auf“ waren aber doch schon so vertraute Worte, dass sie zögernd unter die hängenden Äste trat, sich etwas verwundert umsah und unter ständiger Anfeuerung „Auf! Auf!“ schließlich begann, die üblichen Verrenkungen zu vollziehen.

In dieser Situation hatte ich folgendes gelernt: Zum einen bieten Büsche und Hecken geeignete Stellen, an denen die Hinterlassenschaften von Hunden selten in Konflikt mit den Vorstellungen von Menschen geraten, zum anderen können Hunde durchaus in einer solchen Richtung erzogen werden. Und diese Erziehung begann sogleich: Waren wir an fremden Orten, durfte sie sich nur dort erleichtern, wo ich es ihr mit „Auf!“ anzeigte. Bald mied sie gepflegte Rasenflächen. Allerdings halte ich dies nicht für eine elementare Angelegenheit, wenn der Hundebesitzer achtsam ist (und Tüten dabei hat).

Wer öfters mit seinem Hund verreist, weiß, wie die Pausen normalerweise ablaufen: Fasziniert von der neuen Umgebung, möchte der Hund zunächst erst einmal alles kennen lernen und schnell wird die Pause länger als geplant. Da mich Tura auch auf Reisen begleitete, entwickelte sich das „Auf!“ auch zu einem Signal, dass nur wenig Zeit für die wesentlichsten Verrichtungen zur Verfügung stand. Ihr Verhalten unterschied sich deutlich von jenen Pausen, die ohne diese Aufforderung eingelegt wurden. Das zeigte sich vielleicht auch daran, dass sie zuweilen meiner Anweisung folgte und

mit allem Drehen und Wenden in Haltung ging, dann kurz verharrte, als denke sie nach, und sich wieder ohne jede Verrichtung entspannte - offenbar war die assoziative Verbindung so bedeutsam, dass sie erst im Vollzug merkte, dass sie gar nicht musste.

Während ich nun Tura bei unseren kleineren Spaziergängen an jene Grünflächen an der Kreuzung gewöhnte, bemerkte ich, dass manche Autofahrer, sobald sie diesen Hund sahen, langsamer wurden und einen größeren Abstand zum Straßenrand hielten, teilweise konnte ich sogar sehen, dass sie während des Vorbeifahrens auf Tura blickten. Für einen vorsichtigen Autofahrer ist das eine normale Verhaltensweise: Plötzlich ist die Sorge da, das Tier könnte sich falsch verhalten, gar auf die Straße springen.

Was die Vorbeifahrenden vor allem bei Dunkelheit kaum sehen konnten, war die dünne Leine, die Tura mit mir verband und mit der ich zumindest das Schlimmste vermeiden konnte. Nur ist diese Leine eben zu dünn, um auf größere Entfernung hin gesehen zu werden. Was macht für andere auf einen Blick deutlich, dass ein Hund an der Leine ist? Geradezu symbolhafte Wirkung hat ein in die Richtung des Hundes leicht vorgestreckter Arm. Schon bei einem flüchtigen Blick formt sich im Kopf des Betrachters das Klischee vom Hund, der an der Leine zieht - auch das ist eine Form von Filter in unserer „inneren Struktur“: Ergibt die Mehrzahl der Informationen ein eindeutiges Bild, fällt gar nicht auf, dass einzelne Informationen fehlen.

Fehlende Detailinformationen werden im Zuge der Deutung unserer Wahrnehmung im Sinne dieser Deutung ergänzt. Das ist ein sinnvoller Prozess, der es uns ermöglicht, schneller innere Vergleichswerte (Erfahrungen) zu finden, weil wir ja „mit einem Blick“ die Situation erfassen (korrekter: zu erfassen glauben). Und so können wir schneller reagieren - ein Vorteil, der vielleicht auch ausgleicht, dass Tiere mehr Detailinformationen wahrnehmen.

Damit lässt sich zielstrebig spielen: Der vorgereckte Arm des Menschen, der wohl hinter seinem Hund hergezerrt wird, lässt an die Leine denken, ob sie nun da ist oder nicht. Und das beruhigt den, der als Autofahrer „mit einem Blick“ erfasst, dass dieser Hund nicht auf die Straße springen kann. Voraussetzung für solche „Spielchen“ mit der Wahrnehmung anderer ist jedoch, dass der Hundebesitzer die Situation und den Hund im Griff hat.

Ich hoffe, an diesen Beispielen wird etwas von dem deutlich, was meinen Umgang mit anderen Menschen, die möglicherweise wenig Verständnis für Hunde haben, ausmacht: Ich möchte ihnen nicht zur Last fallen.

Ich möchte noch einmal an die fast schon klassische Situation erinnern: Ein freilaufender Hund springt auf einen Fremden zu, der keine Ahnung hat, was ihn nun erwartet. Wenn dann auch noch der Besitzer aus größerer Entfernung abgehackte, barsche Befehle ruft, fügt sich alles so zusammen, dass der Fremde „mit einem Blick“ erfasst, dass es wohl eine brenzlige Situation für ihn ist. Auch dabei werden fehlende Informationen im Sinne bisheriger Erfahrungen ergänzt.

Die Wirkung, die in so einer Situation die Ein-Wort-Sätze der üblichen Befehle auf unbedarfte Menschen haben, setzt sich zusammen aus dem sachlichen Inhalt und dem, was an mutmaßlicher Bedeutung noch mitschwingt. „Stopp!“ und „Halt!“ sind inhaltsgleich und doch wirken die Worte schon durch ihren Klang anders auf einen Hörer, ebenso „Aus!“ und „Lass das!“ . Als mir diese gar nicht beabsichtigte „Nebenwirkung“ mancher Befehle bewusst wurde, habe ich nach anderen Formulierungen gesucht, die für ein menschliches Ohr weniger barsch, hart und aggressiv klingen. Vielleicht kennen Sie Bücher oder Seminare von Friedemann Schulz von Thun – sein Kommunikationsmodell mit den „vier Ohren“ bietet sich zum Nachdenken über die Wirkung dieser Ein-Wort-Sätze gut an.

Wie konnte ich meine zu allen Menschen freudig-freundliche Tura zum Anhalten bringen und zugleich den Entgegenkommenden deutlich signalisieren, dass sie es mit einem freundlichen Hund zu tun haben? Ich verfiel auf den Zuruf „Nicht begrüßen!“. Dabei liegt - für Tura - die Betonung auf dem „nicht“, das sie durch die Verknüpfung „Nein, nicht!“ schon kannte. In den Ohren der Entgegenkommenden klingt vor allem das „begrüßen“ nach, das ihnen zumindest mal die schlimmsten Ängste nimmt. Immer wieder ergaben sich auch kurze Gespräche, in denen man mir bestätigte, dass mein „Nicht begrüßen!“ als wohltuend klares Vorzeichen verstanden wurde, einen freundlichen und verspielten Hund vor sich zu haben. Von denen, die inzwischen ebenfalls auf solche weniger aggressiv klingenden Formulierungen umgestiegen sind, erfahre ich ähnliches.

Nun habe ich einige Gedanken geschrieben, in denen es mehr um die Mitmenschen geht und wie ich mit ihnen umgehe als um meinen Umgang mit Tura. Also: Zurück zum Hund, der mit seinem Herrchen „Gassi“ geht.

Viele Hunde, die ich kenne, wählen für die größeren und kleineren Geschäfte eine Stelle, von der aus sie einen gewissen Überblick haben. Auf mich wirkt es, als wollten sie vor Überraschungen sicher sein - eine Hypothese,

die durchaus Sinn macht, da ja der Hund einige Zeit nur eingeschränkt für den eigenen Schutz sorgen kann. Also hat das Rudel in diesem Moment die Funktion, dem einzelnen Hund „Rückendeckung“ zu geben. Dafür spricht auch, dass viele Hunde beim Lösen vom Rest des Rudels wegschauen, also dem Rudel die Rückseite zustrecken.

Es scheint auch so etwas wie „Diskretion“ unter Hunden zu geben – ein gewisser Abstand ist zu wahren, wenn es keinen Ärger geben soll. Die meisten Hunde lassen sich sogar schon durch den eigenen Besitzer verunsichern, indem man nahe an sie herantritt – möglichst von hinten – und dann lautstark schnüffelt oder interessiert zuschaut: Sie versuchen her zu schauen und vereinzelt ist ein Hund auch schon schier umgekippt. So ein „Anstands-Abstand“ gilt auch für andere Hunde. Trat einer zu nahe an Tura heran, schaute sie betont angestrengt nach vorne und schien sich besonders zu beeilen – und kaum war sie fertig, fuhr sie herum und bedrohte ihn.

Andersherum gilt dies auch für das Rudelmitglied Mensch. Wie schon erwähnt, gab es in meiner Ulmer Wohnung nur offene Türen - auch was die Toilette anging. Aber natürlich weiß ein Hund schon durch die Gerüche, was sich an diesem „Örtchen“ abspielt. Als Tura klein war, war sie an diesem deutlich anderen menschlichen Verhalten interessiert: Was macht er da? Und wenn es das ist, nach was es riecht: Wie macht er das - ohne Gras?

Kam sie mir zu nahe, starrte ich sie streng an, gab ein leises Knurren von mir, das in das Wort „Raus!“ überging und mit einem energisch von mir wegweisenden Finger unterstrichen wurde. Mit den Zeichen eines bei einer Übertretung ertappten Hundes drehte sie um und verschwand. Schon nach wenigen Wochen ließ ihr Interesse deutlich nach, doch wenn ich die Toilette betrat, legte sie sich meist mit dem Rücken zu mir in den Vorraum - vielleicht ja, um mir Schutz zu geben.

Mit einem Jahr - zu der Zeit, als sie auch öfter zu bellen begann -, hatte sich ihr Verhalten nach dem Erleichtern deutlich verändert: In der bekannten Manier trat sie ein wenig weg und scharfte mit allen Läufen auf dem Boden, den Schwanz deutlich aufgerichtet.

Ich habe inzwischen etliche Erklärungen für dieses Verhalten gehört, die mich aber alle nicht vollständig überzeugten. Gewiss ist es ein Dominanz- und Imponiergehabe. „Ich bin groß - ich bin stark!“ ist sicher Teil der Botschaft. Dass dabei der Aftermuskel durch die Anspannung wieder gut verschlossen wird und anhaftende Reste abfallen, ist sicher ebenfalls richtig.

Es sei der Rest eines Verhaltens, bei dem der Kot mit Erde abgedeckt werde, las ich andererseits, aber weil Hunde völlig anders graben, glaube ich dies nicht. Dass gezielt Geruchsmarken verteilt werden sollen, passt auch nicht: Da der Kot mit Analsekreten markiert ist, müsste der Hund dann wohl eher den ganzen Haufen in der Gegend verteilen. Allerdings gibt es bei Wölfen ein solches Verhalten nicht – sie lösen sich, wo sie gerade sind, ohne etwas beiseite zu gehen. Das Verhalten der Hunde hat sich also nicht als Rest eines ursprünglich wölfischen Erbes erhalten, sondern sich im Laufe des Zusammenlebens mit dem Menschen entwickelt.

Also sollte man unter diesem Blickwinkel noch einmal genauer hinschauen: Auffällig ist, wie sorgfältig die Stelle ausgewählt wird. Ebenfalls auffällig ist, dass die meisten Hunde beim Lösen aufmerksam den Bereich, den er überblicken kann, beobachten. Danach tritt ein Imponiergehabe auf, wie wenn ein Hund besondere Stärke, Dominanz oder Revieransprüche darstellen möchte. Vor allem bei jüngeren Hunden findet anschließend ein Umschwung in fast kindlich-spielerische Laune statt: Mit einem hüpfenden Auftakt fahren sie herum und rasen, so schnell die Pfoten tragen, fast wie erleichtert zurück zum Rudel und drehen vielleicht noch ein paar Kreise durchs Gras.

In diesem Zusammenhang fallen wieder die Beobachtungen beim Stamm der Turkana ein, wo die Hunde zur Sauberhaltung des Dorfes beitragen: Hunde halten ihren engeren Lebensbereich sauber. Damit nehmen sie ein Verhalten auf, das junge Wölfe im Bezug auf ihre Geburtshöhle zeigen – später nicht mehr (in diesem Beispiel sind Hunde also dauerhaft auf der Stufe junger Wölfe). Zugleich aber bedeutete dies für die frühen Hunde, dass sie den sicheren Bereich des menschlichen Lagers zumindest ansatzweise verlassen mussten. Genaue Auswahl der Stelle, das Beobachten der Umgebung, eine Stellung, bei der das menschliche Lager (heute oft der menschliche Begleiter) schützend im Rücken sind – das passt in das Verhaltensschema eines Hundes, der sich aus einem bekannt-vertrauten, schützenden Bereich entfernt.

Anschließend Dominanzverhalten zu zeigen, kräftig zu scharren, sich in Positur zu werfen – das stärkt das Selbstbewusstsein, auch wenn sonst niemand zusieht. Wenn mich meine Mutter als kleines Kind gelegentlich in den dunklen Keller schickte, um ein Marmeladeglas zu holen, war ich vorsichtig und ängstlich, bis ich mit dem Marmeladeglas in der Hand wieder oben am Kellerabgang stand – und beim Ausschalten des Lichts (ich erinnere mich noch genau an den alten, schwarzen Bakelit-Drehschalter) streckte ich all

dem unaussprechlich Erschreckenden da unten noch mal die Zunge raus, bevor ich die Türe ins Schloss warf und wegrannte. Vielleicht steckt in so einem Verhalten nichts Typisch-Menschliches, sondern etwas Typisch-Kreatürliches.

Dazu passt auch das oben bereits angesprochene, ans Spielen erinnernde Davonrennen vor allem jüngerer Hunde nach dem Lösen und nach dem dominanten Scharren. Im frühen Zusammenleben war es ja wirklich so, dass der Hund nun wieder in den geschützten Bereich des Menschen zurücklaufen konnte – damit also nicht mehr „erwachsener Wolf“ in einer feindlichen Umgebung sein musste, sondern „dauerhaft verspieltes Jungtier“ unter dem Schutz seines starken Begleiters, des Menschen. Im Hintergrund dieses Gedankens steht die durchaus schlüssige Theorie, dass der Hund grundsätzlich auf der Stufe des nicht-erwachsenen Tieres bleibt, also im Vergleich zu seinem Stammvater Wolf nie wirklich erwachsen wird. Aus einem Bereich, der fremd, erschreckend, gefährlich, dunkel, ... ist, befreit losrennen zu dürfen in jenen hellen, bekannten Bereich, in dem man geschützt, geliebt, gefüttert, ... wird, in dem man sich wie im Paradies als ewiges Jungtier um nichts sorgen muss, kann dann schon fröhlich-spielerische Gefühlsausbrüche auslösen.

Bei diesem Verhalten entsteht „wie nebenher“ im Laufe der Zeit ein Bereich von Kothaufen wie eine Markierung beim gemeinsamen Lager. Fremde Hunde – früher wohl auch andere Tiere, wie den ja inzwischen zum Feind avancierten Stammvater Wolf - können daran die Anzahl der Hunde und deren Stärke abschätzen. Darin könnte ein weiterer, kleiner Vorteil liegen, der sich im Laufe der Jahrtausende stabilisierend auf dieses Verhalten auswirkte.

„Halt“ und „Hier“

„Halt“ und „Hier“ sind sicher besonders wichtige Anweisungen, vor allem, wenn man mit seinem Hund in der Nähe belebter Straßen wohnt. Sie müssen also unbedingt befolgt werden und ohne sie ist das Üben anderer Anweisungen zuweilen recht schwierig.

Gibt ein anderer Hund beim Gehen ein kurzes Wuff von sich, so signalisiert dies, dass er etwas Wichtiges wahrgenommen hat. Andere Hunde, die mit ihm laufen, stutzen in diesem Moment, sehen kurz zu ihm und dann versu-

chen sie, sich ebenfalls in die Richtung zu orientieren, in die seine Aufmerksamkeit geht. Dieses kurze Stutzen war ein guter Ansatzpunkt für unsere Übungen zum „Halt“. Trat ich mit aufmerksamer Spannung und konzentriert in die Ferne schauend neben Tura, orientierte sie sich ebenfalls in diese Richtung und blieb stehen. Das Handzeichen „Halt“ gab ich nun, indem die Handfläche ganz nahe vor der Hundenase schwebte, so dass sie keinen Schritt vorwärts tun konnte. Ab diesem Moment belohnte ich sie nach einer immer längeren Zeitspanne, in der sie anhielt.

Bei „Halt“ ist das Erlernen der verbalen Anweisung vorrangig und zunächst soll die vor den Hund gehaltene Hand nur dieses Lernen unterstützen. Nach einiger Zeit variierte ich die Haltung der Hand in Entfernung und Ausrichtung, aber immer so, dass die Handfläche zu Tura zeigte. Als sie die verbale Anweisung zuverlässig befolgte, haben wir das Handzeichen ohne verbale Anweisung auf immer größere Entfernung geübt.

Dann erweiterte ich die Bedeutung von „Halt“ im Sinne von „Immer wenn du an so eine Stelle kommst, musst du anhalten“. Dies gilt zum Beispiel für alle Bordsteinkanten. Gerade an Bordsteinkanten lässt sich dies auch hervorragend üben: Sie sind Veränderungen im Bodenniveau, also kinestätisch spürbar; sie sind von anderen Bereichen der Straße abgesetzt, also visuell erkennbar; sie sind für Hunde gewiss auch olfaktorisch erkennbar, da alle Bordsteine dieser Welt mit denselben Verunreinigungen jahrelangen Kontakt haben. Sie sind also mit mehreren Sinnen gleichermaßen erfahrbar und das hilft, sie zu erkennen.

Jeder, der mit Hund unterwegs ist, muss sich selbst zur Konsequenz zwingen: An jeder Bordsteinkante wird angehalten - Jungtiere lernen vom Rudelführer, was er nicht vormacht, werden sie nie eigenständig nachvollziehen. Anfangs sind wir in unbelebten Seitenstraßen spazieren gegangen und haben die Straße mehrfach überquert. Ich habe Tura immer wieder zur Bordsteinkante geführt, mich hinab gebeugt und geschnüffelt und sie hat es mir nachgemacht. Sobald sie schnüffelte, habe ich „Halt“ gesagt und bin mit streichenden Bewegungen und dem Handzeichen für „Halt“ dem Bordstein gefolgt. Dann habe ich mich besonders aufgerichtet und wachsam nach links und rechts geschaut, bevor wir mit „geh vor“ die Straße überquerten. Wir haben Dutzende von interessant duftenden Gullis inspiziert, aber sie durfte dabei nie die Bordsteinkante, die ich zuvor wie oben beschrieben mit „Halt“ gekennzeichnet hatte, übertreten.

Später übertrug ich dieses Ritual des Kennzeichnens auch auf bestimmte Türen in Gebäuden. Die Türen zu den Küchen unserer Gemeindehäuser sind auf diese Weise von mir „versiegelt“ worden.

Bei einem nächtlichen Spaziergang erspähte Tura ein Stück Semmel, das allerdings problematisch weit in der Straße lag. Und es zog sie magisch an - aber sie beachtete das „Übertreten verboten“ an der Bordsteinkante. Letztlich bot sich ein Bild, das mich vor Lachen glucksen ließ: Die Hinterläufe waren ebenso wie die Vorderläufe auf den schmalen Steinen der Kante platziert, ihr Körper ganz lang und flach geduckt, der Hintern und der kerzengerade ausgerichtete Schwanz möglichst weit als Gegengewicht nach hinten gereckt, während ihr Hals immer länger wurde - und so balancierte sie kunstvoll auf kleinstem Raum bis sie an die Semmel gelangte.

Auch die Anweisung „Hier“ muss sofort und jederzeit befolgt werden. Und sie lässt sich auch besonders spielerisch und leicht üben und deshalb sollte das Üben auch gleich mit dem jungen Hund in der Wohnung beginnen: Junge Hunde spielen gerne und wenn man ihnen mit einer Spielaufforderung begegnet, hüpfen sie in Spiellaune auf einen zu. Also: „hier“ sagen, hündische Spielaufforderung und das Jungtier bei dem Eintreffen freudig empfangen. Damit ist „hier“ positiv besetzt: Etwas Tolles, Freudiges erwartet ihn. Tura kam nach dieser Vorübung auch draußen zuverlässig, wenn auch zunächst etwas bummelig. Also gab es für das Befolgen der „Hier“-Anweisung immer die besten Leckereien, für die es sich lohnte, ohne nachzudenken loszurennen.

Und wenn der Hund nicht kommt?

Dass es für einen Hund, der - wenn auch nach langem Hin und Her - wieder zurückkommt, keine Strafe geben darf, hat sich mittlerweile herumgesprochen: In der Welt der Hunde ist eine Strafe mit dem konkreten Verhalten verbunden und das konkrete Verhalten - das Kommen! - ist ja keinesfalls zu bestrafen. Auch Verhalten, das von menschlichem Denken geprägt ist, führt zu drolligen Szenen, die für die Umstehenden lustiger sind als für den Besitzer: Wer dem Vierbeiner nachläuft, beginnt ein tolles Spiel, das endlos fortgesetzt und vom Menschen nicht gewonnen werden kann.

Stattdessen habe ich mit Erfolg eingesetzt, was sich aus hündischen Verhaltensweisen ableiten ließ: Man kann mit lautem „hier“-Gebrüll in die entgegen gesetzte Richtung losrennen (vgl. die Anmerkungen über das Sehen der Hunde). Die meisten Hunde folgen sofort, weil der Rudelführer wohl et-

was entdeckt hat, was Aufmerksamkeit verdient - da muss man dabei sein!

Überhaupt ist hündische Neugier eine tolle Motivation: Wenn der Rudelführer sich auf den Boden kauert, sichtlich schnüffelt oder gar mit den Händen scharrt, muss dort etwas Besonderes zu finden sein - also nichts wie hin! Und wenn ein Hund da noch zögert, sollte man mit dem Gesicht wirklich kurz im Gras verschwinden und anschließend den Kopf wieder mit deutlich sichtbaren Kaubewegungen und lautem Schmatzen erheben - jeder Hund wird vor Neid erblassen!

Wie schon geschildert, gibt es auch bei Hunden innere Prozesse, die sie „nichts Sehen und nichts Hören“ lassen - sie sind ganz auf andere Sinnesindrücke orientiert. Als erstes gilt es, diese starke Orientierung zu durchbrechen. Also habe ich mich ins hohe Gras gelegt und unartikulierte Geschrien: Der fremdartige Schrei lässt die meisten Hunde aufmerksam werden (auditive Fokussierung), sie schauen sich um, sind verwirrt, weil der vertraute Mensch weg ist (visuelle Fokussierung). Dann hört er gleich darauf ein „hier“, das ihn neugierig macht, vielleicht sogar in die Spiellaune des Suchens versetzt.

Nun gibt es aber auch drastischere Methoden, eine innere Neuorientierung auszulösen: In „Notfällen“ wirft eine Bekannte von mir das gebündelte Metallhalsband so weit sie kann. Wenn es im Blickfeld des Hundes rasselnd zur Erde fällt, ruft sie aus Leibeskräften „Hier!“ und bisher kam er jedes Mal zurück. Ebenfalls wird immer wieder eine gut verschlossene Metalldose empfohlen, in der sich klappernde Steine oder Schrauben befinden: Wenn sie im Blickfeld des Hundes herunterfällt, sieht und hört er etwas. Wenn man noch kleine Löcher in die Dose macht und Leckereien mit einfüllt, gibt es sogar was zu riechen. Ein anderer Hundebesitzer erzählte mir, er habe bei den größeren Spaziergängen eine Schreckschusspistole dabei, deren Knall zuverlässig bewirke, dass sich der Hund wieder zu ihm orientiere.

Eigentlich würde ich mir wünschen, dass Sie vor solchen Methoden zurückschrecken und lieber mehr Zeit in intensives Üben investieren mit dem Risiko, sich bei einzelnen Hunden letztlich doch einen Dauerfrust einzuhandeln. Ich selbst bin recht zwiespalten, habe ich doch etliche positive Rückmeldungen zu diesen Methoden schon erhalten. Allerdings fröstelt mich, wenn man noch einen Schritt weitergeht und aus erheblicher Entfernung (und damit wohl ohne Verletzungsrisiko) mit dem Luftgewehr nach dem entschwindenden Hund schießt, wie dies ein „Experte“ in seinem Buch beschrieb.

Wenn Sie beschließen, die oben genannten Möglichkeiten zu erproben, nehmen Sie sich bitte unbedingt Zeit fürs Üben ohne Hund: Sie sollten gut werfen können und dürfen keinesfalls den Hund treffen! Das grundsätzliche „Strickmuster“ – zu dem Sie auch eigene Ideen entwickeln können – dürfte jedoch klar geworden sein: Eine massive Fokussierung, die andere Wahrnehmungen einengt, ist erst einmal zu unterbrechen – erst dann kann die Aufmerksamkeit in eine neue Richtung gelenkt werden. Diesen Grundgedanken habe ich auch unter „Ein schöner Zug: die Welt erobern wollen“ zum Ziehen an der Leine beschrieben.

Es gibt inzwischen auch technische Hilfsmittel, um das „Hier“ durchzusetzen: Halsbänder verspritzen auf Knopfdruck ein Duftsekret oder geben einen überraschenden Ton von sich oder ähnliches. Ich selbst setze solche Geräte nicht ein – ich setze eher auf individuell variierte, pädagogische Methoden. Bevor Sie damit eigene Erfahrungen sammeln wollen, prüfen Sie bitte genau, was die Absicht ist, die hinter diesem Gerät steckt: ist „bestrafen für Ungehorsam“ die Absicht (die dann teilweise schmerzhaft – bis hin zu Elektroschocks – umgesetzt wird), handelt es sich um eine Form der „Tierquälerei auf Knopfdruck“.

Weil „Hier“ und „Halt“ zu den wichtigsten Anweisungen gehören, lohnt es sich auch, sie weiter unter „erschweren“ Bedingungen mit dem Hund zu üben. Gute Erfahrungen habe ich damit gemacht, Leckerein auszulegen, die natürlich den Hund ablenken – aber gerade dieser Ablenkung zu widerstehen ist dann die Aufgabe: Der Hund soll zu mir kommen bzw. an der angewiesenen Stelle anhalten. Solche Übungen lassen sich draußen, aber auch in der Wohnung durchführen.

Und nach dem Üben kann gleich weiter geübt werden: Das neue Spiel heißt suchen, aber nicht fressen. Der Hund sucht eine der ausgelegten Leckereien und setzt sich direkt davor hin (oder hat er schon das Anzeigen mit der Pfote gelernt?) – erst aus der Hand des Menschen darf er sie nehmen.

Natürlich können Sie auch ganz andere Fähigkeiten üben. Was Tura an der Bordsteinkante von alleine probierte, um an die Semmel zu kommen, habe ich später immer wieder mal nachts mit ihr gespielt. Und zur Fähigkeit, selbst auf Lösungen zu kommen, kann man einen Hund ja auch spielerisch ermuntern: Für Tura habe ich oft kleine Belohnungen unter Decken, Teppichen, umgedrehten Plastikschüssel, mehreren Klappkisten und ähnlichem versteckt und es machte ihr offensichtlich Spaß herauszufinden, wie man

an die Belohnung heran kommt.

Vergessen Sie bei all dem Üben nicht, die Menge der Belohnung bei der nächsten Mahlzeit abzuziehen!

Aber das Üben lohnt. Nach einem Festessen in großer Runde fragte der Wirt, ob er ein paar Reste für Tura einpacken dürfe. Als er dann kam, verschlug es mir zunächst die Sprache: Offenbar amüsierte ihn die Vorstellung, einen Hund so zu verlocken, dass er alle Erziehung vergisst – er brachte grinsend einen Plastikeimer, fast randvoll mit Fleischresten. Als die erwartete Show anders verlief, schlug seine Stimmung in Bewunderung um: Ich gab Tura einige Häppchen und wies sie an, sich neben den Eimer zu legen. Ich strich mit der Hand über den Eimer und sagte ein deutliches „Nein“ dazu. Dann bedankte ich mich beim Wirt und wandte mich wieder dem Gespräch am Tisch zu. Später gab er zu, dass er noch minutenlang vom Tresen aus den Hund beobachtete – aber Tura lag einfach neben „ihrem“ Eimer. Und als mich auch andere auf diesen Erziehungserfolg ansprachen, war ich richtig stolz auf meine Tura.

Das Band zwischen Hund und Mensch

Auf den vergangenen Seiten habe ich immer wieder von der Automatikleine gesprochen. Ich benutze sie gerne, denn sie lässt eine große Bewegungsfreiheit für Herr und Hund gleichermaßen zu. Weiß ich schon, dass wir längere Zeit nahe beieinander sein müssen, benutze ich auch oft eine verstellbare Lederleine die ich nicht immer festhalten muss, sondern die fast wie von alleine um das Handgelenk liegt - das ist mir dann angenehmer. Diese Lederleine liegt auch immer als Reserve im Auto.

Auch bei den Halsbändern gibt es ja Unterschiede, von schlichten Lederhalsbändern bis zu wahren Folterinstrumenten. Gegen Zerren und Ziehen helfen auch Gurtsysteme effektiv und die meisten sind vor allem für den Hund unbedenklich, weil sie vor allem seine eingesetzte Kraft umlenken.

Würgehalsbänder bin ich noch bereit zu akzeptieren (nutze sie aber aus Überzeugung nicht), weil sie unerwünschtes Verhalten unverzüglich sanktionieren und zwar genau in dem Maße, wie der Hund unerwünscht viel Kraft einsetzt. Das macht durchaus Sinn, allerdings ist es eine Pädagogik der

Strafe, die nicht den Erfolg erwünschten Verhaltens fördert.

Damit ist alles gesagt: Was intensiver auf das Tier einwirkt, ist für mich kein Thema, das in ein Buch über sinnvolle Hundeerziehung gehört.

Tura trägt seit Kindertagen ein einfaches Lederhalsband, an das sie sich schnell gewöhnte. In den ersten Tagen hatte ich den Eindruck, als würde sie es nach dem Anlegen fast stolz tragen - der Muskeltonus wirkte einige Minuten höher, die Rute ebenso, der Kopf erhobener. Nach einiger Zeit stellte ich fest, dass Tura bei allem, was sie tat, durch das Halsband nicht eingeschränkt wurde, und so vergrößerten sich schnell die Zeiten, in denen sie es trug. Ich nahm es ihr nur noch gelegentlich ab, um es oder sie zu säubern. Wer dies so übernehmen möchte, sollte trotzdem täglich nachsehen, ob der Hund unter dem Halsband allergische Reaktionen zeigt oder sich dort gar Parasiten festsetzen.

Als Tura ein halbes Jahr alt war, schien sie das Halsband, das sie ständig trug, gar nicht mehr wahrzunehmen. Ich hatte es recht lose eingestellt, so dass sie es auch wirklich nicht als beengend erlebte, aber doch nicht so lose, dass sich beim Kratzen eine Pfote darin hätte verfangen können. Dann stand ich eines Morgens an einem Bankschalter, Tura lag hinter mir auf dem Boden. Ich spürte eine leichte Bewegung in der Leine und hörte das typische Geräusch eines sich kratzenden Hundes - dann hörte ich ein anderes Geräusch, als wäre etwas zu Boden gefallen, und drehte mich um. Hinter mir saß die kleine Schwarze auf dem Boden, einen Hinterlauf noch zum Kratzen am Hals erhoben, aber mitten in der Bewegung erstarrt, und ihre weit aufgerissenen Augen klebten an dem schwarzen Lederhalsband, das sie offenbar beim Kratzen versehentlich über den Kopf geschoben hatte. Wenn der Anblick eines jungen Hundes so etwas wie Fassungslosigkeit vermitteln konnte, dann war es dieses Bild.

Ich bückte mich hinab, öffnete das Halsband und streifte es ihr über. Jede meiner Bewegungen verfolgten die immer noch weit aufgerissenen Augen, die erst wieder zur normalen Größe zurückkehrten, als ich ihr das Band umgelegt hatte. Sie leckte kurz an meiner Hand und sank mit einem tiefen Schnaufer auf den Boden. Es ist natürlich eine rein menschliche Denkweise, aber der spontane Gedanke, der mich lachen ließ, war, dass sie vielleicht geglaubt hatte, sich einen Körperteil abgekratzt zu haben ...

... und vielleicht ist dieser Gedanke andererseits doch wieder nicht ganz falsch, denn ähnliche Situationen ergaben sich noch ein paar Mal und im-

mer verharrte sie sekundenlang in der Position, die sie zuletzt innehatte, und starrte das Halsband an. Und einmal war ich für diese Reaktion dankbar, denn sie preschte an der früher schon beschriebenen Kreuzung über das Gras plötzlich auf einen Hund auf der anderen Straßenseite zu. Sie beachtete mein „Halt!“-Rufen überhaupt nicht, erreichte fast den Fahrbahnrand, als ich die Leine einrasten ließ und sie förmlich herumgerissen wurde - und das Halsband davonflog. Mir blieb fast das Herz stehen: Jetzt würde sie losrennen - zwischen die Autos! Aber sie blieb sitzen und starrte auf das vor ihr liegende Halsband, so lange, bis ich bei ihr war, meine Arme um sie schlang und sie so festhielt, dass sie keinen Muckser mehr tun konnte - mir fiel ein Stein vom Herzen.

Vielleicht kann sich ein Hund so an das Tragen eines Halsbandes gewöhnen, dass es ihm unangenehm oder erschreckend ist, es plötzlich nicht mehr zu spüren: Diese „Schrecksekunde“ bleibt dem Besitzer, um möglicherweise Schlimmeres zu verhindern.

Rüsteten wir uns für einen Spanien-Urlaub, bekam Tura vor der Abfahrt ein anderes Lederhalsband umgelegt: Es war in einem grellen, gelben Farbton und bildete einen leuchtenden Kontrast zu ihrem schwarzen Fell. So konnte jeder von weitem sehen, dass dieser Hund einen Besitzer hatte. Beim Stil meiner Urlaube schien mir sinnvoll, meinem Hund dieses erkennbare Zeichen zu geben. Auf der Innenseite stand dazu auch meine Handy-Nummer.

Immer wieder wurde ich gefragt, ob ich Tura immer angeleint hielt oder ob sie auch frei laufen dürfe und könne. Sie durfte und konnte. Und andererseits lebten wir immer in der Nähe von größeren Straßen und einige Male verhinderte nur die Leine ein Ausbüchsen. Und wir waren täglich mit Menschen zusammen, von denen ein Teil die offensichtliche Kontrolle über den Hund durch die Leine als angenehm empfand. Also ließ ich Tura nur dann von der Leine, wenn wir weit von Straßen und größeren Menschenmengen entfernt waren. Ich glaube, Tura selbst nahm dies gelassener als manch leidenschaftlicher Verfechter des Freilaufens.

Traten wir aus dem Haus, nahm sie die Leine in den Fang und „führte sich selbst“. Sie lief gerne mit einem Teil der Leine im Fang und nur, wenn es etwas Interessantes gab, ließ sie los. Zuweilen hüpfte sie im Übermut spielerisch um mich herum und schüttelte die Leine, die sie gepackt hatte, als wäre es eine Beute. Ihre Gestik war dabei eindeutig spielerisch und wenn ich nach einem auffordernden Blick und einem kurzen Innehalten mit vor-

gestreckten Vorderpfoten ebenfalls Zeichen von Spiellust imitierte, ging eine wilde Jagd oder ähnliches los. Da sie dabei nicht ernsthaft an der Leine zerrte oder Anstalten machte, sie durchzubeissen (was ein Leichtes wäre), verstand ich nie, was manche Hundebesitzer gegen dieses Spiel einzuwenden haben: Immer wieder habe ich gehört, ein Hund dürfe nicht mit der Leine spielen oder mit ihr herumtoben - zuweilen wird schon das Tragen der Leine im Maul unterbunden.

Eine Leine ist zunächst nichts anderes als ein Strick, um den Hund notfalls zu halten. Sie ist nicht der Ausdruck der Hierarchie im Rudel. Sie ist nicht ein Rangabzeichen, das den Menschen zum Menschen und den Hund zum Hund macht. Führt der Mensch die Leine als Zeichen der Machtverhältnisse ein, wird auch der Hund sie als Zeichen der Machtverhältnisse sehen lernen: Wer die Leine hat, ist Rudelführer. Wenn dann einmal ein Rangeln um die Leine beginnt, ist es nicht mehr die spielerische Rangelei um einen Strick.

Mir liegt es deshalb, die Leine in ihrer einfachsten Bedeutung zu sehen: Sie ist ein Strick, mit dem ich Tura notfalls halten konnte. Also konnten wir auch gemeinsam damit spielen und das änderte nichts in der Hierarchie: Ich als Person beanspruche die Führerschaft im Rudel und dieser Anspruch hat mit mir und nicht mit der Leine zu tun.

Und zunächst ist die Leine für den Hund auch nichts anderes als ein Strick und alle Stricke eignen sich zum Spielen und Kauen. Damit ergibt sich das Problem durchgebissener Leinen. Vielleicht liegt in diesem Problem der Kern dafür, dass manche ihrem Hund alles verbieten, was mit der Leine zu tun hat, weil es ein Ansatz hierarchischer Probleme bedeuten könnte. Nur: Das hierarchische Problem besteht nicht darin, dass der Hund mit der Leine spielt, sondern darin, dass der Rudelführer ihm das Durchbeißen offenbar nicht verbieten kann und sich damit natürlich als Rudelführer in Frage stellt.

Tura durchbiss während und nach dem Zahnwechsel einige Lederleinen. Als ihre Zähne voll entwickelt waren, genügte zwei Bisse und sie war „frei“. In dieser Zeit benutzte ich vor allem kräftige Lederleinen, denn ich hatte den Eindruck, das dünne Seil einer Automatikleine könnte schon bei einem harmlosen Schnapper entzwei sein. Als ich merkte, dass sie offenkundig ohne jedes Schuldgefühl sogar Freude empfand, wenn sie sich auf diese Weise befreit hatte, stellte ich mich auf einen längeren Lernprozess ein, der mich noch einige Leinen kosten würde.

Ich versuchte also, genau den richtigen Zeitpunkt zu erwischen, jene Se-

kunden, in denen sie die Leine passend zwischen die Backenzähne legte, um dann mit einem kurzen „krrrrg“ die Hälfte davon zu durchtrennen. Oft konnte mein „Nein!“ das Schlimmste verhindern, etliche Male wurde ich durch das erste „krrrrg“ aufmerksam und konnte ein zweites verhindern. Die Leine wurde dann in die Sammlung der halbzerbissenen eingereiht, für die künftig schon das erste „krrrrg“ das letzte sein würde.

Bis heute vermag ich nicht für alle Situationen zu entscheiden, ob Tura mich nicht verstand oder ob ein „Ausloten“ der internen Machtstrukturen, Achtlosigkeit oder Nage- und Spiellaune dahinter standen - oder etwas ganz anderes, auf das ich als Mensch vielleicht nie kommen werde.

Turas Verhalten schien über einige Zeit hinweg zumindest zu einem Teil etwas mit der Hierarchie in unserem kleinen Rudel zu tun gehabt zu haben. So erinnere ich mich sehr gut an eine Situation, als wir in einer Besprechung waren. Nach einiger Zeit wurde es ihr wohl langweilig, sie begann unruhig zu werden (hatte sich jedoch erst kurz zuvor erleichtert) und ich gab ihr einen kleinen Knochen zum Nagen, den sie achtlos liegen ließ. Dann hörte ich das leidig-vertraute „krrrrg“ und sah sie an: Sie saß aufmerksam neben mir, ohne Zeichen von Freude, sah mir abwartend direkt in die Augen und auf mein leises Knurren hin erfolgte - mir erschien es in diesem Moment demonstrativ genüsslich-langsam - das zweite „krrrrg“ und die Leine fiel zu Boden. Tura sah mich weiterhin unverwandt an. Das war - fand ich - ziemlich frech.

Zum Glück fand diese Besprechung in einem Kreis von vertrauten Personen statt, die sich schon ein wenig an die Besonderlichkeiten meines Umgangs mit Tura gewöhnt hatten. So konnte ich ihnen in völlig belanglosem Besprechungs-Tonfall sagen, dass ich jetzt gleich zu einem drastischen Erziehungsmittel gegenüber Tura greifen würde und dass sie bitte nicht erschrecken mögen - dann fuhr ich herum und vollzog das Unterwerfungsritual, bei dem mein Kopf knurrend an ihrem Hals lag. Mit aufgerissenen Augen blieb sie regungslos liegen bis ich mich nach der ganzen Prozedur abwandte und wieder Platz nahm. Alles war so plötzlich gekommen, dass sie bis zu diesem Moment immer noch den Leinenstummel im Maul hielt.

Danach war einige Zeit Ruhe, dann entdeckte ich, dass die (neue) Leine halbiert war. Mir wurde dabei deutlicher, dass mich die bisher gewählten Methoden, so hundegemäß sie auch waren, dem Ziel nur schleppend langsam näher bringen würden. Ich überlegte, wie ich das nächste Mal viel-

leicht völlig anders reagieren könnte. Nur kam das nächste Mal schneller als eine gute Idee und so folgte ich in der Situation einem spontanen Einfall, versuchte etwas „auf gut Glück“ - und hatte Glück (und es möge mir niemand erzählen, das Gelingen einer guten Erziehung sei völlig frei von glücklichen Zufällen).

Da ich zu jener Zeit gerade mein neues Auto - einen Kleinbus - kaufte und einige Veränderungen vornehmen wollte, gab es manchen Nachmittag, den ich mit Werkzeugkasten und Hund auf dem Parkplatz verbrachte. Bald bemerkte ich, dass es Tura gut gefiel, an der geöffneten Hecktüre festgebunden zu sein. Oft lag sie am Heck des Fahrzeuges und beobachtete, was sich um sie her ereignete, oft aber zog sie sich unter das Auto in den Schatten zurück und döste. Nach einiger Zeit krabbelte sie wieder hervor, streckte sich, schaute nach, ob ich noch da war - und verschwand wieder.

Ich arbeitete gerade an der Beifahrertür, als plötzlich Tura neben mir auftauchte, meinen Nacken freundschaftlich leckte und mir über die Schulter zusah, wie ich mit dem Werkzeug hantierte. Ich ließ sie absitzen. Einige Sekunden später trübte sich meine Konzentration ein, wie es zuweilen geschieht, wenn einen das ungute Gefühl beschleicht, dass irgendetwas nicht so ist, wie es sein sollte. Aber es dauerte nochmals einige Sekunden, bis ich wusste, was nicht so war, wie es sein sollte: Turas Leine reichte nicht bis zur Beifahrertür.

Ich sah mich um und neben mir saß aufmerksam und freudig meine Tura und an ihrem Halsband baumelte ein kläglicher Rest der Lederleine. Ich war wütend, zumal die Leine keine zwei Wochen alt war. Ich schnappte mir diesen baumelnden Rest, hielt ihn hoch, sah Tura starr an und knurrte. Jegliche Freude wich von ihr und sie zog den Kopf ein und sah weg. Dann führte ich sie am kläglichen Rest dorthin, wo der andere Teil davon hing und mit beiden Teilen und dem Hund daran ging ich ins Haus. Ich ließ sie vor einer Werkbank absitzen und während ich die nötigen Utensilien zusammensuchte, schien sie zu spüren, dass etwas Seltsames folgen würde und ihr Erscheinungsbild glich immer mehr dem bekannten begossenen Pudel.

Und sie hatte auch Recht: Ich suchte passende Niete, Unterlegscheiben, Loch- und Nietzange. Und als alles da war, machte ich mich ans Werk, setzte die Löcher an beiden Teilen, führte die Niete ein ... und Tura erlebte alles aus nächster Nähe mit, denn ich nahm ihr den Leinenstummel nicht ab. Nun war Heimwerken und die damit verbundenen Geräusche nichts

Neues für Tura. Oft hatte sie neben der kleinen Werkbank gehockt und zugeschaut, was ihr Herrchen mit viel Lärm aus ein paar Brettern oder Stangen basteln konnte und zuweilen fielen kleine Naturholzstücke ab, die sie dann zernagen durfte. So war dies alles durchaus vertraut und nicht erschreckend (schließlich ging es mir nicht darum, sie zu ängstigen), aber die Nietzange war ihr doch nicht ganz geheuer, weil sie mit einem lauten „Knack“ die Stifte der Niete abriss. Dann legte ich alles beiseite, betrachtete mein Werk, zog ein wenig an der Leine und freute mich in einer dem Hund verständlichen Weise darüber. Nun änderte sich auch Turas Stimmungsbild wieder.

Es dauerte danach etliche Wochen, bis sie noch einmal eine Leine durchbiss. Und wieder fand die Reparatur auf die beschriebene Weise statt. Vielleicht wurde ihr das Verbot, die Leine durch zu beißen, erst durch diese drastische Maßnahme bedeutsam - dennoch ist mir vieles daran nicht verständlich, aber die Methode hat gewirkt – zumindest bei diesem speziellen Hund.

Möge dies aber bitte niemand zum Anlass nehmen, Nietzangen als Hilfsmittel zur Hundeerziehung einzuführen! Eher kann man daraus ableiten, dass spontane, verrückte Ideen nicht schlecht sein müssen und wir in der Erziehung bei manchem, was wirkt, nicht verstehen, warum.

Auf den Knien durchs Gebüsch?

„Nein, das könnte ich mir nicht vorstellen - mein Hund muss frei mitlaufen, schon alleine, weil sich diese langen Automatikleine ständig um Pfosten und Bäume wickeln oder sich gar kreuz und quer im Gebüsch verheddern“, erklärte mir ein Freund. Stimmt - ich hatte schon schimpfende Hundebesitzer durchs Gebüsch robben gesehen bei dem Versuch, die verschlungenen Wege der Leine nachzuvollziehen. Und die Ansätze dazu kannte ich ja von den ersten Versuchen mit der Automatikleine.

Nun ist es mir aber zuwider, durchs Gebüsch zu kriechen, und ich habe außerordentliches Vertrauen in die Lernfähigkeit von Hunden.

Wenn meine Überlegungen stimmen, dass Hunde untereinander mit kleinen Gesten kommunizieren, sie also „von Natur aus“ visuell solche Gesten im direkten Umfeld wahrnehmen, dann müsste sich ein Hund durch Zeichen

leiten und dirigieren lassen. Zum anderen müsste er irgendwann vielleicht sogar die Leine als die Verbindung zum Rudelführer erkennen können. Die Energie, die manch anderer darauf verwendet, die verhedderte Leine selbst wieder zu entwirren (während sein Schützling freudig - oder gar mit einer gewissen Häme? - daneben sitzt), wollte ich also darauf verwenden, Tura das Lösen (einfacher) Verwicklungen beizubringen.

Bei jedem Spaziergang bot die Vielzahl der vorhandenen Pfosten, Bäume und Laternen einen breiten Spielraum zum Üben, denn natürlich verstand Tura zunächst nicht, weshalb ein Pfosten, der zwischen uns lag, ein Hindernis darstellen sollte. Rief ich schnell ein „Halt!“, stoppte sie gerade noch auf Höhe des Postens. Das war dann eine optimale Ausgangssituation: Mit einer ausholenden Handbewegung beschrieb ich die Richtung, in der sie gehen sollte, und gab die Anweisung „Geh außenrum!“. Da sie direkt neben dem Pfosten stand und ich die Leine gestrafft hielt, blieb nur eine Möglichkeit.

Schwieriger wurde es, sobald sie schon am Pfosten vorbeigelaufen war: Dann konnte sie es ja links oder rechts versuchen. Und regelmäßig sauste sie in der falschen Richtung vorbei und fesselte sich blitzschnell an den Pfosten. Dann saß vor mir ein ratloser Hund in innigem Kontakt zum Pfosten und konnte sich wohl nach eigenem Ermessen nicht mehr rühren. Zunächst beruhigte ich sie erst einmal. Dann gab ich die Weisung „Zurück!“ und weil sie das damals noch nicht beherrschte, schob ich sie einige Zentimeter zurück und ließ sie wieder sitzen. Jetzt hatte sie schon wieder etwas Spielraum gewonnen. Ich kniete neben sie (sie war richtig wach und aufmerksam), begann mit der ausholenden Handbewegung in der erforderlichen Laufrichtung (ihre Augen folgten der Hand), sagte „Geh außenrum!“ und schob sie leicht an. Während sie um den Posten herum die Endphase der ausholenden Handbewegung verfolgte, ging sie in die richtige Richtung. Jetzt hatte sie schon deutlich mehr Spielraum gewonnen (was ja für ein bewegungsfreudiges Tier ein positiver Verstärker ist) und ich ließ sie erst einmal wieder absitzen. Anschließend wiederholte ich dieses Spiel, bis die Verwicklung aufgelöst war. Natürlich ist das eine Geduldsfrage, aber ich bin mir sicher: Der Zeitaufwand hat sich inzwischen „amortisiert“.

Zuhause haben wir weitergeübt, dann allerdings ohne Leine: Da konnte man erst mit einem Stuhl, dann mit einer Tischgruppe alle Richtungen ausprobieren und es machte ihr viel Spaß. Und schon bald verstand sie es, auf meine Handbewegungen zu achten und in dieser Richtung zu laufen. Nachdem sie „außenrum“ problemlos beherrschte, konnte ich ihr meistens schon

rechtzeitig diese Anweisung geben, wenn bei unseren Ausgängen ein Hindernis zwischen uns geriet. Manchmal aber sah sie erst bei meinem Zuruf das Hindernis und schusselte in der falschen Richtung los - mit fesselndem Ergebnis.

In so einer Situation gelang es mir einmal, rechtzeitig „Halt!“ zu rufen - sie hielt und sah (verwundert?) zu mir. Nochmals viel deutlicher als zuvor beschrieb meine Hand in der Luft die Kreisbahn, die sie laufen musste, und ich straffte die Leine, so dass sie direkt spüren konnte, was die falsche Richtung war. Dazu gab ich die Anweisung „Geh andersrum!“ . Sie zog noch einmal in der falschen Richtung, spürte den Widerstand und dann sauste sie - als sei mit einem Mal der Groschen gefallen - in der anderen Richtung um den Pfosten herum. Auch das übten wir an allen möglichen Stellen, oft auch ohne Leine. Auch diese Anweisungen erleichtern das Zusammenleben.

Was wir so geübt haben, hat sich im Laufe der Zeit noch an vielen Stellen weiter verfeinert. Tura schien die Leine als Orientierungshilfe zu nutzen, denn sie drehte schon von alleine um, wenn sie einmal auf der falschen Seite eines Hindernisses vorbeilief. Zugleich kamen diese Situationen bei unseren Spaziergängen kaum noch vor – sie hatte gelernt, auf derselben Seite an einem Hindernis vorbei zu laufen wie ich.

In der ersten Zeit unseres Zusammenlebens fragte ich mich, ob es sinnvoll ist, dem Hund beizubringen, auf einer bestimmten Seite zu gehen. Viele andere Hundebesitzer rieten mir dazu und empfahlen die linke Seite: Dort sei der Platz für den Hund. Dass es auch bei der Kavallerie früher üblich gewesen sei, das Pferd links zu führen, damit die Rechte das Gewehr einsatzbereit halten konnte, wurde dann meist mit Kopfnicken aufgenommen, aber mein Argument, dass ich kein Gewehr besäße, nicht akzeptiert.

Vieles andere erschien mir als weitaus wichtiger und so vernachlässigte ich diesen Punkt. Und es kam, wie es kommen musste: Als ich mit einigen Kisten Material und Tura vom Auto zum Gemeindehaus ging, gelang es ihr, auf den wenigen Metern die Leine anderthalb mal um meine Beine zu ziehen. „Tura“, fuhr ich sie an, denn ich war wütend, hatte sie doch noch nie zuvor eine komplette Runde um mich herum gedreht, „Tura, halt! Geh andersrum!“ Ich konnte keinen Schritt weiter gehen, ohne zu stolpern, konnte aber auch die Kisten hier nicht gut abstellen. Ich stand da und sie sah mich an. „Geh andersrum!“ Ich konnte es eigentlich selbst nicht so recht fassen:

Sie drehte um und ging eine halbe Runde um mich. Ich lobte sie überschwänglich und machte weiter: „Geh außenrum!“ Und sie ging weiter! Schließlich hatte sie mich fast anderthalb Mal umrundet und ich konnte mich wieder frei bewegen.

Seither ist es mir umso mehr egal, welche Seite nun eigentlich die richtige für den Hund sei: Störte sie auf der einen, dirigierte ich sie auf die jeweils andere. Sie befolgte diese Anweisungen unabhängig davon, auf welcher Seite ich die Leine in der Hand hielt. Bewährt hat sich dabei allerdings, dass ich ihr später noch den Befehl „Geh hintenrum!“ beibrachte: So konnte ich mich auch beim Weitergehen darauf verlassen, dass mir nicht plötzlich ein Hund zwischen die Beine geriet.

Wenn nun der Eindruck entstanden sein sollte, dass sich das alles ganz einfach und wie von alleine entwickelt habe, so täuscht dies. Ich muss noch einmal betonen, wie viel Geduld es mich kostete, immer dann, wenn es eben nötig war, ein längeres Üben an einem Pfosten einzulegen. Manchmal war ich versucht, einfach die Leine selbst zu lösen, denn oft saß mir die Zeit im Nacken und manchmal blieb eine Mittagspause auf der Strecke bzw. an Pfosten, Bäumen, ...

Zugleich gilt aber auch die andere Feststellung: Hunde sind von sich aus lernfähig, das heißt, sie lernen eine Unzahl von Sachverhalten, ohne dass der Mensch mit ihnen übt. Tura hat ihr Verhalten bei Spaziergängen weitgehend selbst auf die Leine abgestimmt. Ich selbst hätte den Versuch für zu schwierig gefunden, ihr beizubringen: „Orientiere dich so an der Leine, dass du ihr um Hindernisse, die zwischen uns sind, herum folgst und dich auf der Seite aufhältst, wo ich die Leine trage.“ Das ist ja wirklich ein äußerst komplexer Sachverhalt und doch agierte sie entsprechend. Hier hat Gewöhnung und Lernen durch Versuch und Irrtum stattgefunden und mein Beitrag war, dass ich ihr half, die Irrtümer auf Anweisung zu beheben. Der andere Schritt - die Irrtümer zu vermeiden - ist ihre Leistung gewesen.

Besonders interessant waren für mich dabei Situationen, von denen ich vermutete, dass sie für Tura verwirrend sein müssten: zum Beispiel dass mehrere Bäume, dazu Pfosten von Laternen oder Verkehrsschilder in einem recht kleinen Bereich zusammenstehen. Hier musste sie eine richtige Entscheidung treffen, welches das Hindernis ist, das es zu umrunden gilt. Im Regelfall traf sie ohne langes Zögern die richtige Wahl. Nun kann man spekulieren, dass sie dabei der Leine folgte, indem sie schaute, um welches

Hindernis sie lag und ich hatte in der Tat den Eindruck, dass ihr Blick kurz der Leine bis zum Hindernis folgte. Wenn aber mehr als ein Hindernis zu umrunden war, hatte sie Probleme damit. Sie umrundete den ersten Baumstamm - und dann strebte sie mir zu. Erst mein „Halt!“ und „Geh außenrum!“ ließ sie stocken, dann orientierte sie sich neu und umrundete gleich darauf den zweiten Baumstamm. Der Prozess in ihr schien also nach dem Muster abzulaufen: „Hindernis? - in Richtung der Leine schauen - Aha! Hindernis! - umrunden! - zum Rudelführer!“

Für uns Menschen wäre nach einiger Erfahrung anzunehmen, dass wir weitere Zwischenschritte bedenken: „Ein Hindernis erkannt - gibt es noch eines?“ oder „Leine ab erstem Hindernis weiterverfolgen - wohin führt sie?“. Das sind Zwischenschritte, die einer Überprüfung entsprechen, einem „was wäre, wenn...“ . An der Stelle scheinen die Grenzen der „Denk-Fähigkeit“ von Hunden (oder zumindest von Tura) angesiedelt zu sein. Und andererseits ist es für mich ein schönes Gefühl, ein Lebewesen an meiner Seite zu haben, das zu mehr fähig ist als nur zu Reiz-Reaktions-Mustern.

Wer nun mit dem eigenen Vierbeiner Anweisungen wie „Außenrum!“ und „Andersrum!“ üben möchte, hat dazu natürlich viele weitere Möglichkeiten: Die Hindernisse können im Laufe der Zeit größer werden, so dass nicht nur Pfosten, sondern vielleicht ganze Dickichte umrundet werden, bei denen der Hund für einige Zeit den Blickkontakt zum Rudelführer verliert. Dann habe ich immer darauf geachtet, die nächste Anweisung erst zu geben, wenn wieder Blickkontakt hergestellt war, da sich sonst zwei Anweisungen überlagern: „Außenrum!“ heißt ja, dass der Hund in einem großen Bogen um ein Hindernis herum wieder auf den Rudelführer zukommen soll. Mit-tendrin dann „Hier!“ zu rufen, kann den Hund verwirren, weil „Außenrum!“ noch nicht ausgeführt ist.

Beim Haus meiner Mutter hatte ich Gelegenheit, Tura die Anweisung „Geh außenrum!“ in einer variierten Situation beizubringen. Als Tura und ich im Garten waren, betrat meine Mutter den Balkon im ersten Stock und machte sich bemerkbar. Voller Freude lief Tura bis unter den Balkon und verrenkte sich schier den Kopf und zeigte deutlich, dass sie am liebsten die Hauswand hinaufgelaufen wäre. In dieser Situation kam ich auf die Idee, sie um das Haus herum zur offenen Eingangstür zu schicken (von wo aus sie gewiss den weiteren Weg selbst finden würde). Wenn das gelänge, hätte sie einen fantastischen, positiven Verstärker, der es ihr erleichtern würde, sich die Anweisung in dieser stark abgewandelten Situation einzuprägen. Und

zugleich könnte darin ein wichtiger Schritt für das Lösen relativ komplexer Situationen liegen: Um zu erreichen, was man erreichen will, ist manchmal ein Umweg der einzige Weg. In diesem Fall führte der Weg ums Haus herum, eine Treppe hinauf und quer durch die Wohnung - ein notwendiger Umweg, sofern man nicht fliegen kann.

Also rief ich „Tura, geh außenrum!“ und mit einer ausholenden Bewegung beschrieb ich in der Luft die Richtung, in der sie laufen sollte. Sie erstarrte in ihrer Bewegung und sah mich sekundenlang an. Ich wiederholte nochmals die Anweisung. Vielleicht hätte es auch gar nicht geklappt, hätte nicht meine Mutter vom Balkon her gesagt: „Ja, Tura, komm zu mir.“ Tura sah nach oben, ich wiederholte noch einmal und plötzlich raste sie los, verschwand hinter dem Hauseck - und einige Sekunden später tauchte das schwarze Bündel vor Freude quietschend auf dem Balkon auf. Zum Glück hat das Haus mehrere Eingänge, so dass wir noch am selben Tag dieses tolle Suchspiel etliche Male wiederholen konnten.

Und dann kam der Tag, an dem ich feststellte, dass Tura offenbar etwas anderes gelernt hatte, als ich wollte! Sie schien zwei Möglichkeiten zu unterscheiden: Ging sie an der Leine, so orientierte sie sich bei dieser Anweisung vorrangig an der Leine und folgte ihr mindestens um das erste Hindernis. Ging sie frei, achtete sie auf die Handbewegungen und folgt diesen. Brachte ich beide Fälle durcheinander, reagierte sie konfus: Wollte ich die angeleinte Tura um etwas herumschicken, lief sie richtig um das Hindernis - dann orientierte sie sich an der Leine, drehte um und kam zurück.

Offenbar hatte sie eine Unterscheidung vorgenommen, die ich zunächst gar nicht bemerkte. Dass ich selbst zunächst das Unterscheidungsmerkmal „mit bzw. ohne Leine“ gar nicht wahrnahm, während Tura schon ihr Verhalten darauf abgestimmt hatte, finde ich faszinierend, weil es einen Blick in das Lernen eines Lebewesens ermöglicht, dessen Spezies eben gerade durch diese Fähigkeit zu einem so vertrauten Begleiter des Menschen werden konnte.

Wer nicht von der überraschenden Lernfähigkeit von Hunden überzeugt ist, wird in ähnlichen Situationen möglicherweise verärgert reagieren, weil der Hund die Anweisung nicht sofort befolgt, sondern unsicher, zögernd, ratlos verharrt und darauf wartet, dass der Rudelführer „sich richtig ausdrückt“ (also ihn nicht mit Leine in falscher Richtung um ein Hindernis schickt). Und manchen kränkt vielleicht sogar die Vorstellung, der Hund habe mit seiner Lernfähigkeit Unterscheidungsmerkmale zwischen Situationen erkannt, die

uns, dem Menschen, entgangen sind - er hat vielleicht „weitergelernt“ und dabei mehr Einzelinformationen aufgenommen, als wir dachten und wollten, und erst das Zusammenkommen aller notwendigen Einzelinformationen definiert für den Hund eine eindeutige Situation.

Das zu erkennen, bevor ein Missverständnis daraus entsteht, das den Rudelführer verärgert (eine Reaktion, die den Hund in diesem Moment noch mehr verunsichert), erfordert Einfühlungsvermögen - und die Bereitschaft zu akzeptieren, dass Hunde nicht nur auf eine einzelne Information - die Anweisung - reagieren, sondern lernen können zu unterscheiden, in welchen komplexeren Zusammenhängen die selbe Anweisung zu unterschiedlichem, aber jeweils sinnvollem Verhalten führen muss.

Diese Fähigkeit zu unterscheiden, also die Zusammenhänge zu erkennen und in sinnvolles Verhalten einzubeziehen, habe ich bei der Anweisung „Hoch!“ mit Tura ausprobiert. In dem früher schon dargestellten Sinn wies „Hoch!“ Tura an, eine Treppe hinaufzusteigen. Was aber, wenn keine Treppe da ist? Ein erster Schritt war, diese Anweisung mit dem Sprung auf ihr Sofa in Verbindung zu bringen: „hoch“springen. Weil Suchspiele sie leidenschaftlich begeisterten, habe ich die kleinen Leckereien, zu denen ich sie quer durch die Wohnung mit Worten dirigierte, manchmal auf etwas Erhöhtes - einen Stuhl, einen Tisch, ein Regal - gelegt. Zuerst war sie völlig ratlos, als sie „Hoch!“ hörte - hier gab es doch weder eine Treppe noch ein Sofa! Dann hob ich sie an den Vorderläufen bis zur Oberkante einer Kommode und sie sah den Leckerbissen und wusste fortan, dass „Hoch!“ auch die Bedeutung haben konnte, sich auf den Hinterläufen aufzurichten.

Aber zum Glück sind nicht nur Hunde fähig, zufällig kleine Unterschiede in komplexeren Situationen zu bemerken: Bei Tura fiel mir auf, dass sie gleich viel aufmerksamer, wacher und freudiger wurde, und dass sie vor allem alle Anweisungen zügig ausführte, wenn ich die Linke in die Hosen- oder Jackentasche steckte. Ist das der Unterschied, der den Unterschied zur Alltagsanweisung ausmachte? Hatte sie „gelernt“, dass wir „üben spielen“, sobald meine Hand dort in der Tasche nach Belohnungen sucht, während ich Anweisungen gebe? Ob sie mir wohl übelnahm, dass ich das entdeckt hatte und es zuweilen für meine Zwecke einsetzte?

14. Weitläufige Reviere

Ein weites Revier

Unsere kleinen Spaziergänge in der näheren Umgebung waren meist nur einige Minuten lang. Doch Tura war fast den ganzen Tag mit mir unterwegs, auch wenn immer wieder längere Phasen dazwischen lagen, in denen sie döste. Mein Beruf – in Ulm als Diakon, später als Referent und Trainer – brachte es mit sich, dass ich Erledigungen an unterschiedlichen Orten durchführen musste und in vielen Fällen bereitete es keine Probleme, wenn Tura mitkam. So wurde aus dem kleinen, überschaubaren Bereich rund um die Wohnung plötzlich ein weitläufiges Revier, dessen einzelne Bereiche durch das Auto verbunden wurden: Tura kannte sich in den Gemeindegäusen und in der Kirche aus und zeigte auch auf den umliegenden Grünflächen allen anderen Hunden, dass sie dies als Teil ihres Reviers ansah. In den letzten Jahren galt dies für manches Bürgerzentrum, Schulumrichtungen oder andere Räumlichkeiten, in denen ich Seminare abhielt.

Die Menschen, die in diesen Häusern ein und aus gingen, akzeptierte sie und den meisten, die sie dort schon öfters gesehen hatte, begegnete sie mit allen Zeichen freudigen Wiedererkennens. Dabei wurde mir vor allem früher, als ihre Sehkraft noch besser war, deutlich, dass sie stark visuell orientiert war, das heißt, viel über die Augen aufnahm: Sie erkannte zum Beispiel zuverlässig Menschen, die außen an der Glasfassade vorbeigingen. Reagierten Menschen freundlich auf sie, schien dies ihre Gedächtnisleistungen zu bestärken, so dass es zuweilen zu peinlichen Situationen kam: Tura sprang mit großer Freude auf jemanden zu und erst in einem beginnenden Gespräch dämmerte mir wieder, wann und wo wir dieser Person schon früher einmal begegnet waren ... - was das Wiedererkennen von Menschen nach einer ersten, flüchtigen Begegnung anging, schien sie mir überlegen.

Ich vermute, dass diese Fähigkeiten besonders bei Hirtenhunden angelegt sind, die ja zum Teil überraschend präzise die Tiere ihrer Herde kennen. Ebenso ist die starke Orientierung auf die Sehfähigkeit ebenfalls bei der Arbeit an der Herde wichtig – der Hund muss erkennen, wann sich ein Tier von der Herde entfernt, um es rechtzeitig zurückzutreiben. Würde er es nicht sehen, sondern erst später der Fährte folgen, würde das ziemlich

chaotisch enden. Vergleichbares findet man aber auch bei solchen Jagdhundrassen, die darauf gezüchtet sind, das Wild mit dem Auge zu verfolgen (im Gegensatz zum Jagdhund, der der Fährte des Wildes mit der Nase am Boden folgt).

Sicher war Turas Sozialverhalten gegenüber Menschen durch die Begegnungen, die sich vom ersten Tage an durch ihr Leben zogen, maßgeblich bestimmt. Ich glaube, es ist ein schlimmer Fehler, einen Hund erst dann zu anderen Menschen mitzunehmen, wenn er erzogen ist. Zu seiner Erziehung gehört die Begegnung mit Menschen und je früher man damit beginnt, umso selbstverständlicher wird sich ein Hund auf die unterschiedlichen Situationen einstellen können. Vor allem wird er sich darauf einstellen, dass es ständig wechselnde Situationen gibt. Ein Hund, für den neue Situationen etwas Seltenes sind, wird sehr viel schneller nervös oder ängstlich oder gar aggressiv reagieren, möglicherweise nur, weil das Neue der Situation ihn irritiert.

Tura war vom ersten Tag an dabei: bei Gruppentreffen, bei Besprechungen, bei Einkäufen, in Gaststätten, in Jugenddiscos, auf Jahrmärkten. Ja, gerade an diese tumultösen Orte führte ich sie immer wieder mit Bedacht, denn es ist schon eine Leistung für einen Hund, ein solches Durcheinander von Gerüchen, Anblicken und Geräuschen ohne sonderliche Nervosität zu überstehen und gelassen durch das Gedränge der Menschen mitzugehen. Dabei sollte der Rudelführer sorgfältig darauf achten, besonders hektische Orte dem Hund nur eine überschaubare Zeit zuzumuten. So gewöhnte sich Tura an unterschiedliche Orte und erlebte, wie ihr Rudel zu Fremden und Bekannten Kontakt aufnahm, oder sie unbeachtet ließ. Oder auch, wie man mit Vorsicht reagiert und wie man aggressive Menschen erkennt.

Dass sie diese Unterschiede offenbar erkennen konnte und - nachdem sie das Alter dafür hatte - auch diesen Unterschieden gemäß agieren konnte, zeigte sich bei einer Jugendveranstaltung. Einer der Jugendlichen fühlte sich ungerecht behandelt und angespornt durch seine Clique neben ihm wurde er im Überschwang der Emotionen laut, gestikulierte aggressiv und kam mir dabei näher. Ich stand ihm direkt gegenüber und wollte abwarten, bis er alles „losgeworden“ war, um dann möglichst einen anderen Umgangston in das Gespräch zu bringen, als plötzlich neben mir ein dumpfes Grollen zu hören war. Der Jugendliche wurde blass, bat mich, nur nicht den Hund loszulassen, während schon alleine der Umschwung der Stimmen Tura veranlasste, sich die Schnauze zu lecken und sich zu setzen, als wäre nichts gewesen. Sie hatte sich - wie es sich für einen Hund von über einem

Jahr Alter gehörte - in die Belange des Rudels eingemischt. Deshalb bestätigte ich ihr nur, dass jetzt „Alles ok“ sei und sie in der Sitzhaltung bleiben solle. Ich sah keinen Grund, gar mit ihr zu schimpfen. Bei einer anderen Gelegenheit einige Tage später begrüßte sie diesen Jugendlichen freundlich.

Möglicherweise assoziierte sie zum Ablauf dieses Zwischenfalles ein hündisches Konfrontationsritual: Zwei Rudel stehen sich gegenüber, einer der Fremden ist besonders laut, führt Scheinschnapper gegen den eigenen Rudelführer aus, der ihm unbeweglich und vielleicht etwas aufrechter und steifer als sonst mit ständigem Blickkontakt gegenübersteht - da sind viele menschliche Gesten dabei, die eine Entsprechung in der Körpersprache der Hunde haben.

Dass es eine solche Entsprechung gibt, sollte der Rudelführer wissen und - bei aller Engagiertheit, die ihn vielleicht überkommt - beachten, dass Hunde schneller als wir Menschen tötlich einschreiten. Und ebenso sollten alle in einer Familie wissen, dass ein heftiger Streit auch ohne Tötlichkeiten eine Fülle von Signalen beinhaltet, die Hunde normalerweise nur gegen Feinde von Außen einsetzen: Der Hund kommt in einen Zwiespalt, den er mit dem gesund entwickeltem Sozialverhalten eines Hundes nicht lösen kann.

Andererseits kann Tura erkennen, ob ein Verhalten aggressiv ist oder ob ein Versehen passiert. Bei einer anderen Gelegenheit trat ein ausgewachsener, recht großer Mann einen kleinen Schritt nach hinten - er ahnte nicht, dass dort gerade Tura vorbeilief. Er trat ihr so auf die Pfote, dass sie wirklich aufschrie - und alle Umstehenden starrten auf den Hund, der erst noch einen Humpelschritt ausführte. Dann fuhr sie herum und zur Verwunderung aller leckte sie dem Mann die Hand ab (und ich freute mich, dass er diese versöhnliche Geste gleich mit Streicheln beantwortete). Diese und ähnliche Reaktionen Turas erlebt zu haben, bestätigte mich darin, einen Hund mit besonders geringem Aggressionspotential zu haben.

Natürlich ist es eine grobe Verallgemeinerung, wenn ich sage, Tura sei allen Menschen gegenüber gleichermaßen freundlich gewesen. Sie hat durchaus Unterschiede gemacht: Einige beachtete sie gar nicht, auch wenn sie unbedingt Kontakt aufnehmen wollten - andere begrüßte sie freundlich, teilweise mit deutlichen Zeichen des Wiedererkennens - wieder anderen wich sie nicht von der Seite. Sie machte also durchaus Unterschiede.

Und dann gab es noch eine Handvoll Menschen, bei denen die Begegnung immer überschwänglich ausfiel. Dazu gehörten Toni und Merche, eine Stu-

dienkollegin und meine Mutter. Aber selbst diese überschwänglichen Begrüßungen verblassten im Vergleich zu dem, was geschah, wenn mein Freund Matthias erschien. Mit Matthias verbindet mich seit über zwanzig Jahren eine Freundschaft, die gemeinsame Motorradausflüge ebenso umfasst wie enge Zusammenarbeit in vielen beruflichen Bereichen. Entsprechend häufig begegnen wir uns, manchmal auch mehrfach an einem Tag. Und jedes Mal – auch mehrfach am Tag – quietschte und hüpfte Tura vor Vergnügen, warf sich ihm zu Füßen und drehte begeistert Runden um ihn und alle Anwesenden ... – und dann begann alles von vorne. War es irgendwie nicht möglich, gleich zu ihm zu gelangen, begann sie, melodios zu heulen, bis er bei ihr war. Sie kannte nicht nur seine Stimme und reagierte darauf, sie erkannte auch seine Fahrzeuge vom Aussehen her und auch vom Klang. Obwohl er seit dem Jahr 2000 nicht mehr in einem weißen Transporter zu einem Treffen gekommen war, reagierte sie sofort, wenn ein solches Fahrzeug anhielt, während wir irgendwo warteten: Sie musste unbedingt nachschauen, wer der Fahrer war.

Eine Frau, die solche Begrüßungen einige Male im Rahmen eines Gremiums miterlebte, meinte zu mir, Tura würde ihr immer in Erinnerung bleiben als der Hund, der vor Freude tanzen und singen konnte. Das ist ein schönes, zutreffendes Bild. Ich weiß, dass ich den Schritt zur Vermenschlichung hin tue, wenn ich sage, Matthias sei vom ersten Moment an die große Liebe ihres Lebens gewesen – aber mir fallen keine anderen Begrifflichkeiten ein, wenn es darum geht, diese ganz eigene Beziehung zu beschreiben. Ich weiß nicht, ob mein menschliches Wort „Liebe“ die Gefühle richtig beschreibt, die in diesem Moment aus Tura herausbrachen. Das ist mir aber auch gar nicht sonderlich wichtig. Viel wichtiger ist, was ich daraus gelernt habe: Ein Hund hat ein ganz eigenes Gefühlsleben, wirklich in dem Sinne, wie wir „Gefühle“ verstehen. Das ist nicht abhängig von Würstchen, Belohnungen oder besonderer Zuwendung – all das hat sie von anderen weit mehr bekommen als von Matthias - , sondern Gefühle entstehen einfach aus sich heraus und wollen sich ausdrücken.

Andere trauen keinem Hund, keinem Tier tiefer gehende Gefühle zu. Erik Zimen schildert einen durchaus ähnlichen Fall, in dem sich ein Hund für ihn entschieden hatte (sicher wäre Zimen schon mit dem Wort „entschieden“ nicht einverstanden). In der Sprache des Forschers wurde er damit für den Hund zum „bevorzugten Bindungsobjekt“. Dies sind sachlich-nüchterne Worte: „bevorzugtes Bindungsobjekt“. Fachjargon, der hinter objektivie-

renden Wissenschaftsworthülsen verbirgt, dass er keine andere Erklärung für dieses Verhalten hat, als das, was ich dem Laien verständlich mit „Tura liebte Matthias“ ausdrücke.

Vielleicht schwingt in diese Form wissenschaftlichen Denkens und Redens die Angst unserer Gesellschaft mit hinein, dass der Mensch nicht mehr in dem Maße Mensch wäre, fände man bei einem Tier, was wir lieber nur uns selber zurechnen – sei es nun Seele, Bewusstsein, Intelligenz oder Gefühl (ein Gedanke, den ich auf den ersten Seiten mit Worten des Philosophen Gaita beschrieb). Damit wird aber ein Teilbereich möglicher Erklärungen für tierisches Verhalten von vornherein ausgeblendet, obwohl doch Wissenschaft sachlich, nüchtern und objektiv *alle* Erklärungen für ein Phänomen überprüfen soll. Mein Vorwurf: Diese Vorgehensweise ist unwissenschaftlich.

Erinnern Sie sich noch einmal an das, was ich zum Aufbau des Gehirns im Kapitel „Das kommt mir Spanisch vor ...“ gesagt habe. Durch die enge Vernetzung mit den beiden anderen Gehirnen kann unser Großhirn auch auf unsere „tierischen“ Gehirne zurückgreifen. Wenn es nicht um spezielle Denkleistungen des Großhirns geht, geschieht dies auch ständig - wir reagieren aus dem Kleinhirn heraus, das uns mit allen Säugetieren verbindet. Prof. Temple Grandin fasst dies zusammen: „Deshalb sind Tiere dem Menschen oft so ähnlich: Sie *sind* wie Menschen

Wir dürfen also durchaus, vor allem, wenn es um Gefühle geht, von uns Menschen auf Tiere schließen, wenn wir dabei vorsichtig im Blick behalten, dass wir zwar ähnlich, aber nicht gleich sind. Ich darf also, will ich einerseits nicht in objektivierende Worthülsen verfallen, andererseits aber doch die Tiefe einer Regung verständlich machen, davon sprechen, dass Tura meinen Freund Matthias wohl liebte (wenn ich in Gedanken dazusetze, dass sich dieses Gefühl in einem Hund wahrscheinlich ganz anders anfühlt mit ganz anderen Konsequenzen als in einem Menschen).

Man kann in Gedanken sogar noch weiter gehen - und einige Untersuchungen legen dies sogar nahe: Diese Untersuchungen zeigen, wie leicht unser Großhirn „auszutricksen“ ist - es „verdreh“ die Wirklichkeit so, dass sie für uns angenehmer, akzeptabler, ... ist bis hin dazu, dass störende Elemente unserer Erinnerung gelöscht und andere sogar erfunden werden. Das bringt manche Wissenschaftler zu der Vermutung, dass wir unser Großhirn in erheblichem Ausmaß zum Rationalisieren nutzen: Nicht Denkprozesse leiste es dann, sondern es suche vor allem die stimmigen Argumente, die

zu unserem Willen und Wünschen passen. Dem folgend kann man also sagen: Unser tierisches Kleinhirn regiert uns und unser Großhirn ist verzweifelt bemüht, die Illusion zu erhalten, wir seien mehr als ein Tier. Ich stoße zwar immer wieder auf Indizien, dass viel Wahres in dieser Sichtweise liegt, aber ich teile sie nicht ganz. Sagt mir mein Großhirn.

Weil ich also davon ausging, in Tura ein gefühlvolles Wesen vor mir zu haben, reglementierte ich Begegnungen mit Matthias kaum durch Anweisungen. Es war meine Entscheidung, dass ich Gehorsam hinter meinen Respekt vor diesen großen Gefühlen zurückstellte. Trotzdem galt eine Anweisung auch dann: Im Frühjahr 2004 wartete Matthias vor einem Ulmer Bürgerzentrum auf uns und als ich die Heckklappe öffnete, sah ihn Tura über den ganzen Vorplatz hinweg sofort. Und natürlich wollte sie zum ihm! Da nichts dagegen sprach, ließ ich sie laufen.

Und genau in dem Moment, als sie langgestreckt losjagte, sah ich aus den Augenwinkeln einen Radfahrer um die Ecke kommen und unheimlich schnell über den Platz sausen direkt in die Bahn Turas hinein. Ich schrie „Halt“ und Tura zeigte eine schulbuchmäßige „Vollbremsung“ – der Radfahrer, der durch meinen Ruf auch erschrak, schoss mit einem Schlenker etwa einen Meter vor dem stehenden Hund vorbei. Tura sah ihm nach, dann drehte sie den Kopf zu mir, als wolle sie unsicher fragen: „Kommt noch was?“ Als ich dann „Los, lauf“ sagte, setzte sie den Spurt zu Matthias fort. Dies zeigte aber: Dass ich die Begrüßungen nicht wesentlich reglementierte, hob nicht den Gehorsam gegenüber dem Rudelführer auf – sonst wäre es fatal geworden.

Wenn es Ihnen zu weit geht, von einem Hund zu denken, er habe ein eigenes, uns Menschen nicht immer nachvollziehbares Gefühlsleben (auf das man gar noch in manchen Situationen Rücksicht nehmen sollte!), so behalten Sie dies vielleicht einfach als Denkmöglichkeit in Erinnerung: Ihr Hund bringt Sie vielleicht eines Tages in Situationen, in denen Ihnen dies als die wahrscheinlichste Interpretationsmöglichkeit erscheint. Mir haben die Erlebnisse mit Matthias einen Hinweis darauf gegeben, dass Hunde nicht nur Schmerz und Trauer, Aggression und Freude in dem bekannten Maße empfinden und ausdrücken können, sondern dass es da wohl eine tiefere Dimension gibt, die zu kommunizieren uns leider nicht möglich ist.

Begegnungen mit anderen Hunden

Tura hatte immer viel Kontakt zu anderen Hunden, vor allem in der Zeit, als wir in Ulm wohnten. Hier kannten wir bald Hunde, die uns bei Spaziergängen begegneten, oder die in der Nähe von Einrichtungen der Gemeinde ihr Zuhause hatten. So gab es bald feste Freundschaften und jeder Besuch in einem der Gemeindehäuser musste damit schließen, dass die Stellen abgegangen wurden, an denen die Freunde ihren aktuellen Duft hinterlassen hatten – und vielleicht traf man sie ja sogar persönlich.

Vereinzelt wurden Kinder durch die Anwesenheit Turas in Gruppen sogar ermutigt, den eigenen Hund mitzubringen. So leitete ich einige Zeit eine Kindergruppe, die aus vier Mädchen und zwei Hunden bestand. Die Familie dieses Hundes war zunächst verwundert, dass ich andere als die üblichen Anweisungen gab, gehörte aber später mit zu den ersten, die selbst mit gutem Erfolg von den aggressiv klingenden Ein-Wort-Sätzen abwich.

Zu dieser Zeit hatten beide Pfarrer der Gemeinde ebenfalls einen Hund, den sie jedoch – vielleicht auch sehr bewusst – als Partner für die Freizeit behandelten. Zu einem baute Tura einen guten Kontakt auf und vor allem in den Sommermonaten gab es manche Dienstbesprechung, die bei geöffneten Türen stattfand, so dass die Hunde jederzeit aus dem Garten ins Haus kommen konnten, um nach uns zu schauen. Auch hier klärte Tura die Hierarchie im Spiel und bei jedem Besuch begann erst eine wilde Jagd durch den Garten. Der etwas stämmige Retriever war nicht ganz so wendig wie Tura und einige Male erlebte ich ähnliche Szenen, wie ich sie bei der Aufzählung von Spielen über einen Neufundländer berichtet habe: Tura drehte eine Runde ums Haus, dann stellte sie sich so vor ein Gebüsch bei der Garage, dass der Verfolger sie schon zu haben glaubte – bis sie einen Schritt zur Seite trat, interessiert betrachtete, wie ein heller Hund im dunklen Grün verschwand, und dann wieder losrannte. Hier war auch einer der Orte, wo sie immer wieder die Spielsachen des anderen Hundes und seine Kauknochen einsammelte und mir eines nach dem anderen ins Besprechungszimmer brachte: „Pack das mal ein – das nehmen wir mit!“ Und obwohl es sein Revier war, trottete der andere – ein rundherum gutmütig-freundlicher Hund - etwas bekümmert hinterher.

Auf einer Wiese begegneten wir immer wieder bei Spaziergängen Hunden und Hundebesitzern, die wir nach einiger Zeit schon kannten. Während Tura mit den Hunden heruntollte, unterhielten wir uns am Rand der Wiese.

Auf dieser Wiese kam es dabei nie zu Problemen, aber aus Gesprächen weiß ich, dass das nicht immer so ist. Zum einen gibt es einfach Hunde, die sich offenbar unsympathisch finden – das hat zuweilen überhaupt nichts mit Hierarchie oder einer anderen, erkennbaren Ursache zu tun. Zum anderen entsteht natürlich auf so einer Spielwiese auch eine Art Rudel – und sei es nur für regelmäßige Viertelstunden -, das nach einer hundegemäßen inneren Struktur sucht. Diese Struktur mag über einige Zeit stabil sein, aber da die Hunde ja älter werden, verändern sich auch die Rollen, die sie in einem Rudel einnehmen wollen: Der eine wird so alt, dass er seine Führungsposition abgeben muss, ein junger versucht nach einigen Monaten, einen höheren Rang einzunehmen. In der Regel werden solche Veränderungen gerade auf einer Spielwiese auch spielerisch ausgetragen: Der ältere ist halt nicht mehr so schnell, der jüngere kann im Wettrennen jeden anderen einholen.

Aber es gibt auch Fälle, in denen das eben nicht so einfach geschieht. Aus eigener Erfahrung weiß ich, dass es den Hundebesitzern eigentlich recht angenehm ist, wenn der Hund einmal richtig toll toben kann, während man selbst zuschaut und dabei manch angeregtes Gespräch entsteht. Damit aber geben die Menschen den Anspruch auf Rudelführerschaft auf – was man auch durchaus darf, denn auch in einem Hunderudel gibt es Freiräume für gelöstes Spielen. Wenn man nun aber merkt, dass sich Auseinandersetzungen durch das Spiel ziehen, ändert es die Situation aus Sicht der Hunde, wenn die Menschen plötzlich mitspielen: Jetzt ist die Spielwiese nicht mehr „neutrale Zone“, in der eine ganz eigene und nur hier gültige Hierarchie entstehen kann – jetzt sind die Rudelführer dabei und in gewisser Weise klärt dies manche Rangelei.

Hunde nehmen es auch freudig auf, wenn die Menschen aktiv mitspielen. Natürlich müssen die Spiele etwas variiert werden, damit wir tatsächlich mitspielen können. Bei wilden Laufspielen können drei oder vier auf der Wiese verteilte Personen ja jeweils ein paar Meter mitrennen oder den Weg versperren, sobald ein Hund angerannt kommt. Beim Ziehen an Stöcken können die Menschen auch mitmachen und ebenso kräftig rempeln, schieben und drängen, wie es Hunde tun – und es hat auch einen ganz eigenen Reiz, wenn man dieses Spiel eben nicht nur mit dem eigenen Hund spielt, sondern plötzlich von fünf, sechs oder mehr vierbeinigen Rabauken umringt ist, die einem alle den Stock entreißen wollen. In jedem Fall sind aber die Rudelführer mittendrin, die geklärte Hierarchie ist nie ganz aus dem Spielbereich verschwunden.

Ja: die Hierarchie lässt sich ganz spielerisch sogar verstärken! Wenn alle Hunde abliegen (schon das ist eine Leistung) und nur einer eine bestimmte Übung vormacht, die die anderen dann nachmachen, ergibt sich eine ganz spontane Übungsstunde, in der mal der eine, mal der andere Hundehalter eine Übung vorstellt und die anderen sie der Reihe nach ausprobieren. Dabei kommen einem immer wieder neue Ideen und auch für die Hunde ist es fordernd und spannend. So kann auch der Empfang neuer Hunde auf der Spielwiese von den Rudelführern vorbereitet und mit einer improvisierten Übungsrunde ins Spiel übergeleitet werden.

Nun klingt das so, als habe Tura sich immer und ausschließlich gut mit anderen Hunden vertragen. Eine Erklärung könnte dann heißen, dass sie nur ein geringes Dominanzstreben hatte. Das war aber nicht so: Bis sie sieben oder acht Jahre alt war, war sie erst zufrieden, wenn alle anderen taten, was sie wollte – aber sie erreichte es spielerisch.

In den späteren Jahren spielte Tura zunehmend nur noch mit jüngeren Hunden. Das Spiel mit erwachsenen, in dem auch die Hierarchie geklärt worden wäre, mied sie – sie mied aber auch die offene Auseinandersetzung, sondern setzte einem anderen Hund nur jeweils ganz konkrete Grenzen: Sie knurrte, wenn er sie nach ausgiebigem gegenseitigen Schnüffeln nicht in Ruhe ließ oder wenn er sich unserem Auto näherte oder ähnliches. In eine Auseinandersetzung ließ sie sich nicht mehr ein, sicher auch im Bewusstsein der allmählich nachlassenden Kräfte. Dies unterstrich eindrucksvoll, dass Hunde nicht einfach ihre Kräfte miteinander messen, um auf diese Weise die Rangfolge zu klären. Ein Hund hat offenbar eine gewisse Vorstellung von den eigenen Möglichkeiten und schätzt dem gegenüber den anderen Hund ein: Hat er den Eindruck, der andere sei ihm klar überlegen, meidet er eine Konfrontation (was in der Regel heißt: er akzeptiert, dass der andere einen höheren Rang einnimmt, und zeigt dies in seinem Verhalten). Fühlt er sich selbst überlegen, erwartet er ein entsprechendes Verhalten vom anderen.

Problematisch werden die Fälle, in denen zwei Hunde, die sich und den anderen jeweils als fast gleichstark einschätzen, zusammentreffen oder einer der beiden Hunde sich maßlos überschätzt. Hier haben wir es also wieder mit einer Art Selbstbild und Fremdbild zu tun – sich selbst (und andere) in einer bestimmten Weise wahrzunehmen und sich entsprechend auch präsentieren zu wollen, scheint Hunden geläufig zu sein: Wirkt ein Hund überzeugend dominant, wird er von anderen als überlegen akzeptiert, auch

wenn er „objektiv gesehen“ schwächer ist – gehörte Chula vielleicht zu den Hunden, die einfach bis ins hohe Alter überzeugend dominant wirkten?

Auch wenn nun eine Auseinandersetzung in den genannten Fällen wahrscheinlicher wird, ist das noch kein Grund zum Eingreifen: In der Regel handelt dabei um eine schnelle Abfolge von imposanten Drohgebärden, die für uns Menschen aber recht erschreckend wirken. Ziel der Hunde ist es in diesem Stadium jedoch nicht, sich gegenseitig ernsthaft zu verletzen – sie wollen den anderen beeindrucken, indem sie ihm demonstrieren, was sie mit ihm machen könnten. Die überwiegende Mehrzahl solcher Auseinandersetzungen endet damit, dass einer der beiden die Überlegenheit des anderen anerkennt und sich entsprechend verhält. In wenigen Fällen – ich vermute, vor allem wenn sich einer der beiden maßlos überschätzt präsentiert – eskaliert die Konfrontation und es kann zu Verletzungen kommen.

Während Tura also bis in die Lebensmitte hinein die direkte Konfrontation mied, indem sie in wilden Spielen die Hierarchie klärte, nutzte sie in späteren Jahren zwei andere Tricks: Zum einen ließ sie die Hierarchiefrage offen und unterband nur einzelne, konkrete Verhaltensweisen anderer Hunde. Zum anderen konnte sie die Hierarchiefrage offen halten, indem sie in meiner Nähe blieb und damit offenbar zum Ausdruck brachte: „Hier ist die Hierarchie klar: Wolfgang ist Rudelführer!“

Turas Verhalten wich nur in zwei Fällen von dem geschilderten ab: Die eine Ausnahme hatte mit unseren Kindern zu tun (darauf werde ich noch kommen), die andere bildeten Huskys. Wenn sie einen Husky sah, wurde sie zur Furie. Das waren zugleich die einzigen, ernsthaften Auseinandersetzungen, bei denen ich dazwischen gehen musste (später wusste ich um dieses Problem und hielt sie rechtzeitig zurück). Ich gehe davon aus, dass es sich bei diesen blitzschnell ohne Ankündigung vorgetragenen Attacken um so genannte Ernstkämpfe ging, bei denen binnen kurzem Blut geflossen wäre, hätten wir die Tiere nicht trennen können.

Nun wohnte aber in unserer Nähe ein junger Mann mit einer gleichaltrigen, erzogenen Husky-Hündin. Unsere Versuche, die beiden zusammen zu bringen, schlugen mehrfach kläglich fehl und endeten damit, dass sie von Tura unterworfen wurde. Wir waren uns darin einig, dass man nicht erzwingen muss, was ohne Zwang nicht klappen will. Trotzdem begegneten wir uns natürlich immer wieder und einmal meinte er schmunzelnd: „Wenn mein Hund um ein Hauseck trabt und Sekunden später abgeduckt zurückgeschli-

chen kommt und die Rute unterm Bauch trägt, weiß ich genau, wer uns entgegentrifft ...“ Seine Erklärung – die mich zwar nicht letztlich überzeugt hat, aber ich habe auch keine bessere – war, dass ein Hirtenhund wohl die ursprünglichere und wildere Natur des Huskys erkennt und darin den wölfischen Urfeind seiner Herde ahnt und bekämpft.

Richtig ist sicher, dass in vielen unserer Haushunde ein Erbe ruht, das nur darauf wartet, geweckt zu werden. In der weiteren Nachbarschaft mieteten sich junge Leute ein und ihre vier Hunde – alle etwas kleiner als Tura - bewachten bald mit lautem Gekläffe nicht nur Haus und Hof, sondern auch den Gehweg und einen Grünstreifen. An einem Abend ging ich mit Tura an diesem Grünstreifen entlang, als plötzlich die ganze Viererbande aus der Hofeinfahrt heraus stürmte. Bellend und knurrend umzingelten sie uns und mal führte der eine, dann der andere wütend schnappend Attacken gegen uns. Da sie dabei aber ständig um uns herumliefen, war noch nicht einmal Rückzug möglich – was mir in solchen Situationen immer als sinnvoll erscheint. Ich ging also etwas in die Hocke und bemerkte plötzlich links neben mir Turas Hinterteil: Sie war – ohne dies je geübt zu haben – in die Position gewechselt, in der sie mir „Rückendeckung“ geben konnte. Dass es hinter mir plötzlich laut jaulte, schien den Angreifer vor mir so zu schockieren, dass er kurz stockte und ich ihn an der Kehle packen und hochhalten konnte. In dem Moment kam der Besitzer aus der Hofeinfahrt gerannt. Ihm humpelte der von Tura verletzte Hund entgegen, die zwei anderen wichen zurück und er musste sich meine Meinung in ziemlich barschen Worten anhören: Ich war über die nachlässige Hundehaltung so aufgebracht, dass mir erst mitten im „Dampfablassen“ auffiel, dass ich immer noch den Hund hochhielt. Im Nachhinein aber zeigte Turas Verhalten, dass auch in dieser Situation ein Rudelverhalten in ihr lag, das in der entsprechenden Situation zum Schutz des Rudels eingesetzt wurde ohne je geübt worden zu sein.

Solche Situationen sind zum Glück die Ausnahme. Ein ganz anderes Bild gab es bei einem Erste-Hilfe-Kurs für Hunde-/besitzer: Zehn Hunde unterschiedlichster Rassen spielten zuerst einige Minuten vor dem Haus miteinander, dann lagen sie in einem recht kleinen Schulungsraum und ließen die Übungen über sich ergehen. In der nächsten Pause sah man dann wieder Hunde mit Verbänden um Pfoten, Ohren und Leib fröhlich spielen. Und man konnte nach der Pause auch gleich konkret sehen, welcher Verband gut gelungen und welcher sich schon auflöste.

Einen solchen Kurs kann ich – unabhängig vom Verhalten der Vierbeiner –

nur empfehlen: Man erfährt viel über Krankheiten und Erste-Hilfe-Maßnahmen. Dabei gibt es zwei Arten von Veranstaltung: Bei der einen agiert der Anleiter vor einer größeren Teilnehmerzahl (ohne Hunde) und demonstriert das Gesagte jeweils an seinem eigenen Hund. Im Sinne einer ersten Information ist dies sicher sinnvoll und man weiß nachher, was man alles in die Reiseapotheke einpacken sollte. Kommt man jedoch in die Situation, einen verletzten Hund bei einem Spaziergang vor sich zu haben, sollten bestimmte Handgriffe einfach geübt sein – nur dann entsteht ein haltbarer Verband. Auch jeder Hund reagiert anders auf die ungewöhnlichen Prozeduren und sollte für den Notfall ebenfalls erste, positive Erfahrungen damit gemacht haben. Das zu lernen ist aber nur möglich bei Veranstaltungen mit maximal 12 Teilnehmern, die jeweils am eigenen Hund mit bereitgestelltem Material unter Anleitung üben.

Der motorisierte Hund

Da ich für meine Tätigkeiten, zu denen ich teilweise viel Material mitnehmen musste, auf ein Fahrzeug angewiesen war, hatte Tura manche Veränderungen in meinen „Fuhrpark“ miterlebt: Limousine der unteren Mittelklasse, Limousine als Kombi, Kleinbus mit Campingausstattung, Familien-Van.

Eindeutige Erfahrung ist dabei: Schon kleinere Hunde sollten nicht im Fahrgastbereich transportiert werden – wenn im Heck kein ausreichender Platz (auch für Liegefläche und Wasserschüssel) vorhanden ist, ist das Auto nicht geeignet. Das Transportieren auf der Rücksitzbank ist bei Unfällen gefährlich: Selbst bei kleinen Restgeschwindigkeiten (das ist der Rest von Geschwindigkeit, mit der ein Fahrzeug trotz Bremsen mit dem Hindernis kollidiert) wird der Hund so kräftig gegen die Lehnen der Vordersitze geschleudert, dass er kaum Überlebenschancen hat – und wenn er über die Lehne fliegt, ist der Aufprall auf Windschutzscheibe, Armaturenbrett oder Kopf des Fahrers genauso fatal. Sollte er letztgenannten treffen, ist wahrscheinlich das Schicksal des Hundes nachrangig, denn selbst bei Restgeschwindigkeiten von 15 Stundenkilometern werden alle losen Gegenstände im Fahrzeuginnern zu gefährlichen Geschossen, ob es nun ein Atlas, ein Verbandskasten oder ein Hund ist.

Für Hunde gibt es auch Rückhaltesysteme (Gurtkonstruktionen, die dem

Hund angelegt werden) und einige davon habe ich mir auch näher angeschaut, teilweise ausprobiert. Wirklich überzeugt hat mich keines. Auch wenn mir dazu keine Untersuchungen von Unfallexperten bekannt sind, würde ich von solchen Systemen abraten.

Eine gute Lösung ist ein Pkw-Kombi, bei dem der Hund seinen Platz hinter den Sitzen hat, möglichst durch ein solides Gitter abgetrennt. Solide sollte es sein, sonst fliegt bei einem Unfall nicht nur der Hund, sondern auch noch ein Gitter durchs Auto. Da bei einem Unfall erschreckend große Kräfte auftreten, würde ich mindestens den unteren Bereich des Gitters mit Styropor oder einem festen Schaumstoff (in Stoff eingeschlagen) abdecken, damit eine große Aufprallfläche entsteht, auf der sich die Kräfte verteilen. Für manche ist ein anderer Grund ausschlaggebend: Sie kaufen ein Gitter, damit der Hund hinten ist und das Auto vorne sauber bleibt. Mein „Aber“: Wer ein sauberes Auto will, sollte auf den Hund verzichten.

Wer sich für eine Hundekiste oder einen Transportkäfig entscheidet, muss auf glatte Außenflächen, griffigen Boden und ausreichend Licht und Luft achten. Denken Sie daran: Hunde wollen etwas von ihrer Umgebung sehen! Und eine Möglichkeit für einen Wasserbehälter darf auch nicht fehlen.

Beschaffen Sie sich Abschattungsmöglichkeiten, die an verschiedene Fenster passen – kleine Rollos mit Saugnäpfen zum Beispiel. In der warmen Jahreszeit wird es in einem Auto schrecklich heiß – manchmal hilft noch nicht einmal, das Fenster einen großen Spalt geöffnet zu lassen. Und je größer der Spalt ist, umso sicherer bekommen Sie bei einem Diebstahl Schwierigkeiten mit der Versicherung, weil das Fahrzeug nicht ordnungsgemäß verschlossen war. Wenn Sie sich ein neues Fahrzeug kaufen, sollten Sie sich auch über die Funktionsweise einer eingebauten Alarmanlage vorher informieren: Ist sie so mit der Fahrzeugelektrik gekoppelt, dass sich die Sensoren für den Innenraum automatisch einschalten, wenn das Fahrzeug verschlossen wird? Jede Regung des Hundes im Innenraum wird dann der ganzen Umgebung angekündigt ... - ich rate eher, eine separat bedienbare Alarmanlage oder (wenn möglich) einen Ein-Aus-Schalter für die Innenraumsensoren nachzurüsten.

Dass ein Hund besonders im Sommer auch bei kurzen Aufenthalten im Auto immer freien Zugang zu Wasser hat, muss für den Hundebesitzer zur Selbstverständlichkeit werden. Es wäre ja eigentlich gar nicht erwähnenswert, wenn ich es nicht immer und immer wieder anders sehen würde.

Bei den anderen Fahrzeugen, die wir inzwischen hatten, waren die Bedürfnisse Turas schon beim Kauf mit einbezogen. Da war zunächst ein Kleinbus, den ich auch beruflich gut für Personen- oder Materialtransporte nutzen konnte. Im Laufe der Zeit entstand ein einfaches Campingmobil daraus, in dem Tura einen festen Platz hinter den Fahrersitzen hatte. Dort lag eine dicke Decke, die zum Fahrzeugboden hin gegen Kälte unterfüttert war. Der Übergang zur Rückseite des jeweiligen Sitzes war ausgepolstert. Der Innenraum heizte sich durch seine Größe nicht so stark auf und die Höhe brachte es mit sich, dass die Temperaturen am Boden erträglich blieben. Im Dach war gegen die ärgste Hitze ein Ventilator nachträglich eingebaut worden. Im Winter sorgte – nicht nur für den Hund – eine Standheizung für angenehme Temperaturen. Zugleich bot so ein Fahrzeug ausreichend Bewegungsfreiheit für Wartezeiten. Der Hund konnte auch einige Schritte hin und her gehen und sehr gut das Geschehen ringsum beobachten. Und das Sauberhalten eines so robusten Fahrzeuges war auch kein Problem: staubsaugen und anschließend feucht aufwischen genügte.

Danach hatten wir einen familienfreundlichen Van, der – als Siebensitzer konzipiert – bei nur fünf Sitzen ausreichend Bewegungsfreiheit für Tura bot. Auch hier war ihr Platz hinter dem Fahrersitz wie oben beschrieben. Eine Lösung, die ich in einem Van ebenfalls schon gesehen habe, gefiel mir gar nicht: Der Hund war hinter den Sitzreihen zusammen mit kleineren Gepäckstücken untergebracht, die bei etwas zu heftiger Kurvenfahrt über ihn purzeln können. Da es Kleinbusse und Vans ja seit Jahren auch in komfortablen Ausstattungsvarianten gibt, ist dies für Hundebesitzer eine interessante Alternative.

Unter Sicherheitsaspekten fühlte ich mich auch deutlich wohler: Zum einen hatte sie ihren mit Bedacht gewählten Platz im Fahrzeug, zum anderen legte sie sich – wenn überhaupt woanders – in den Fußbereich des Beifahrers und hatte auch dort so großflächigen Kontakt zu Verkleidungen, dass sie bei einem Unfall relativ gute Chancen gehabt hätte. Die wenigen Male, bei denen sie auf Sitze sprang oder einfach bei der Fahrt im Innenraum spazieren ging, reagierte ich mit einem deutlichen Knurren und sie wechselte zügig zu ihrem Platz. Sollte Ihr Hund in ähnlicher Situation im Fahrzeug herumspazieren, mal hier, mal dort aus dem Fenster schauen, Ihnen gar während der Fahrt den Nacken lecken oder Ihnen auf den Schoß springen, empfehle ich, dem sofort ein Ende zu setzen - Ihnen und Ihrem Hund zuliebe -, bevor sein Treiben Ihrer Fahrt ein Ende setzt.

Allerdings gibt es auch Hunde, die mit dem Autofahren „auf Kriegsfuß“ stehen: Schon nach einigen Metern übergeben sie sich. Oft hört man den Rat, dem Hund vor einer Fahrt längere Zeit nichts zum Fressen zu geben. Auch diesen Rat möchte ich nicht generell weitergeben: Tura musste sich beim Autofahren regelmäßig übergeben, wenn sie mit leerem Magen einstieg. Mussten wir besonders früh losfahren, hatte ich da mit meinem schwarzen Morgenmuffel ein ernstes Problem. Nach dem Verlassen des Hauses steuerte sie oft direkt zum Auto und war nur mit Mühe zu einem kurzen Abstecher auf die Wiese zu überreden, ja selbst den Futternapf übersah sie in solchen Fällen immer wieder. Dann musste ich versuchen, sie im Auto noch mit einigen Leckereien für ein kleines Frühstück zu gewinnen, um das sonst Unvermeidliche zu umgehen.

Mit der Hündin einer Bekannten habe ich eine andere, interessante Erfahrung gemacht. Uns fiel die Aufgabe zu, sie zum Tierarzt zu fahren, und es war uns bekannt, dass sie sich nach wenigen Metern zu übergeben begann. Nun wusste ich jedoch von uns Menschen, dass es uns im Auto leichter übel wird, wenn wir nicht sehen, wohin die Fahrt geht. Vielleicht hatte die Hündin bei ihren seltenen Ausflügen im Auto einfach noch nicht begriffen, dass dieses Schaukeln und Schwanken bestimmten Gesetzmäßigkeiten unterlag. Ich schlug vor, einfach auszuprobieren, ob nicht eine Analogie zum menschlichen Verhalten die Situation verbessern könnte (zumal wir mit meinem Auto fahren ...).

Meine Bekannte ließ sich also auf der Rücksitzbank neben der Hündin nieder und in jeder - auch jeder leichten - Kurve zeigte sie mit der einen Hand in die Richtung der Kurve und mit der anderen orientierte sie den Kopf der Hündin zusätzlich dorthin. Wir kamen ohne Malheur zum Tierarzt und zurück. Diese Methode funktionierte bei dieser Hündin künftig noch öfter und auch andere Ratsuchende, denen ich diesen Tipp übers Internet gab, berichteten von Erfolgen.

Eine hübsche Schilderung über eine Fahr-Problem erreichte mich über das Internet: Eine Familie nahm einen Hund aus dem Tierheim bei sich auf, der aber nicht ins Auto einsteigen will; ist er dann drinnen, beginnt er zu speicheln. Als ich las, wie der Rat aus dem Tierheim lautete, fiel mir gleich Pavlov ein: Man solle den Hund im Auto füttern. Damit wäre das Sabbern „festzementiert“ worden, auch wenn man irgendwann das Futter weggelassen hätte.

Das Hauptproblem bestand jedoch in einer Aufregung oder Angst des Tie-

res, das Zuhause nie ins Fahrzeug einsteigen wollte, jedoch nach dem Spaziergang problemlos hineinsprang. Man könnte nun über Ursachen spekulieren oder ein Verhaltenstraining aufbauen - ich selber gehe gerne ganz pragmatisch an die Lösungssuche und kombiniere, was funktioniert. Mein Rat, der dann offenbar auch half, war sehr einfach: Reihenfolge umdrehen - erst einen Spaziergang machen, dann einsteigen. Der Trick bestand in der Art des Spaziergangs: Aus dem Grundstück hinaus zur Straße, wo auf einem Parkplatz das Fahrzeug wartete - nun sprang er hinein und alle konnten losfahren.

Auch diese Erlebnisse zeigen mir, wie individuell unterschiedlich Hunde reagieren: Alle generalisierenden Ratschläge gehen damit leicht am Ziel vorbei. Hätte ich Tura vor Fahrtbeginn nichts zu fressen geben, hätte sie sich jedes Mal übergeben. Bin ich von dieser Methode überzeugt, liegt es nahe, ihr noch länger vor der Fahrt kein Futter zu geben - und sie würde sich umso sicherer übergeben: Mehr derselben (falschen) Methode würde nur mehr desselben Problems erzeugen. Wenn ich mich einerseits darüber freue, dass Hunde eine erstaunliche Individualität aufweisen, muss ich andererseits auch nach individuellen Problemlösungen suchen.

„Gehorsam“ oder: noch ein bisschen Theorie

Was ist Gehorsam? Im weitesten Sinne bedeutet Gehorsam, dass der Hund das tut, was ich will, zu dem Zeitpunkt, zu dem ich es will. Die meisten interpretieren Gehorsam jedoch in der engeren Sichtweise, dass der Hund möglichst sofort eine Anweisung befolgt. Bedeutet dies auch: Ohne konkrete Anweisung darf er tun, was er will?

Stellen wir uns das einmal konkret vor: Wenn ein Hund in einer Gaststätte zeigt, dass er jetzt herumtollen möchte, wird sein Rudelführer Anweisung geben, dass er sich hinlegen und still sein soll. Folgt der Hund dieser Anweisung, erhält er vielleicht eine Belohnung, weil er ja gehorsam war.

Ein anderer Hund, der gerade noch in bester Spiellaune war, betritt mit seinem Rudelführer dieselbe Gaststätte, schnüffelt zwar interessiert, aber wird sofort ruhig, hält sich nahe seinem menschlichen Begleiter und legt sich gleich unter den Tisch. Würden Sie ihn belohnen?

„Für was denn?“, wird vielleicht mancher fragen, „er hat ja keine Anweisungen ausgeführt.“ Stimmt, er hat sich einfach so verhalten, wie wir es von einem gut erzogenen Hund erwarten - ganz ohne Anweisung. Und weil er sich so vorbildlich verhielt, dass es keiner Anweisung bedurfte, bekommt der Arme zum Schluss keine Belohnung. Der andere, der alle zehn Minuten aufspringt, um am Nachbartisch zu betteln, bekommt dann immer Leckereien, nur weil er jeweils auf „Hier - Platz - Bleib“ sofort reagiert - für die nächsten zehn Minuten (und dabei möglicherweise lernt, dass die Abfolge von „Aufspringen - betteln - gehorchen“ belohnt wird ...).

Sind Sie jetzt etwas verwirrt?

Wann soll man denn belohnen? Wenn man das Beispiel noch einmal durchdenkt, fällt auf: Der eine Hund braucht recht kontinuierlich konkrete Anweisungen, die in der Summe dann ein der Situation angemessenes Verhalten ergeben; für das Befolgen jeder konkreten Anweisung erhält er eine konkrete Belohnung. Irgendwann wird er diese Anweisungen nicht mehr brauchen – man betritt mit ihm eine Gaststätte und er verhält sich so, wie man es ihm mit all den Anweisungen vermitteln wollte. Die Summe der konkreten Einzel-Anweisungen ergibt also ein ganzes Verhaltensschema, ein Ritual, das für bestimmte Situationen gilt: Verhaltensschema „Gaststätte“ oder „Vor dem Bankschalter in der Schlange stehen“ oder „Bekannte in der Fußgängerzone treffen“. In der jeweiligen Situation wird also durch konkrete Anweisung ein einzelnes, konkretes Verhalten korrigiert, das der Situation nicht angemessen ist (und das Befolgen konkret belohnt).

Vielleicht lichtet sich jetzt die erste Verwirrung: Es gibt also im pädagogischen Handeln eine ganz konkrete Ebene, auf der einzelne Verhaltensweisen korrigiert werden – und es gibt eine (letztlich sogar mehrere) übergeordnete Ebene, auf der sich einzelne, konkrete Verhaltensweisen zusammenfügen zu einem größeren Verhaltensschema. Jedes Verhaltensschema, das in einer bestimmten Situation erwünscht ist, setzt sich also aus einer beachtlichen Zahl von einzelnen Verhaltensweisen zusammen, die für sich genommen geübt werden können. Ein ganzes Verhaltensschema für sich genommen lässt sich schier nicht einüben – zu komplex ist das Zusammenwirken der einzelnen erwünschten Verhaltensweisen. Aber auf der Ebene konkreten Verhaltens kann ich diese einzelnen Elemente so üben, dass ich mich auf das Befolgen der entsprechenden Anweisung in der jeweiligen Situation verlassen kann.

Erziehung findet also nicht nur auf dieser ganz konkreten Ebene statt, wo es um das Einüben von „anweisen – befolgen“ geht. Erziehung will immer komplexere Verhaltensschemata vermitteln, indem sie sie in „kleine Hap-pen“ – eben die konkreten Anweisungen – zerlegt.

Und letztlich sind auch diese komplexeren Schemata wieder größeren Zielen untergeordnet, eben den Erziehungszielen. „Sei unbedingt freundlich zu Menschen“ könnte ein solches Ziel für die Erziehung eines Hundes heißen, wenn der Mensch dies so möchte. Dieses Ziel dann Schritt für Schritt in immer konkretere Einzelteile zu zerlegen, nennt man operationalisieren – ein wichtig wirkendes Wort für etwas, was jede Mutter, jeder Vater in der Kindererziehung macht: Wenn ein junger Mann die Situation „Stehempfang“ meistern soll, ohne auffällig zu werden, muss er zum Beispiel schon als kleines Kind auf einer ganz konkreten Ebene lernen, sich nach dem Naschen die Schokolade von Mund und Backen zu wischen.

Ich führe hier also nicht in Gefilde ein, die den studierten Pädagogen vorbehalten sind – im Gegenteil: die greifen nur auf, was sie in jeder Erziehung beobachten können – in der Hundeerziehung aber oft nicht.

Bei der Erziehung von Tura hatte ich bestimmte Ziele vor Augen. Mein wesentliches Ziel: Ich wollte einen absolut zuverlässig „sozialverträglichen“ Hund. Wenn ich dieses Ziel habe, darf nicht ein anderer aus der Familie versuchen, aus diesem Hund einen „scharfen Wachhund“ zu machen – das geht in jedem Fall auf Kosten meines Zieles (auch wenn es Hunde gibt, die beides im Sinne eines sinnvollen Kompromisses verbinden können). Wenn ich selbst ein eigenwilliger Kauz bin, der keine Freunde hat und mit den Nachbarn in Unfrieden lebt, steht auch meine eigene Person dem genannten Ziel entgegen.

Leider machen sich viele, die Hundeerziehung leisten, wenig Gedanken über diese Zusammenhänge. Vor allem bei Neulingen der Hundeerziehung erlebe ich, dass sie - ohne sich über die eigenen Ziele bewusst zu sein - Ratschläge aus Büchern oder von Hundeübungsplätzen übernehmen. Dann gilt auch hier: Der sicherste Weg, sein Ziel nicht zu erreichen, ist, kein Ziel zu haben. Deshalb muss die Erziehung eines „Familien-Hundes“ völlig anders verlaufen als die eines Hundes, der eigenständig Wach- und Schutzfunktionen übernehmen soll.

Dass Tura zu einem zuverlässig „sozialverträglichen“ Hund erzogen werden musste, hatte bei mir Priorität – wäre es nicht gelungen, hätte ich sie kei-

nesfalls im Rahmen meiner Berufstätigkeit dabei haben können. Dass sie trotzdem in verschiedenen Situationen zeigte, dass sie ihren Teil zum Beschützen des Rudels beitragen würde, war beruhigend, aber eine Erziehung in dieser Richtung unterblieb ganz bewusst.

Es wird auch deutlich: Dieses Ziel ist weit umfassender als das Befolgen einzelner Anweisungen. Ich bin mir dessen bewusst, dass solche Ziele, die letztlich das Erfassen komplexer Situationen zum Gegenstand haben, bei manchem Kritik auslösen werden: „Das kann ein Hund nie leisten!“ Ich halte dem entgegen: Das tut jeder Hund – er fügt sich in ein Rudel, in dem bestimmte Verhaltensschemata innerhalb des Rudels und zwischen Rudel und weiterem Umfeld erforderlich sind.

Unter Hunden wird das Verhalten wenn nötig vom Rudelführer korrigiert – unter Menschen vom menschlichen Rudelführer. Als ausgeprägtes Rudeltier reagiert er auf subtile Signale. Er erkennt die Aneinanderfügung subtiler Signale zu Ritualen und kann innerhalb eines Rudels angemessen damit umgehen. Ich muss also nicht immer aufs Neue alle notwendigen Anweisungen hintereinander nennen, sondern ein Hund ist - nach geraumer Erziehung innerhalb eines Rudels - in der Lage, im Rudel und im Zusammenspiel mit dem Rudel angemessen auf komplexe Situationen einzugehen.

Damit ergibt sich, was ich als „Gehorsam“ definiere: Ein gehorsamer Hund zeigt ein Verhalten, das den Zielen seiner Erziehung entspricht.

Wenn also ein Hundebesitzer zum ersten Mal auf einen Hundepplatz kommt und dort sogleich erfährt: „Also, damit der Hund ... ausführt, müssen Sie ...!“ - dann lässt mich das stutzen. Die erste Frage bei der angeleiteten Erziehung eines Hundes muss immer lauten: „Wie soll der Hund eines Tages sein? Welche Fähigkeiten muss er haben, damit alle, die mit ihm umgehen, mit Stolz sagen: 'Das ist unser Hund!?'“

Wenn ich Gehorsam so definiere, dass sich Tura gemäß den oben genannten Zielen verhält, dann hatte ich einen gehorsamen Hund. Wenn ein anderer Gehorsam so definiert, dass der Hund sofort eine Anweisung zu befolgen habe (und sei sie noch so dümmlich), dann hatte ich einen zuweilen ungehorsamen Hund. Wenn ich Tura anwies, sich in hohem, nassem Gras niederzulegen, brauchte es einige Wiederholungen, bis sie es letztlich dann doch tat. Ihr war es offensichtlich unangenehm, denn in trockenem Gras klappte es sofort. Wenn dieser „gehorsame“ Hund dagegen ständig mürrisch anderen Menschen begegnet wäre, dann hätte ich ihn trotz allem

„Gehorsam“ nicht bei meiner Arbeit mitnehmen können.

Für mich spielen da auch Gedanken der Familientherapie mit hinein: Vieles von dem, was wir als soziale Gepflogenheiten und Regeln wahrnehmen, dient dazu, die Komplexität unseres Lebens auf ein überschaubares Maß zu reduzieren. Stellen Sie sich vor, Sie müssten mit jedem Bekannten, der Ihnen begegnet, neu verhandeln, wie eine freundschaftliche Begrüßung aussieht: Da hätten Sie viel zu tun! Dagegen ist es eine angenehme Komplexitätsreduktion, wenn Sie sehen, dass Ihnen ein Bekannter mit freundlicher Mimik und vorgereckter rechter Hand entgegenkommt.

Vertrauen – auch das Vertrauen in meinen Hund, er werde sich angemessen verhalten – macht ebenfalls komplexe Situationen einfacher: Ich kann aus gutem Grund Vertrauen in die Erziehung meines Hundes haben. Vertrauen kann ich aber auch durch Macht (und Kontrolle) ersetzen. Durch Repressalien, Drohungen, Strafe, allgegenwärtige Kontrolle und ähnliches erreiche ich ebenfalls, dass mir die Komplexität *meines* Lebens nicht mehr so zu schaffen macht. Aber um welchen Preis! Nehmen Sie sich kurz Zeit, dem qualitativen Unterschied ein wenig nachzuspüren: Ich habe Vertrauen zu meinem Hund – ich habe Macht über meinen Hund. Vielleicht betrachten Sie auch einmal Beziehungen zwischen Menschen im Kleinen oder Großen unter diesem Aspekt: Was trägt zu einer vertrauensvollen Basis bei – was baut Machtstrukturen auf – wann neige ich zu was? Und fragen Sie sich auch, wie der Trainer auf dem Hundepplatz die Komplexität der Mensch-Hund-Beziehung vereinfachen will: durch Vertrauen oder durch Macht?

Ich denke, auch ein menschlicher Rudelführer sollte seinem Familienhund eine gewisse Interpretationsbandbreite für Anweisungen zubilligen, insofern das Verhalten den übergeordneten Zielen entspricht (bei Hunden, die zur Erfüllung bestimmter Aufgaben erzogen werden, steht in bestimmten Situationen das sofortige, zuverlässige Erfüllen diese Aufgabe im Vordergrund).

Haben Sie Lust, Ihre eigenen Erziehungsziele in konkrete Anweisungen zu untergliedern? Nehmen Sie ein Blatt, unterteilen Sie es von oben nach unten in vier horizontale Felder: Ganz oben steht ein für Sie besonders wichtiges Erziehungsziel, zum Beispiel „Absolute Friedfertigkeit gegenüber Kindern“. In das Feld darunter schreiben Sie die wesentlichen Situationen, in denen sich beweist, dass dieses Ziel erreicht wurde. Da könnte unter anderem dann stehen: „Ganz kleinen (fremden) Kindern nähert sich der Hund nicht und wenn sie zu ihm kommen, legt er sich hin.“ In dieser zweiten

Ebene haben Sie dann also die häufigeren Situationen stehen, in denen ein bestimmtes Verhaltensschema gefordert ist.

Vielleicht muss die eine oder andere Situation in zwei (oder mehr) Aspekte aufgeteilt werden – dazu dient die dritte Ebene. Im genannten Beispiel könnte so eine Aufteilung heißen: „Ganz kleinen (fremden) Kindern nähert sich der Hund nicht.“, „Nähert sich ein kleines Kind, legt sich der Hund hin.“

Ganz unten stehen dann zu jedem Aspekt alle Anweisungen, die zu befolgen sind. Bei „Nähert sich ein kleines Kind, legt sich der Hund hin“ könnten als konkrete Stichworte (die er irgendwann von alleine zu befolgen hat) stehen: Annäherung bemerken, sitzen, liegen, auf die Seite rollen, bleiben.

Diese Vorgehensweise – hier etwas vereinfacht dargestellt - hat verschiedene Vorteile. Wenn sich ein Kind dem Hund nähert, wissen Sie recht genau, welche Einzelanweisungen Sie nacheinander geben. Und einige Zeit später können Sie daran, was der Hund von sich aus tut oder nicht tut, erkennen, was noch intensiver zu üben ist. Und Sie haben sich Zusammenhänge für die Erziehung Ihres Hundes klar gemacht, über die Sie sich nun auch konkreter mit anderen – Ihrer Familie – austauschen können. Gehen Sie aber bitte nicht davon aus, dass dies die unfehlbare Methode zum Erziehungserfolg sei! Aber sie ist hilfreich.

Wenn es dann Probleme gibt, kann man zunächst ganz schematisch die Ursachen und Lösungen in zwei unterschiedlichen Richtungen suchen: entweder gibt es Probleme in vertikaler oder in horizontaler Richtung.

In vertikaler Richtung geht es um Fragen der Hierarchie, die entweder unklar oder gar zu meinen Ungunsten eindeutig ist. Wenn ich mich als Rudelführer qualifiziere und gegenüber meinem Hund zeige, dass ich als Rudelführer qualifizierter bin als er, werden sich die Probleme gleichzeitig ändern. Mit „ändern“ meine ich nicht, dass sie auf wundersame Weise verschwinden, aber dass sich problematisches Verhalten deutlich wandeln wird, so dass ich auch wieder neue Lösungsansätze erkennen kann. Der erste Schritt aber muss von mir kommen: Ich muss von anderen Hundebesitzern, besser noch von hündischen Rudelführern, lernen, auf was es bei einem Rudelführer ankommt.

Horizontale Probleme sind dagegen kommunikative Probleme auf der einen oder anderen Seite. Leider neigen wir dazu, besonders wenn wir von etwas überzeugt sind (oder nichts Besseres wissen), in schwierigen Situationen

die Methode einzusetzen, die wir immer schon für sinnvoll hielten. Wenn es dann immer noch nicht klappt, steigern wir die Methode: Wenn ich einen Nagel nicht tief genug in die Wand bekomme, um das Bild daran aufzuhängen, hole ich eben einen größeren, härteren Nagel und wenn das auch nicht klappt, greife ich zu Bohrmaschine und Dübel - immer mehr derselben, falschen Methode hilft aber nichts, wenn an dieser Stelle der Wand eine Wasserleitung sitzt ... (auf diese Problematik wurde im Zusammenhang mit Turas Erbrechen beim Autofahren schon hingewiesen).

Gehen Sie – eine intakte Hierarchie vorausgesetzt – einfach davon aus, dass ein Hund das tun will, was sein Rudelführer von ihm fordert. Wenn er es nicht tut, haben Sie sich wahrscheinlich nicht verständlich ausgedrückt (Einschränkung: er muss es auch wirklich können – ein Hund wird sich grundsätzlich mit der Anweisung „Flieg!“ schwer tun). Sie merken: Bei dieser Sichtweise sind jetzt Sie gefordert! Wenn die bisherige Methode, dem Hund etwas zu vermitteln, nicht geklappt hat, wird sie auch künftig nicht klappen, wenn Sie immer mehr der ungeeigneten Methode praktizieren – Sie müssen sich etwas anderes einfallen lassen!

Gegenüber Tura habe ich in solchen Situationen den Ansatz, die Methode, mein Verhalten und alles, was mir als veränderbar erschien, so lange „umgebaut“, bis ich in ihrem Verhalten ein erstes Anzeichen für einen Schritt in die richtige Richtung erkannte. Dies ist umso schwieriger, je mehr ich an unumstößliche Grundsätze glaube, die ich nur einhalten muss, um ans richtige Ziel zu kommen. In diesem Sinne können Lehrmeinungen über die Erziehung von Hunden zu einer Ideologie werden, die den Spielraum für eine gelungene Erziehung schon im Kopf des Erziehers einengen. Wenn ich wieder mal auf so etwas stoße, frage ich mich: „Mensch oder Hund – wer ist denn nun der Esel?“

Deutschland als Revier

Über viele Jahre hinweg war ich in meiner Freizeit für einen größeren Verein in ganz Deutschland tätig. So kamen wir immer wieder in verschiedene Städte, teilweise an schon bekannte Orte, teilweise an unbekannte und aufregend neue. Dazu gehörten kleine Landgasthöfe ebenso wie gute Hotels in zentraler Lage, Seminarhäuser, Konferenzsäle und Restaurants jeder Kate-

gorie. Grundsätzlich lautete meine Gegenfrage, wenn ich als Referent angefragt wurde: „Kann ich mit Hund anreisen?“ Teilweise wurde dies schon als Markenzeichen gehandelt, wie zum Beispiel von der Ulmer Volkshochschule, die bei meinen Seminaren in der Rubrik „Referent“ schrieb: „Wolfgang Knapp mit Hund“.

Manchem mag diese Haltung übertrieben erscheinen und nach menschlichem Ermessen hat er durchaus recht: Ein Hund *kann* während ein paar Stunden Arbeitszeit des Halters alleine Zuhause bleiben, er *kann* übers Wochenende bei Bekannten unterkommen. Es ist ja auch nicht die Frage, ob der Hund das *kann* oder nicht, sondern ob es für ihn gut oder abträglich ist. Hunde sind viel mehr als wir Menschen soziale Wesen, die auf ihr Rudel angewiesen sind. An diesem Maßstab und nicht an menschlichem Ermessen muss eine Trennung vom Rudel bewertet werden, und dann ist für mich schnell die Grenze zwischen Tierhaltung und Tierquälerei überschritten.

Bei meinen Hundefreunden in Spanien habe ich es zuweilen erlebt, dass ein einzelnes Tier – warum auch immer - nicht mit dem Rudel zusammen war. Dieser vereinzelt Hund war in seinem Verhalten unsicherer, konnte sich kaum richtig entspannen und schon gleich gar nicht tief schlafen. Er reagierte auf Veränderungen nervöser, mancher sogar aggressiv. Ähnliches erleben wir heute wieder bei unserer Doña, die alleingelassen immer in einer latenten Wachsamkeit verharrt und erst bei unserer Rückkehr frisst, säuft oder schläft. Einen Hund alleine mehr oder weniger regelmäßig über Stunden zurückzulassen, geht nicht ohne Spuren an dem Tier vorbei. Dessen muss sich jeder bewusst sein, der gerne einen Hund bei sich aufnehmen möchte.

Bei mir fiel selbst meine Entscheidung zugunsten einer Fortbildung in einer bestimmten Ausbildungsgruppe erst, weil Tura dabei sein konnte. Gerade auch diese Ausbildung in systemischer Familientherapie hat mein Nachdenken über Hunde und „ihre Menschen“ um wesentliche Facetten bereichert und mich manches Wechselspiel im Innern des Hundes und mit seiner Außenwelt besser verstehen lassen.

Natürlich wirft es Probleme auf, immer mit Hund unterwegs zu sein. Das beginnt bei einer hundefreundlichen Unterkunft, aber davon gibt es mehr, als sich die meisten träumen lassen. Ich kenne die ablehnende Haltung einzelner Hotels, habe jedoch immer im direkten Umfeld ein konkurrierendes Haus gefunden, in dem auch der Hund willkommen war - bis hin zu Hotels, die mit „Hundezimmer“ im Erdgeschoss mit Türe zum Garten werben.

Vor allem Tura war oft in Hotels mit dabei, deshalb schildere ich hier die Vorgehensweise in jenen Jahren: Der erste Teil unseres Gepäcks bestand immer aus den verschiedenen Utensilien für Tura - Decke, Wasser- und Futterschüsseln (aus dem Auto), Plastikbox mit Futter und Leckereien, einem Spielzeug und einem großer Plastikdeckel, auf dessen Bedeutung ich noch kommen werde. Gleich nach dem Betreten des Zimmers schauten wir uns gemeinsam um, dann wurde die Decke an einer sinnvollen Stelle ausgebreitet und alle anderen Dinge direkt daneben abgelegt. Damit war ein Bereich für sie markiert. Dann räumte ich mein Gepäck an verschiedenen Stellen ein. Sie kannte wohl nach einiger Zeit die Bedeutung dieses Rituals: Hier bleiben wir jetzt. Danach konnte ich sie auch problemlos einige Zeit im Zimmer alleine lassen. Morgens empfahl es sich, außen an der Tür ein Schildchen anzubringen: „Hund im Zimmer - komme nach dem Frühstück.“ Schließlich kann nicht jeder Hotelmitarbeiter mit Hunden umgehen. Als mir das noch nicht klar war, entwischte sie bei so einer Gelegenheit, wanderte offenbar (mit zwei ängstlich-aufgeregten Mitarbeiterinnen im Schlepptau) recht zielstrebig durchs Hotel und fand mich am Frühstücksbuffet.

Wir erkundeten also zuerst das Hotel, gingen den Weg zum Auto und zur nächsten Grünfläche. Auf dem Rückweg ließ ich sie dann im Korridor vorausgehen und meist fand sie von alleine das richtige Zimmer. Dieser gut ausgeprägte Orientierungssinn - verbunden mit einer Gedächtnis- und/oder Wahrnehmungsleistung - überraschte mich immer wieder.

In einem großen Seminarhaus, in dem ich als Referent für ein Mentales Training für Motorradfahrer war, lag im Foyer ein sehr gemütlicher Aufenthaltsbereich, in dem sich unsere Gruppe am ersten Abend zu vorgerückter Stunde einquartierte. Da das Gespräch in der Tischrunde sehr interessant war, bemerkte ich gar nicht, wann Tura - damals gerade ein knappes Jahr alt - verschwand. Natürlich war ich sehr aufgeregt, als ich es bemerkte, denn das Haus war so groß, dass sich ein Hund darin wirklich verlaufen, durch Zufall vielleicht sogar ins Freie gelangen konnte. Und neben aller Aufregung um Tura, war mir die Situation auch schlichtweg peinlich, entlarvte sie mich doch als recht nachlässigen Rudelführer.

Ich suchte das Foyer ab, warf einen Blick in den Garten, dann ging ich durch die Korridore der unteren Etage. Allmählich stiegen ernste Sorgen in mir auf, denn so weit entfernte sich Tura nie von mir. Schließlich befragte ich auch andere Gäste des Hauses und einer meinte, er habe vor einiger Zeit einen Hund vorbeilaufen sehen. Diesem Anhaltspunkt folgend ging ich

in der beschriebenen Richtung - am Empfang vorbei, weiter durch einen langen Korridor, dann rechts, gleich wieder links in einen kleinen Saal, dort links zur Treppe in den zweiten Stock, wieder durch einen Korridor - und dort, vor unserer Zimmertür, lag Tura und schlief. Wie ich später von einer anderen Gruppe in einer Sitzecke erfuhr, waren sie noch nicht einmal von Tura beschnüffelt worden. Sie war offenbar so müde, dass sie auf direktem Weg dem Zimmer zustrebte. Mir wurde klar: Tura hatte ein ausgezeichnetes Orientierungsvermögen.

Dass ich ihr Verschwinden nicht gleich feststellte, war nachlässig, aber das Problem begann früher: Ich hatte nicht bemerkt, dass es ihr längst zu viel wurde! Sie selbst hatte unter all die Erlebnisse des Tages schließlich den Schlusstrich gezogen: „Ich mag nicht mehr!“ Seither achtete ich deutlicher auf Anzeichen einer Überforderung.

Ich habe auch schon mit Hundebesitzern gesprochen, die von sich aus ihren Hund nicht in ein Hotel mitnehmen wollten aus Sorge, es könnte ausgerechnet dort, in der fremden Umgebung, etwas verunreinigen. Das ist ja durchaus eine berechtigte Sorge, zumal ein Hund gewiss in einer fremden Umgebung die bis zur nächsten Grünfläche notwendige Zeit (gar noch, wenn man auf einen Aufzug längere Zeit warten muss) nicht richtig einschätzen kann.

Mir wäre es entsetzlich peinlich, hätte sich Tura in einem angemieteten Zimmer erleichtert oder erbrochen! Aber auch da kam mir der Zufall zu Hilfe in Form einer Darmgrippe, die Klein-Tura eingefangen hatte. Zwei Tage quälte sie sich mit mehr oder weniger starkem Durchfall, dann kam die Nacht, in der sie sich 12 Mal Zuhause erbrechen musste. Natürlich war ihr Magen längst leer und so würgte sie kläglich, bis sie erschöpft absaß und dieses komisch riechende Pfützchen beschnüffelte, das - zumindest die ersten Male - in einer dunklen Ecke des Zimmers im Teppichboden versickerte.

Hunde suchen zum Erbrechen eine Ecke, Nische oder irgendwie beschützt-dunkle Stelle auf. In einer Wohnung sind das natürlich ausgerechnet die Ecken, die am schwierigsten zu säubern sind. Nach dem dritten oder vierten Mal war ich dieses Spiels überdrüssig, zumal kein Ende abzusehen war. Als wieder die signifikante Geräuschkulisse mit einem guttural-pumpenden „ugga-ugga“ einsetzte und die Kleine sich zwischen eine Kommode und die Wand schob, zog ich sie hervor und legte vor sie den Verschlussdeckel einer großen Plastikbox auf den Boden. Natürlich wollte sie sich abwenden,

aber ich hielt sie einfach fest und konnte anschließend alles problemlos mit Wasser abspülen. Und natürlich streichelte ich sie ausgiebig und gab leise, winselnde Töne von mir, wie ich sie von Hunden gehört hatte, die sich um einen kranken oder verletzten Artgenossen sorgten. Das war natürlich für Tura wesentlich tröstlicher als mich dabei zu beobachten, wie ich verzweifelt mit Haushaltstüchern versuchte, die entlegenen Stellen von ihren Verunreinigungen zu befreien.

Gegen Morgen war ich auf einem Sofa eingenickt und erwachte erst an dem so eindrücklichen „ugga-ugga“ und konnte meinen schlaftrunkenen Augen kaum trauen: Tura stand vor dem Plastikdeckel, der in der Mitte des Wohnzimmers lag. Offenbar hatte sie durch das „häufige Üben“ in dieser Nacht begriffen, dass man sich in einer Wohnung nicht in dunkle Ecken erbricht, sondern auf bereitgelegte Plastikdeckel.

Zum Glück kam Erbrechen bei Tura selten vor - mit dem Nachteil, dass sie sich nicht zuverlässig an diesen Plastikdeckel gewöhnte. Tura hatte noch zwei Mal etwas wie eine Darmgrippe und in beiden Fällen ließ sich die Erinnerung an diesen Deckel bereits in der Anfangsphase wieder auffrischen. Sollte Ihr Hund einen etwas labileren Magen haben, könnte in dieser Richtung eine Lösung liegen. Man sollte auch nicht unterschätzen, dass einem vom ersten „ugga-ugga“ an bei vielen Hunden noch knapp eine halbe Minute bleibt, um ins Freie zu gelangen.

Zu einem ähnlich peinlichen Problemfall kann ein plötzlich einsetzender Durchfall in einem Hotel werden. Auch im Zusammenleben mit Tura gab es einmal eine Nacht in einem Hotel, die ich in voller Kleidung und nur leicht dösend zubrachte. Sechs oder sieben Mal musste sie hinaus und ihr ganzes Verhalten sprach dafür, dass es um jede Sekunde ging.

Bereits an anderer Stelle habe ich zwei Verhaltensweisen von Hunden beschrieben, die in solch einer Situation zu einem Dilemma führen können: Einerseits will der Hund von sich aus den engeren Bereich um seine Lagerstätte herum sauber halten, andererseits hat er eine Hemmung, einen Artgenossen, gar den Rudelführer, zielstrebig aufzuwecken.

Tura zeigte, sobald sie schnellstmöglich nach draußen musste, ein maunzendes Winseln, aber es war bei weitem nicht laut genug, um mich zu wecken, denn ich habe einen recht tiefen Schlaf. Also begannen wir zu üben: Bei gelegentlichen Mittagsschläfchen setzte sie sich irgendwann vor mich und wartete, ob ich vielleicht die Augen öffnen würde. Aber ich stellte mich

weiter schlafend, sagte jedoch leise „Pfote“. Nach einer ersten Verwunderung hob sie die Pfote auf das Sofa - und sofort schlug ich die Augen auf und begrüßte sie. Der nächste Schritt war, dass ich zunächst nicht reagierte, sondern sie mehrmals aufforderte, mit der Pfote zu patschen. Natürlich probierte sie auch aus, ob das in morgendlichen Spiellaune am Bett ebenso klappt - nur war das Ergebnis ein anderes ...

Da wir zur gleichen Zeit immer wieder die Anweisung „Laut“ (für Bellen oder Wuffen) übten, versuchte ich, dies ebenfalls in das Wecken einzubauen: Um meine erfreute Begrüßung nach dem Mittagsschläfchen zu erleben, musste sie mit der Pfote auf das Sofa patschen und dazu bellen oder maunzen oder wuffen. Nachdem sie auch dies begriffen hatte, konnte ich nur hoffen, dass sie in einem Notfall alles sinngemäß einsetzen würde - aber das würde erst dieser konkrete Notfall zeigen.

Und der kam dann in jener Nacht im Hotel. Wir waren draußen gewesen und mit einer leichten Sorge hatte ich eine matschige Konsistenz ihres Kots festgestellt. Aber das konnte ja auch von den Aufregungen der Reise kommen. Ich hatte mich zu Bett gelegt und war eingeschlafen. Plötzlich spürte ich ein Patschen auf der Zudecke und hörte einen flehentlich maunzenden und wuffenden Hund. Als ich den Lichtschalter fand, duckte sie sich ab, als wollte sie sagen: „Ich weiß, dass ich dich nicht wecken soll.“ Sofort fragte ich: „Tura, was ist - geh' vor und zeig's!“ Und sie lief zu meinen Schuhen und patschte darauf.

In Windeseile war ich in meiner Kleidung und wir rannten durch die Flure des Hotels nach draußen, wo sie es gerade noch unter die ersten Büsche eines Grünstreifens schaffte. Um jedes weitere Risiko auszuschließen, wollte ich eigentlich diese Nacht mit ihr durchwachen, aber der Schlaf war mächtiger. Und jedes Mal weckte sie mich auf dieselbe Weise und durch meinen leichteren, nur dösenden Schlaf hatten wir jedes Mal ausreichend Zeit, ins Freie zu gelangen. Eine solche Nacht wünsche ich keinem und möchte sie auch nicht mehr erleben, aber dennoch zeigte sie mir, dass Tura geeignete Methoden kannte, mich notfalls zu wecken. Sie wußte aber auch, dass sie sie nicht ohne Notwendigkeit anwenden durfte.

Bei Seminaren fragte ich die Gruppe, ob sich Tura frei bewegen dürfe. Das sinnvolle Eingehen auf andere Menschen hat für mich dann Priorität: Musste jemand starke, allergische Reaktionen befürchten, war ich gerne bereit, Tura im Auto unterzubringen, wenn regelmäßige und längere Pausen ge-

währleistet waren. In die ersten dieser Veranstaltungen ging ich mit gemischten Gefühlen, vor allem die Sorge, Tura könnte alles stören, begleitete mich ständig und ließ mich nervöser sein, als es notwendig war. Selbst bei Seminaren zum Mentalen Training, bei denen es auch längere Phasen einer eher meditativen Atmosphäre gibt, verhielt sie sich absolut untadelig: Sie schien ihre eigene Aktivität an der Aktivität der Gruppe zu orientieren.

Bei Tagungen ging sie auffallend häufig um die gesamten Teilnehmer herum, als wollte sie sicher sein, dass keiner verloren ging, verweilte bei einzelnen, die freundlichen Blickkontakt zu ihr aufnahmen und schlenderte still nach einiger Zeit weiter. Ergriff ein neuer Redner das Wort, kam es vor, dass sie sich - bei runder Sitzordnung - in den freien Raum in der Mitte begab und aufmerksam verfolgte, was dort vorne geschah. Die einzige Störung, die sie bei solchen Anlässen darstellte, ging vom mühsam unterdrückten Gelächter der Runde aus, wenn sie in der Mitte sitzend bei den ersten Worten des Sprechers interessiert den Kopf schief hielt und ihn wach fixierte oder bei schon länger andauernden Ausführungen laut quietschend gähnte, sich abwandte, niederlegte und eindöste. Nachdem sie im Laufe der Jahre oft genug Gelegenheit hatte festzustellen, dass die Themen, die mich interessierten, nicht unbedingt auch ihr Interesse fanden, legte sie sich gleich – meist möglichst zentral – nieder und verdöste die „langweiligen“ Teile.

Ich möchte auch darauf hinweisen, dass ein Hund, der sich so verhält, einen sehr positiven Eindruck bei allen Anwesenden hinterlässt, auch wenn sie „eigentlich“ Angst vor Hunden haben. In manchen Fällen hatte eine Wochenendtagung so auch fast therapeutische Wirkung auf einzelne: Sie verloren nicht unbedingt ihre Angst vor Hunden allgemein, aber sie stellten fest, dass ihnen dieser konkrete Hund nichts tat, sie ihn sogar richtig gut leiden konnten – und damit war eine Ausnahme gefunden: Es gab also Hunde, gegenüber denen Angst unbegründet war – bei welchen noch?

Für diese Menschen wäre es womöglich keine Hilfe gewesen, wenn ich Tura immer an der Leine gehalten hätte - was die implizite Mitteilung beinhaltet: „Diesen Hund **muss** man an der Leine halten!“ Ebenso verhält es sich mit lauten, barschen Anweisungen, die ja – wie schon erwähnt - die subjektive Deutung zulassen: „Diesen Hund muss man hart ansprechen!“

Dass in neuen Situationen, in die man sich mit Hund begibt, auch neue Lernchancen liegen, wurde mir deutlich, als ich 1995 mit Tura am Evangeli-

schen Kirchentag in Hamburg teilnahm. Wir hatten in der Zeit davor immer wieder „Bei Fuß“ geübt, aber es gab ja immer so schrecklich viel Interessantes, was eben nicht bei meinem Fuß, sondern in allen möglichen Richtungen war - diese Anweisung zu befolgen, fiel ihr auffallend schwer. Ich habe etliche Seiten früher, als es um Besorgungen mit Hund in einer spanischen Kleinstadt ging, davon berichtet, dass ich erst später entdeckte, welche Lernchance für mich in diesem Gang hätte liegen können - diesmal begriff ich, wie Tura „bei Fuß“ verstehen und lernen konnte.

Im Gedränge von S-Bahn und Kirchentagshallen schien bei ihr „der Groschen zu fallen“. Eine einzige Aufforderung genügte und sie hielt sich dicht an meinem Fuß. Inmitten dieser Menschenmassen war es ihr plötzlich selbstverständlich, dass dicht neben mir der für sie beste Platz war: So konnte sie mich nicht verlieren und zugleich beschützte ich sie vor unachtsamen Menschen, die sie nicht sahen. „Bei Fuß“ wurde ihr bedeutsam.

Und zugleich erlebte ich selbst eine Grenze, die ich ihr nicht mehr zumuten wollte. Ab etwa 15 Uhr ließ ich sie an dem Stand, den ich mit anderen betreute, und ging nicht mehr mit ihr durch die Hallen. Nicht sie war das Problem, sondern die Menschen: Sie litten an akuter Reizüberflutung - ihr peripheres Blickfeld engte sich drastisch ein und ein Großteil der Menschen nahm den Hund einfach nicht mehr wahr - die Filter der Wahrnehmung hatten sich durch die vielen, anbrandenden Reize verschoben (über diese Filter sprach ich bereits). Da ich den meisten Kirchentagsbesuchern unterstelle, dass sie sich bemühen, wach, rücksichtsvoll und mit Respekt vor anderen Lebewesen durch das Leben zu gehen, hat es mich umso mehr schockiert, dieses Phänomen so drastisch beobachten zu können.

Im Übrigen war die Hallenleitung zunächst verunsichert und gestattete mir nur probeweise, Tura mitzubringen: Gäbe es eine Beschwerde, müsste der Hund hinaus. Dann allerdings stellte sich heraus, dass Tura vor allem für Kinder eine Attraktion war und sich selbst die Mitarbeiter des Kirchentages über diesen friedlich-freundlichen Hund freuten, der keinerlei Anlass zu einer Beschwerde bot. Ich werde bei ähnlichen Anlässen wieder hartnäckig um das Verweilen eines Hundes feilschen.

Wer seinen Hund in Freizeit und möglichst auch bei der Arbeit an seiner Seite hat, wird schnell merken, dass sich eine ganz intensive Beziehung aufbaut. Das lässt auch das Vertrauen wachsen, dass man auf seinen Begleiter mit (leisen) Worten oder nur mit Gesten einwirken kann (sobald sich

vielleicht die erste Nervosität an einem fremden Ort gelegt hat). Und das lässt wieder das gegenseitige Vertrauen wachsen.

Ich beschreibe damit nichts anderes, als einen sich selbst verstärkenden Kreislauf, der Mensch und Hund zusammenwachsen lässt und für kleine Signale des anderen sensibilisiert. Wer in diesen sich selbst verstärkenden Kreislauf eintritt, versteht eines Tages nicht mehr, warum er früher Bedenken hatte, mit seinem Hund einen Jahrmarkt, ein feines Restaurant und dessen Toilette, ein Postgebäude, eine Straßenbahn, einen Zug, eine Messehalle, ... zu betreten. Und das Revier, das der Hund mit seinem Rudel durchstreifen kann, wird immer größer und weiter - wird eben zu einem hundegemäß weitläufigen Revier.

Und jeder wird mit sich und seinem Hund auch die Erfahrungen sammeln, wo die Grenzen liegen, in denen sich beide unwohl fühlen - und diese Grenzen, vor allem auch auf Seiten des Hundes, sollte man respektieren.

15. „Ich bin Tura!"

In das Rudel hineinwachsen

In den letzten Kapiteln kann leicht der Eindruck entstanden sein, dass Tura ein besonders begabter Hund gewesen sei oder vielleicht mein Umgang mit ihr über vieles hinaus, was sich mit Worten beschreiben lässt, von besonderer Natur war. Natürlich würde es mir aufs Angenehmste schmeicheln, beides für mich und meinen Hund in Anspruch zu nehmen, aber das wäre doch ziemlich weit von der Wahrheit entfernt. Verglich ich Tura mit Linda, stellte ich immer wieder fest, dass Linda wesentlich schneller begriff.

Als Tura etwa anderthalb Jahre alt war, habe ich eine humorvolle Zusammenfassung von vier Anweisungen ausprobiert. Sie kannte bereits „richtig halt" als meine Anweisung, sich zu setzen, ebenso befolgte sie „leg dich hin" und „Seite" als Aufforderung, sich zu legen und auf die Seite zu rollen. Nach „bleib" musste sie so lange ausharren, bis ich sie rief.

Die neue Anweisung, die diese vier zusammenfassen sollte, hieß „Peng!". Also ließ ich Tura zu mir kommen, sagte „Peng" und gab das Handzeichen dazu, fügte dann aber ganz leise hinzu: „richtig halt - leg dich hin - Seite - bleib". Nach wenigen Übungsdurchgängen reagierte sie bereits auf „Peng" und ich half ihr ein wenig, indem ich wortlos die vier Handzeichen dazu gab. Nach rund einem Dutzend Durchgängen hatte sie begriffen. Am nächsten Tag frischten wir alles auf: ein Durchgang im Flüsterton, einer mit Handzeichen, dann klappte es hervorragend.

Nun kann man dazu nette Geschichten erzählen und die vergnügte Reaktion der Zuschauer schien auch Tura zu freuen. Die martialische Variante ging ungefähr so: „Bei der Erziehung ist das Wichtigste, dass der Hund versteht, was man mit ungehorsamen Hunden macht: Die werden erschossen. Tura ist so gehorsam, weil sie das weiß!" Und dann, zum Hund gewandt: „Tura – was passiert mit ungezogenen Hunden?" Dann folgte das „Peng", zu dem ich als Handzeichen die Hand so hielt, wie Kinder beim Spiel eine Pistole darstellen, und Tura fiel um: Sie wusste eben, was man mit ungehorsamen Hunden macht ...

Bei der eher kindgemäßen Variante der Geschichte ging es ums Spielen:

„Mit Tura kann man sogar Cowboy und Indianer spielen.“ Und wenn ein geeignetes Objekt da war, ließ sich noch einfügen: „Versteck dich mal und geh außenrum!“ Tura verschwand auf der einen Seite, tauchte auf der anderen auf – „Peng“.

Als wir dies einige Zeit später im Rudel von Linda vorführten, war Linda zunächst verblüfft. Als sie dann sah, dass Tura eine Belohnung bekam, wollte sie natürlich auch eine. Dabei kam mir die Idee zu testen, ob sie alleine durch das Beobachten das Verhalten lernen würde. Also musste Tura in einer Ecke abliegen und mit einem „Peng“ trat ich auf Linda zu. Sie setzte sich. Für eine Belohnung war dies noch nicht genug. Also musste Tura das korrekte Verhalten wieder vorführen. So ging es einige Male weiter, bis sich Linda, die bisher eher ratlos zugeschaut hatte, sich zusammen mit Tura fallen ließ und liegen blieb.

Jetzt hatte sie die Lösung - und bekam eine Belohnung. Und gleich darauf zeigte sie eigenständig das gewünschte Verhalten auf die Anweisung „Peng“. Sie hatte es durch Beobachten und Nachahmen gelernt. Versuche, bei denen Tura etwas von Linda durch beobachten lernen sollte, brauchten weitaus länger, mehr Hilfestellung oder schlugen einfach fehl.

Durch Zufall lernte ich einen Spanier kennen, der sich in den Pyrenäen mit Hundeeziehung beschäftigte. Er hatte ein größeres Rudel gut erzogener Pyrenäenberghunde. Bringt man einen auffälligen oder nicht erzogenen Hund zu ihm, führt er ihn im Laufe einiger Tage in das Rudel ein. Dann gibt er nacheinander jedem Hund – beim Rangniedrigsten beginnend – jeweils dieselbe Anweisung, die befolgt werden muss. Zum Schluss gibt es sie dem neuen Hund, auf dem nun ein erheblicher „Gruppendruck“ lastet. Die meisten imitieren nach wenigen Durchgängen das beobachtete Verhalten auf Anweisung. Interessant ist, dass in manchen Fällen der Rudelführer den „Neuen“ zurechtweist, wenn er die Anweisung nicht befolgt. Dieser spanische Bekannte setzt also ganz stark auf die Kraft des Beobachtungslernens, teilweise unterstützt durch das „Feedback“ des Alpha-Hundes.

Wie das Beispiel oben zeigt, war Tura kein Hund mit besonders schneller Auffassungsgabe. Aber sie lernte gerne und freute sich, wenn ich mit ihr zufrieden war. Begriff sie nicht, was sie tun sollte, wurde sie aufgeregt und man spürte ihr förmlich an, dass sie von ganzem Herzen wollte, aber einfach nicht verstand. Wenn dann die Ratlosigkeit am größten war, begann sie kopflos alle Anweisungen, die sie kannte, abzuspuhlen in der Hoffnung,

zufällig das Richtige zu tun. Sie zeigte eine etwas konfuse, aber durchaus folgerichtige Form des Lernens durch Versuch und Irrtum.

Bei so einer Gelegenheit fiel mir ein Experiment mit Tauben ein, mit dem die Wirkung von Belohnungen untersucht werden sollte. Jede Taube war in einem Einzelkäfig untergebracht und es fielen in unregelmäßigen, zufälligen Zeitabständen Futterkörner hinein. Das „freute“ natürlich die jeweilige Taube. So fielen ganz zufällig die Körner bei einer Taube herein, während sie gurrte, bei einer anderen, als sie gerade flatterte oder auf dem Boden scharrte. Offenbar verband sich die „Freude“ mit diesem Verhalten, so dass die Taube dieses Verhalten etwas öfter wiederholte.

Vielleicht fielen die Körner beim nächsten Mal herein, als sie sich putzte oder schlief - dann verband sich die „Freude“ mit einem anderen Verhalten. Manchmal kam die nächste Belohnung jedoch zufällig, während die eine wieder gurrte oder die andere flatterte oder die nächste scharrte. Und etwas öfter wiederholte sie dieses Verhalten. Damit aber stieg die Wahrscheinlichkeit, dass gerade in diesem Moment die nächste, zufällige Belohnung stattfand. Es baute sich etwas wie eine selbst erfüllende Prophezeiung auf: Die Taube „glaubte“, ein bestimmtes Verhalten führe zu einer Belohnung. Und weil sie dieses Verhalten in Erwartung einer Belohnung im häufiger wiederholte, traf es mit der zufälligen, nächsten Belohnung zusammen – „sie hatte also recht!“ (Wer dies lieber auf dem Hintergrund von System- oder Chaostheorie verstehen möchte: minimale Veränderungen bei jeder Iteration bildeten einen Attraktor ab.)

Schließlich gab es bei diesem Experiment eine Taube, die ständig am Boden scharrte, eine andere flatterte dauernd, die nächste hörte kaum noch auf zu gurren und all die anderen taten ähnlichen Unsinn - jede „wusste“ ja, was sie tun musste, um an die nächste Belohnung zu kommen!

Dieses Experiment fiel mir ein, als Tura wieder einmal ganz ratlos alle Anweisungen ausprobierte und dabei hoffte, zufällig auf das zu stoßen, was ich wollte. Meine Hand war schon in der „Belohnungstasche“, denn ihr verzweifelt-rührendes Bemühen war ja auch etwas wert. Und dann dachte ich daran, dass sie künftig dieses verzweifelt-rührende Bemühen öfter zeigen würde, dass sie glaubte, genau dies sei es, was ich wolle - und in einem Anflug Dalí-esker Fantasie sah ich sie schon scharren, flattern und gurren.

Nein, das wollte ich nicht. Deshalb rief ich sie in solchen Situationen zu mir, ließ sie absitzen und kralte sie. Dabei durchbrach ich auch ihre innere Ori-

entierung(-slosigkeit) auf ein unsinniges Verhalten, so dass sie für eine neue Wahrnehmung und (Be-) Deutung offen wurde. Sie erinnern sich: So einen ähnlichen Prozess beschrieb ich im Zusammenhang mit der Anweisung „Hier“. War sie etwas ruhiger, probierten wir alles noch einmal von neuem, dann vielleicht in kleineren Einzelschritten, von denen jeder belohnt wurde, weil er nicht zufällig, sondern zielgerichtet erfolgte.

Tura und Linda

Trotz aller Mühe, die ich mir gab, wäre Tura ohne Linda nicht zu dem Hund geworden, der sie war. Als Tura in Deutschland eintraf, waren wir auf die erste Begegnung der beiden gespannt. Zuerst ließen wir Tura im Auto, um ungestört Linda begrüßen zu können. Aber die Begrüßung fiel bei weitem nicht so überschänglich aus wie sonst - Linda war mit Schnüffeln beschäftigt. Sie wusste natürlich von Tura, noch bevor wir die Kleine holten.

Tura war damals gerade so groß, dass sie mit leichtem Streifen unter Lindas Bauchdecke durchlaufen konnte. Und Linda konnte es kaum fassen, dass da ein kleines, schwarzes Knäuel mit großen Augen vor ihr auf dem Boden saß und zunächst etwas ängstlich wirkte. Bald aber wich die Zurückhaltung und Linda hatte ständig ein zappelndes Bündel an Pfoten, Schwanz oder Ohren hängen. Mit einer Geduld, die ich bei ihr gar nicht vermutet hätte, ertrug sie den Quälgeist - die beiden mochten sich auf Anhieb.

Doch bei aller Geduld ließ sie sich auch nicht alles gefallen, sondern wies Tura notfalls auch energisch in ihre Schranken. Je größer Tura wurde, umso ausgedehnter wurden die Raufereien der beiden, die sich sofort aus der ersten Begrüßung bei jedem Treffen ergaben. Linda setzte alles daran, mit ihrer Schnauze die von Tura zu umfassen und Turas Kopf nach unten zu drücken. Dabei wehrte sie alle spielerischen Attacken Turas kompromisslos ab und demonstrierte eine klare Überlegenheit – ich habe dieses Verhalten ja bereits beschrieben. Erst, wenn Tura schließlich akzeptierte, dass Linda ihre Schnauze umfasst und kurz so hielt, änderten sich die Spiele.

Im Laufe der Monate wurde es für Linda immer schwieriger, Turas Schnauze zu packen und im gleichen Maße nahmen die beiden in ihr Spiel auch die Abstufungen eines erwachsenen Unterwerfungsrituals auf. Schließlich klärten sie später durch ausgiebiges Raufen zu Beginn des Treffens, wer wem

überlegen ist und dabei kam dieses „Schnauze-über-Schnauze-Ritual“ nur noch gelegentlich vor. Hundebesitzer, die ihrem Hund als Geste eines Verbotes die Hand auf die Schnauze legen oder die Schnauze umfassen, wissen wahrscheinlich gar nicht, dass diese Behandlung nur gegenüber Welpen angemessen ist. Für einen ausgewachsenen Hund stellt es eine Zurechtweisung dar, die wir Menschen als demütigend erleben würden. Ob sich daraus auch bei Hunden - wie bei manchen Menschen - die Tendenz entwickelt, irgendwann aggressiv darauf zu reagieren, weiß ich nicht.

Faszinierend waren auch die Tollereien der beiden durch den geräumigen Garten. Linda - eine wahre Laufkünstlerin - ließ Tura ihre Grenzen geradezu nach Belieben erleben. In den ersten Wochen beließ es Linda bei einem eher gemütlichen Trab durch den Garten. Doch je mehr Tura wuchs, umso öfter legte sie einen Sprint ein und schoss der hechelnden Schwarzen davon. Linda konnte Kurven wesentlich enger ziehen als Tura und öfters sahen wir sie ausrutschen und wild zappelnd in ein Gebüsch schlittern.

Ebenso überlegen war (und blieb) Linda bei abrupten Richtungswechseln und Bremsmanövern. Um einen gewissen Ausgleich zu schaffen, „ersann“ Tura eine Technik, die zusätzliche Bremskräfte aufbaute: Wenn sie vor allem auf feuchtem Gras (später auch auf besonders glatten Böden) merkte, dass sie bei einer Vollbremsung noch viel zu weit rutschen würde, um vor dem Hindernis zum Stillstand zu kommen, senkte sie das Hinterteil ebenfalls noch auf den Boden – da rutschte also ein Hund in einer etwas zurückgeneigten, steifen „Sitz“-Haltung mit größer werdenden Augen auf ein Hindernis zu. Aber es half – meist.

Als ich merkte, dass die anfänglichen Raufereien heftiger wurden, blieb ich in der Nähe. Immerhin kam Tura in Lindas Revier und bislang war Linda in unserem Rudel die „Nummer Zwei“ – sie ausgerechnet im eigenen Revier von der Beta-Position verdrängen zu wollen, sah ich als problematisch. Andererseits war Tura ansonsten im Rang gleich nach mir und würde diese Position nicht aufgeben, wenn Linda dazu kam. Durch meinen späteren Wegzug aus Ulm kamen die beiden nicht mehr zusammen, so dass letztlich nie eine definitive Klärung des Ranges erfolgen musste.

Aber nicht nur bei der Entwicklung hundetypischer Fähigkeiten war Lindas Einfluss für Tura wichtig. In Lindas neuem Revier führte eine breite Stein-
treppe in das obere Stockwerk. Die Stufen bestanden aus Trittplätzen, zwischen denen man frei auf den Kellerabgang sehen konnte. Tura betrat die

Treppe, als ihr nach wenigen Stufen auffiel, dass sich offenbar unter ihr ein Abgrund auftat. Wie angewurzelt blieb sie stehen und starrte zwischen den Stufen hindurch. Mühsam schaffte sie es wieder auf den „sicheren Boden“ der unteren Etage. Aber sehnsüchtig sah sie zu Linda hinauf, die wohl gar nicht verstehen konnte, was für ein Problem es geben könnte - sie lief zu Tura hinunter, ermunterte sie und eilte die Treppe wieder hinauf.

Wir unterstützten Lindas Bemühungen und legten einige Belohnungen auf einzelne Stufen. Und tatsächlich wirkte sich das als Ansporn aus, die Treppen hinauf und hinunter zu laufen - leider nur auf Linda. Aber je öfter Linda zu ihr kam und sie kurz an den Lefzen knuffte und leckte, umso mehr schien ihr Mut zu wachsen und sie tastete sich eine Stufe hinauf, dann noch eine und schließlich erreichte sie sogar noch die dritte Stufe, aber ohne die Hinterläufe vom sicheren Boden zu nehmen ...

Schließlich tastete sie sich langsam und vorsichtig Stufe für Stufe in das obere Stockwerk und nach einiger Zeit traute sie sich auch wieder herunter. Und als sie es einmal gemacht hatte, probierte sie es gleich etliche Male aus und wurde dabei immer sicherer. Das war der Erfolg eines Nachmittages und ohne Lindas Vorbild wäre sicherlich mehr Zeit verstrichen.

Nach diesem Erlebnis traute sich Tura auch auf die Stahlroste, die über manchen Licht- und Abluftschächten liegen. Sie beobachtete mich, wie ich in einem neuen Gemeindehaus über einen solchen Rost bei einem Terrassenausgang hin- und herging und eigentlich ganz froh war, dass diese Stelle offenbar eine Barriere für sie bildete. Und trotzdem freute ich mich natürlich, als plötzlich schwanzwedelnd und stolz aufgerichtet Tura neben mir erschien und zu mir aufsaß, als wolle sie sagen: „Na - wie hab' ich das gemacht?!“

Später entdeckte Tura auch die Vorteile solcher Roste. Beim Spiel mit einem kleineren Artgenossen trat sie in die Mitte eines Rostes, dessen Abstände jedoch den kleineren Pfoten des anderen keinen Halt boten. Und so stand sie mit hochgereckter Rute seelenruhig in der Mitte und beobachtete, wie der Kleine von einer Seite zur andern lief, ihr kein bisschen näher kam und sich immer mehr darüber aufregte.

Viel trug Linda auch zur gesunden, sozialen Entwicklung Turas bei. Oft beschnüffelten sie sich ausgiebig oder leckten sich und tauschten Hundefreundlichkeiten aus. Im Kontakt mit Linda fand damit die in Spanien unterbrochene artgemäße Sozialisation ihren Fortgang. Ein Hund, der über Monate hinweg unter Anleitung seines Ursprungsrudels aufwächst, be-

kommt in dieser Phase alles mit, um sich selbständig in ein fremdes Rudel angemessen einzufügen. Nimmt man ihm diese Entwicklungsmöglichkeit, wird er im schlimmsten Fall so vermenschlicht sozialisiert, dass er mit anderen Hund nicht auskommt.

Ich bin schon etlichen vermenschlichten Hunden begegnet, die die eigene „Sprache“ nicht mehr kannten. Eine Begegnung mit einem Rudel wie dem in Spanien hätten solche Hunde nicht überlebt, das ist so sicher wie das sprichwörtliche „Amen in der Kirche“.

Der „Fehler“ liegt nicht beim Hund

Ein solches Fehlverhalten kommt aus einer ganz auf den Menschen gerichteten Erziehung, die das Hundegemäße nicht beachtet. Darin liegt ein wesentlicher Unterschied zu meinem Ansatz: Ich versuche, möglichst genau hinzusehen; und ich versuche, das Zusammenleben (und damit auch die Basis aller Erziehung) stärker an hündischen Gepflogenheiten zu orientieren. Wenn dann der Erfolg ausbleibt, suche ich zuerst Missverständnisse in der Kommunikation, dann den Fehler in meiner Methode: Ich bin davon überzeugt, dass „der Fehler“ niemals beim Hund liegt.

Vereinfacht kann man sagen, dass der Hund eine „lebendige Maschine“ (eigentlich ein Widerspruch in sich) ist, deren grundlegende Programmierung eine breite und sehr variable Basis für Entwicklungsmöglichkeiten bietet. Er ist ein so genanntes adaptives System, das heißt diese „Maschine“ verfügt über eine auf ihre Situation abgestimmte, große Lernfähigkeit, bei der Verhaltensänderungen langsam (im Sinne eines kontinuierlichen Prozesses) oder plötzlich (vergleichbar einem „Aha-Erlebnis“) erfolgen können. Computer-Simulationen zeigen uns schon heute, welche faszinierenden Anpassungsmöglichkeiten lernfähige Systeme entwickeln. Statt jedes Detail zu programmieren, entwickelt sich aus einfachen Grundregeln erstaunlich komplexes Verhalten.

Der Urvater solche Simulationen ist wahrscheinlich „boids“. Es kennt drei Grundregeln: „Wahre einen Mindestabstand zu anderen Objekten – passe deine Geschwindigkeit benachbarten Objekten an – bewege dich dorthin, wo die meisten deiner Art sind.“ Bitte überlegen Sie kurz: Wenn 20 Boids nach diesen Regeln auf dem Bildschirm agieren – wie sieht das aus?

Vielleicht haben Sie Lust, unter dem Stichwort „boids“ im Internet zu suchen – Sie werden sicher eine animierte Simulation finden, in der Sie das Ergebnis sehen können: Die boids verhalten sich wie Vogelschwärme. Dies war vielleicht der erste Schritt, dass sich in einem Rechner ein Verhalten, das nicht konkret einprogrammiert war, entwickelte. Spätere Entwicklungen schufen Simulationen, die nach vielen Durchläufen („Erfahrung sammeln“) selbst schwierige Aufgaben bewältigten. Fehler-Machen gehört zu diesem Lernen dazu, das Erfahrung sammelt durch Versuch und Irrtum.

Die Programme, die wir „normale“ PC-Anwender nutzen, sind wesentlicher einfacher aufgebaut. Sie folgen linearen, eingleisigen Kausalzusammenhängen: „Wenn der Anwender Taste X drückt, führe Operation Y aus.“ Trotzdem treten Fehler auf, die im Programm selbst begründet liegen. Schon dieser einfache, eingleisige Aufbau hat eine Komplexitätsstufe erreicht, bei der den Programmierern das eine oder andere Wechselspiel zwischen Programmelementen verborgen bleibt – bis es als „bug“ beim Nutzer in Erscheinung tritt. Selbst bei gut getesteten Programmen sind noch tausende von diesen kleinen Fehlern (nach Herstellerangabe!) enthalten, wenn sie in den Verkauf kommen - und wir alle werden zu Testern, um an der kontinuierlichen Qualitätsverbesserung durch Fehlerberichte teilzuhaben.

Natürlich wird der Vergleich mit Computern einem Hund nicht gerecht. Bei einer so einfachen „Intelligenz“ wie einer Computer-Simulation erscheint es uns ganz normal, dass sie eben nur so gut oder schlecht funktionieren kann, wie eben die Eingaben richtig oder falsch sind – wenn man Programmierfehler mal außer Acht lässt. Deshalb behaupten viele Programmierer auch steif und fest: „Das Problem sitzt an der Tastatur.“ Bei der Hundeerziehung macht der Erzieher die Eingaben. Trotzdem sagt kaum einer: „Das Problem hält die Leine.“ Für die meisten Menschen ist ‚von vornherein‘ (typische Verbal-Umschreibung eines Vorurteils oder des schon genannten Attributionsfehlers) klar: „Dieser Hund hat (oder ist) ein Problem.“

Die Ursache von Misserfolgen, Missverständnissen und Fehlern liegt nach meiner Überzeugung also nicht beim Hund, sondern beim Menschen, der mit dem Wesen Hund und seinem „Programm“ nicht angemessen umgeht. Darüber können auch Schuldzuweisungen nicht hinwegtäuschen: Es gibt keinen „bösen Hund“ oder „dummen“ oder „aggressiven“, aber es gibt Umstände in der Lebenssituation eines Hundes, die ihn böse, dumm oder aggressiv erscheinen oder werden lassen und dieses „werden“ kann sich langsam aufbauen oder plötzlich auftreten.

Bei den oben genannten lernfähigen, komplexen Computersimulationen gibt es einen Kniff, um völlig unerwartete Entwicklungen in neue Richtungen zu erreichen: Man kann sich den lernenden Bereich eines solchen Programms wie die Entwicklungs- und Forschungsabteilung eines großen Betriebes vorstellen, in der einzelne Teams Lösungsvorschläge erarbeiten. Auf dem Weg zur Lösung des Gesamtproblems, dessen Wesenszüge es zu „begreifen“ gilt, unterbreiten alle Teams regelmäßig Vorschläge, was als nächster Schritt zu tun sei. Bald stellt sich heraus, dass es Teams gibt, die öfters brauchbare Lösungsschritte finden. Wie in einem Betrieb erhalten sie mehr Mittel für ihre Arbeit und die Vorschläge dieser Teams finden vorrangige Beachtung. Andere Teams haben bald den Ruf von Spinnern, die zwar alle möglichen Ideen produzieren, aber nur wenig lässt sich konkret umsetzen – hier werden die Mittel gekürzt und selbst die kreativsten die Ideen wandern in die Ablage.

Nun kann es gelegentlich vorkommen, dass keine verwertbaren Lösungen für ein Problem vorliegen. Bei den Simulationen wird in solchen Situationen immer wieder mal auf die Ablage mit den „verrückten Ideen“ zurückgegriffen. Damit aber können plötzlich und unerwartet auch Ideen in die Problemlösung einfließen, die weitab von dem liegen, was sich bisher als „roter Faden“ durch die Simulation zog. Es entstehen Lösungsschritte, die bei einem linearen, „logischen“ Fortentwickeln des Bisherigen nicht möglich gewesen wären: Es sind simulierte Entwicklungsschübe und Evolutions sprünge.

Tatsächlich arbeiten manche breit gefächerten Entwicklungsabteilungen nach vergleichbaren Mustern. Und Evolutionsbiologen wenden solche Erklärungsmodelle an, weil eine sukzessive, lineare Fortentwicklung ohne „Sprünge“ wohl nicht zur heutigen Vielfalt der Arten geführt hätte. Und letztlich finden wir in unseren eigenen Biographien oft Punkte, an denen uns ein „Aha-Erlebnis“ – vielleicht angeregt durch Worte, die uns tagelang beschäftigten – eine ganz neue Denkrichtung ermöglicht. Plötzlich ist diese Denkrichtung da als hätte etwas in uns eine „Schwelle“, einen Grenzwert für das Umlegen eines Schalters erreicht - wie für Tura das Wort „langsam“ bedeutsam wurde, als die Kartone über die Treppe polterten.

Diese Beispiele zeigen deutlich: In komplexen Systemen gibt es eine solch unüberschaubare Vielfalt von Wechselwirkungs- und Entwicklungsmöglichkeiten, dass man den nächsten Schritt des Fortgangs nicht präzise vorher-sagen kann - und ein Hund ist ein komplexes System.

Damit aber wird jede Erziehung in ein anderes Licht gerückt: Trotz all der gesammelten, statistischen Ergebnisse lässt sich über den nächsten Schritt, den ein Individuum in seiner Entwicklung tun wird, nur annäherungsweise reden. Wir können zwar sagen, mit welcher Wahrscheinlichkeit eine Erziehungsmaßnahme zu einem bestimmten Ergebnis führt, aber wir können nichts darüber sagen, ob das Individuum, mit dem wir es zu tun haben, entsprechend der Wahrscheinlichkeit oder anders reagiert.

Und zugleich liegt darin die Begründung, weshalb eine Erziehung, die vorgegebene Lehrsätze und -meinungen reproduziert, mit gewisser Regelmäßigkeit an ihre Grenzen stößt: Wer „schulbuchmäßig“ erzieht, trifft auf eine (relativ konstante) Zahl von Lebewesen, für die genau dieses „Schulbuch“ nicht geschrieben wurde - und diese relativ konstante Zahl von Misserfolgen tritt bei jedem schulbuchmäßig exerzierten Erziehungsstil, unabhängig von seiner Ausrichtung, auf. Dies begegnet uns zum Beispiel auch regelmäßig bei der Förderung von Schulkindern, für die eben das „Schulbuch“, das ihr Lehrer nutzt, nicht geschrieben wurde; ebenso gibt es diese relativ konstante Zahl von Personen, die durch eine bestimmte Vorgehensweise nicht erreicht werden, auch in der Psychotherapie. Vielleicht gibt es ja im Bezug auf eingesetzte Methoden und unabhängig von Hund oder Mensch so etwas wie die Zahl π als Konstante des vorhersehbaren Misserfolgs.

Wie aber kommen dann Menschen dazu, einen bestimmten Erziehungsstil zu entwickeln? Schlimmstenfalls ähnlich wie die Tauben im oben beschriebenen Experiment: Die einen fangen halt an, autoritär zu sein, die anderen belohnen ständig und wieder andere imitieren das Verhalten von Hunden ...

„Ein Schulbuch ist ein Schulbuch und ein Hund ist ein Hund und beides hat zunächst nichts miteinander zu tun“ – wer das erkannt hat, für den wird Erziehung zu einem Weg, auf dem „Schulbücher“ anregend sein können. Die einzig zuverlässige Mitteilung darüber, ob die Umsetzung dieser Anregungen bei einem konkreten Hund gelingt, liegt in der Reaktion dieses Hundes. Erziehung meint deshalb auch, sich selbst zu erziehen zum Beobachten und Sich-in-Frage-Stellen.

Und noch ein weiteres können uns diese Computersimulationen näherbringen: Neben ganz kontinuierlichen Entwicklungen und plötzlichen, sprunghaften Entwicklungsschüben gibt es noch Verhaltensweisen, die das zunächst Unmögliche immer wieder testen, um vielleicht eines Tages entdecken zu können, dass das Unmögliche jetzt möglich ist. Aber solche redun-

danten Versuche sind keine Erfindung der Computerspezialisten, sondern die Natur ist an vielen Stellen das Vorbild:

Vor einigen Jahren testete in einem Außenbezirk Londons eine Meise wieder mal das Unmögliche: an den Inhalt dieser Flaschen zu kommen, die ein Milchmann morgens am Hauseingang abstellte. Und diesmal war das Unmögliche möglich, denn man hatte die bisherigen Verschlüsse durch dünne Aluminiumkappen ersetzt - und sie naschte von der Milch. Offenbar gefiel es ihr, denn sie naschte fast jeden Morgen. Zur Überraschung aller waren bald in der ganzen Nachbarschaft die Milchflaschen angepickt. Machte sich diese Meise etwa ein Vergnügen daraus? Nein - andere Meisen hatten es ihr abgeschaut. Das Interessante daran war, dass man diese neue Angewohnheit früh genug erkannte, um die Ausbreitung zu beobachten: Der Radius wurde immer größer und immer mehr Meisen lernten das neue, erfolgreiche Verhalten. Ähnliche Beobachtungen wurden schon bei unterschiedlichsten Tierarten angestellt: Ein Exemplar der Spezies probiert etwas (teilweise auch etwas bislang Unmögliches) und die anderen lernen durch beobachten und imitieren. Das Wissen wird weitergegeben, breitet sich aus, bildet vielleicht einen Vorteil dieser Spezies, der die Balance eines Systems von zusammenlebenden Arten nachhaltig beeinflusst.

Nicht persönlich nehmen!

Würde dieses Schema „Das Unmögliche immer wieder testen“ nicht wieder und wieder in einem Hund ablaufen, hätte er nicht die Bandbreite von Entwicklungsmöglichkeiten, die seine Art zum Überleben braucht. Das äußere Zeichen dieses zutiefst im Innern angelegten „Programms“ ist die Hierarchie, in die er eingebunden ist, ohne die er als ausgeprägtes Rudelwesen nicht leben könnte. Und doch muss er sie immer wieder testen: Ist das Unmögliche jetzt möglich - vielleicht, weil der Rudelführer zu alt geworden ist, vielleicht, weil der junge Hund nun seine ganze Kraft entwickelt hat, vielleicht, weil sich die gesamte Situation des Rudels verändert hat, ... ?

Bei manchen Hundebesitzern, mit denen ich mich über Hierarchie und Dominanz unterhalten habe, hatte ich das Gefühl, als würden sie die natürlichen Anfragen an die Hierarchie als Angriff gegen ihre Person erleben. Dabei hat dies nichts mit der Person zu tun, sondern mit ihrer Rolle im Rudel.

Es hat erst dann mit Ihrer Person zu tun, wenn Sie es persönlich nehmen. Leider sind wir Menschen an dieser Stelle empfindlich und reagieren auf Angriffe gegen unsere Person viel stärker emotional, als es zuweilen sinnvoll ist. In unsere Interpretation der Situation schleicht sich dann noch der Attributionsfehler ein:

Wenn dies nun schon zwischen Menschen, die sich gegen manche Anschuldigungen ja auch verbal verwehren können, abläuft, um wieviel mehr fließt dieser Fehler in die Betrachtung des Verhaltens eines Lebewesens ein, das nichts dazu sagen kann. Während wir für unser Handeln in Anspruch nehmen, es sei weitgehend durch die Situation entstanden, nehmen wir das Verhalten eines Hundes eher als Ausdruck von dessen Charakter wahr. Dabei sind Hunde nur auf (uns) erschreckende Weise emotionslos konsequent: Es geht um einen Machtkampf und um die Stellung in der Hierarchie und das hat nichts mit Vertrauen, Zuneigung, Kameradschaft, Treue oder ähnlichem zu tun - das sind menschliche Werte.

Meinen Anspruch, Rudelführer zu sein, zeigte ich in Turas Erziehung kontinuierlich in allen Bereichen. Dies bedeutet nicht, kontinuierlich wachsam zu sein, denn ein hündischer Rudelführer ist dies auch nicht. Dies bedeutet auch nicht, jeden Versuch, die Hierarchie zu ändern, brutal niederzuschlagen und dabei an eine Revolte nach menschlichem Verständnis zu denken. Und schon gleich gar nicht bedeutet es, dieses Erproben der eigenen Stärke dem Hund nachzutragen und es ihn tagelang spüren zu lassen, dass er nach menschlichen Begriffen etwas Unrechtes getan hat.

Für ihn ist es natürlich und gehört zu seinem Leben und kurze Zeit nach der Klärung verstehen sich alle wieder. Ausnahme: alte Rudelführer, die lange Jahre ihre Stellung innehatten, neigen nach meiner Beobachtung dazu, bittere, einzelgängerische Gesellen zu werden - vielleicht auch, weil sie in kürzester Zeit durch die gesamte Hierarchie nach unten abrutschen.

Es gibt im Alltag viele Situationen, in denen ich meinen Anspruch deutlich und konsequent signalisieren kann, wenn ich versuche, mir einen hündischen Rudelführer zum Vorbild zu nehmen. Wenn ich eine Anweisung wiederholen muss, wird meine Stimmlage etwas dumpfer und nähert sich damit einem Knurren und ich setze die Mimik „strenger Blick“ auf. In allen Situationen, in denen die meisten gleich „nein“ angewiesen hätten, schnaubte ich erst und schaute Tura streng an, teilweise vom verneinenden „Hm-mm“ begleitet (was ja auch einen etwas dumpferen Klang hat). Versuchte

Tura etwas, von dem sie genau wusste, dass es verboten war, schaute ich sie an und knurrte, ohne die Anweisung, die sie übertreten hatte, zu wiederholen. Sie wusste zum Beispiel, dass sie die Küchen bestimmter Gemeinde- und Bürgerzentren keinesfalls betreten durfte und sobald auch nur eine Pfote die imaginäre Grenze verletzte, reagierte ich wie beschrieben - und erwartete ihr Abwenden oder Abducken!

Natürlich gibt es nicht nur verbietende Gesten: Geschieht etwas Unerwartetes - zum Beispiel ein plötzliches Geräusch - hebe ich kurz den Kopf, versteife mich ein wenig und lasse mit einer Mischung aus leichtem Schnauben und Brummen wieder locker. Damit imitiere ich das Verhalten eines aufmerksamen Rudelführers, der ein Vorkommnis als harmlos einstuft.

Wurde Tura von irgendetwas erschreckt, ging ich mit zu dem entsprechenden Gegenstand oder Ort und beschnüffelte alles interessiert, während sie sich im Hintergrund hielt und die Bewertung des erfahrenen Rudelführers abwartete. Erst dann kam sie dazu und untersuchte ebenfalls, was sie da erschreckt hatte, und manchmal spielten wir dann damit.

Für einen Hund sind zum einen diese Äußerungen klarer und direkter verständlich als eine Anweisung durch Worte, zum anderen unterstreicht jede dieser Reaktionen, dass ich für mich einen höheren Rang im Rudel definiere. Trotzdem kann es immer wieder zu „Meinungsverschiedenheiten“ kommen, die dann ebenfalls deutlich geklärt werden sollten.

Als Linda einmal bei mir war, bekam sie einen großen Knochen. Damit die blutigen Fleischreste nicht den ganzen Teppichboden - damals war meine Wohnung noch kein bisschen hundegerecht ausgestattet - ruinierte, legten wir ihn auf ein großes Stück Kartonage und nachdem wir sie einige Male wieder dorthin dirigiert hatten, akzeptierte sie diese Unterlage.

Einige Zeit später kam meine Partnerin ins Nebenzimmer und meinte, der Knochen läge doch wieder auf dem Teppich, aber als sie ihn mit dem Fuß auf den Karton habe schieben wollen, hätte Linda mit gefletschten Zähnen nach ihr geschnappt. Ich vermute zwar, dass es sich ausschließlich um die Drohgebärde „scheinschnappen“ handelte, aber auch das konnte äußerst bedrohlich wirken, da Linda besonders lautstark ihre Zahnreihen aufeinander klappen ließ. Ich war nicht bereit, ein solches Verhalten gegenüber einem Ranghöheren zu akzeptieren. Ich zog also feste Schuhe an (man weiß ja nie....) und trat direkt neben Linda, die unbeeindruckt an ihrem Knochen - auf dem Teppichboden - nagte. Ich kniete nieder - aus dieser Position

kann man wie gesagt das Mienenspiel des Hundes besser erkennen und es fällt leichter, mit einer Hand die Kehle zu erreichen. Dann griff ich mit der Linken zum Knochen. Sofort fletschte sie die Zähne. Somit konnte ich von rechts ihre Kehle packen, sie umwerfen und mich mit infernalischem Knurren auf sie stürzen. Sofort erstarrte sie.

Ich nahm den Knochen, schnaubte einige Male, erhob mich und ging einige Schritte weg, während sich Linda langsam erhob und mir abgeduckt hinterher schnüffelte. Dann drehte ich mich um, kam mit festem Blickkontakt auf sie zu und als ich vor ihr stand, war sie schon dabei, langsam wieder zu Boden zu sinken. Ich ließ sie normal liegen, wuschelte ihr Ohr und gab ihr den Knochen zurück - auf die Kartonage. Die Attraktivität des Knochens hatte Linda ermutigt zu testen, ob nicht jetzt das Unmögliche möglich sei. Dem gegenüber hatte ich nachdrücklich und konsequent gezeigt, dass ich meinen Anspruch, Rudelführer zu sein, jederzeit durchsetzen würde.

Ich will aber auch den Eindruck vermeiden, solche „Aha-Erlebnisse“ würden nur innerhalb der Hierarchie auftreten, eben dann, wenn sich Verhaltensweisen so eingeschliffen haben, dass der Hund wieder einmal die Rollen „testen“ möchte oder der besondere Wert eines Knochens diese Schwelle zum Testen hin übersteigt. Es ist völlig normal, dass manche Eindrücke so stark sind, dass sie sofortige Wirkung zeigen: Für manches hat man eben nur eine Lernchance, die zweite könnte mit zu viel Risiko verbunden sein.

Tura hatte sich bei unseren Aufenthalten in Spanien sehr zu meiner Freude früh angewöhnt, etwa hundert Meter bis zur Grundstücksgrenze zu laufen, einen Feldweg zu überqueren und sich erst im Dickicht des Nachbargrundstückes zu erleichtern. Tags kam sie kurz bei mir vorbei, wohl um sich „abzumelden“, dann trabte sie los und kam nach wenigen Minuten wieder. Nach kurzer Zeit praktizierte sie dies ebenso nachts, spätestens, wenn wir vor dem Zu-Bett-Gehen die Eingangstür abschließen wollten.

So auch in einer wolkenverhangenen-dunklen Nacht. Ich öffnete noch einmal die Türe und sie verstand das Zeichen. Sie trabte im Haus los, an mir vorbei, über die Kacheln des Vorplates - und erstarrte. Ich trat neben sie, weil mich dieses Verhalten wunderte. Sie sog lang und ausgiebig Luft ein und horchte in die Nacht hinaus. Da hörte auch ich ein gelegentliches Schnauben. Weiter auf die Dunkelheit in Richtung Feldweg konzentriert, begann sie plötzlich rückwärts zum Haus zurückzuweichen und erst auf der Schwelle drehte sie sich um und sprang hinein. Dort setzte sie sich mit Blick nach

draußen, sog noch einmal tief Luft ein und sah mich dann an, als wolle sie mich auffordern: „Mach die Tür zu - ich verkneif's mir heute!“

Am nächsten Morgen entdeckten wir neben dem Feldweg Spuren einer größeren Wildschweinrotte. Aber seit diesem Tag nutzte Tura den Tag bis zur Dämmerung für ihren Gang zum Nachbargrundstück. Spätere „Geschäfte“ verrichtete sie in der Nähe des Hauses: Das Abluftrohr der nahen Grube schien sie zu animieren, diesen Bereich als gut geeignet einzustufen.

Heiße Zeiten

Wohl habe ich bei meinen Urlauben mal die eine, mal die andere Hundedame läufig erlebt und manche Auseinandersetzung zwischen Rüden mitverfolgt, doch die Kürze der Aufenthalte reichten nie von Läufigkeit bis Geburt: Ich habe immer nur Ausschnitte erlebt. Was mir noch deutlich vor Augen steht, sind die diversen Auseinandersetzungen, die Pad mit angelockten Rüden führte und von denen er manche Blessuren davontrug.

Einen ganz anderen Blickwinkel erhielt ich als nächstes durch die Schilderungen aus Lindas neuem Rudel, denn bei ihr waren die Spuren ihrer Läufigkeit besonders lange und ausgeprägt zu finden, bis hin dazu, dass sie weit mehr als zuträglich geschwächt war. Nach längeren Beratungen wurde eine Operation beschlossen, die sie problemlos überstand (und allen Befürchtungen zum Trotz blieb sie schlank). Bei Turas erster Läufigkeit fiel mir wieder auf, dass meine Wohnung nicht für Hundehaltung eingerichtet war: Teppichböden werfen weit mehr Probleme auf als pflegeleichte Böden. Also legte ich großflächig alte Laken aus. Tura fand das toll - aber nach einigen Tagen war sie des Spiels überdrüssig und ließ die Laken liegen. Bewährt hat sich diese Lösung trotzdem nicht.

In der Zeit der Läufigkeit schlief sie einerseits wesentlich mehr als sonst, andererseits war sie unruhiger. Bei Begegnungen mit anderen Hunden konnte ich nicht im Voraus sagen, ob sie umgänglich oder aggressiv reagieren würde – ich fand dafür kein wirklich zuverlässiges Indiz. So mied ich in diesen Tagen den näheren Kontakt mit anderen Hunden. Bei der ersten Läufigkeit schien sie „mit sich selbst nichts anfangen“ zu können. Sie wirkte ständig schlecht gelaunt und quengelte, unabhängig davon, was wir gerade taten: Waren wir in der Wohnung, wollte sie raus, waren wir draußen, woll-

te sie zum Auto, war sie im Auto, wollte sie ... - ach, ich weiß auch nicht, was! Und wo sie früher bei einem Spaziergang drei oder vier Mal pinkelte, begann nun ein Markier-Marathon, bei dem sie alle paar Meter nach längerem Schnüffeln einige Urinspritzer von sich gab.

Zum Glück war sie selbst sehr auf Sauberkeit bedacht. Vereinzelt Blutstropfen leckte sie auch vom Fußboden wieder auf und nach kurzem hatte sie begriffen, dass ein Tropfen an der Stelle war, auf die ich mit dem Finger zeigte, wenn ich sie zu mir rief. Allerdings konnte es auch unterwegs passieren, dass sie sich zu Boden warf, um sich mitten auf einem Zebrastreifen zu säubern - und dabei hat eine Hundedame keine Eile!

Trotz aller Reinlichkeit war es in der Zeit nicht möglich, sie überallhin mitzunehmen, und wir gerieten in einen gewissen Teufelskreis: Einerseits war sie ohnehin quengelig, andererseits überhaupt nicht ausgelastet - und so wurde sie von Tag zu Tag quengelig. Zu alledem kam, dass sie offenbar plötzlich „Probleme mit den Ohren“ bekam - sie hörte Anweisungen schlechter! Auch das ist weit verbreitet und viele Hundehalter verzichten während der Läufigkeit von vornherein auf irgendwelche Übungen mit der Hündin und akzeptieren manche Nachlässigkeit im Befolgen von Anweisungen. Ich bin mir nicht ganz sicher, ob das nicht letztlich die Nachlässigkeit sogar verstärkt, begrenzte mich aber darauf, nur auf der Einhaltung der wichtigsten Anweisungen zu bestehen.

Eher zufällig zeigte mir die Besitzerin von Linda einen Hundeslip, den sie bei Linda erprobt hatte. Aber Linda wurde davon wund und entledigte sich ständig des ungewohnten Stückes - eine Erfahrung, die mir auch andere berichteten. Pro behalber durfte ich den Hundeslip mitnehmen und als ich Tura schnüffeln ließ, wurde mir klar, dass ich das Richtige getan hatte: Der Slip roch nach einer befreundeten Hündin und sicher wusste Tura sofort, in welchem Zustand Linda ihn getragen hatte. Also nahmen wir gleich mal Maß und mit großer Aufmerksamkeit ließ Tura die Anprobe geschehen, setzte sich gleich anschließend auf ihren Hintern und beschnüffelte sich von allen Seiten. Allerdings war der Slip um einiges zu eng und als ich dann auch noch sah, wie Tura den Stoff verzweifelt zu säubern versuchte, der wohl von der anderen Seite her in dem Moment betröpfelt wurde, verstand ich, worin aus ihrer Sicht das Problem lag: Er behinderte sie beim Säubern - sie würde ihn abstreifen oder irgendwann mit dem Säubern aufhören.

Dennoch war ich noch am selben Tag in einer Fachhandlung und kaufte ei-

nen Hundeslip - allerdings einen in der Größe „Bernhardiner“. Der Gummizug um Turas Bauch hielt zwar alles dort, wo es sein sollte, aber der Bereich mit dem austauschbaren Inlet hing lose zwischen ihren Hinterläufen. Tura fand das toll: Um sich zu säubern, schob sie die Schnauze unter den Stoff, und ansonsten funktionierte der Slip wie ein loser Tropfenfänger. Vielleicht gehen wir auch bei Hundeslips zu sehr vom menschlichen Denken aus, so dass wir einen anliegenden Slip kaufen, damit das Inlet wie bei einer Damenbinde den vaginalen Bereich bedeckt. Das ist zwar damenhaft, aber nicht hundegemäß, wie alle Hündinnen zeigen, die den Slip schneller abstreifen, als der Besitzer ihn überziehen kann.

Nach dem Kauf ließ ich Tura nochmals ausgiebig an Lindas Hundeslip schnüffeln, dann erst zog ich ihr ihren an - und ich hatte den Eindruck, dass sie geradezu stolz darauf reagierte: Jetzt hatte auch sie so etwas wie Linda! Zumindest stieg ihr Muskeltonus deutlich an, sie stolzierte mit erhobener Rute umher und setzte sich immer wieder, um ausgiebig an ihrem ersten (und einzigen) Kleidungsstück zu schnüffeln. Aber sie hat nicht ein einziges Mal auch nur den Versuch unternommen, sich davon zu befreien. Und das machte mir Mut: Vor dem nächsten Termin in unserem Gemeindehaus gab es einen kleinen Spaziergang, der - vielleicht entgegen ihrer Erwartung - vor der Eingangstüre endete. Dort zog ich den Slip aus der Tasche, ließ sie anhalten, hob erst das eine, dann das andere Bein hinein und knöpfte ihn im Rücken zu - so durfte sie mitkommen. Seither brauchte es keine Laken zum Abdecken mehr - Tura fühlte sich offenbar mit ihrem Hundeslip so wohl, dass sie ihn auch in der Wohnung trug.

Einer Hündin sollte man also einen übergroßen Slip spendieren, der ihr alle Möglichkeiten lässt, sich zu reinigen. Während ich mich in der ersten Auflage dieses Buches noch ablehnend über Operationen äußerte, sind mir inzwischen nur recht eindeutige Untersuchungen begegnet und auch die Erfahrungen mit Tura sind deutlich: Im Alter von neun Jahren musste ihr wegen Mammatumoren eine Zitzenleiste entfernt werden, mit knapp elf Jahren wurde ihr auf Grund einer akuten Vereiterung die Gebärmutter entfernt. Beides wäre wohl mit einiger Wahrscheinlichkeit nach einer frühen Kastration nicht notwendig geworden: Erfolgt die Kastration vor der ersten Läufigkeit, scheint die Wahrscheinlichkeit von Mammatumoren gegen Null zu gehen, nach der zweiten Läufigkeit ist sie etwas höher und gleicht sich ab der dritten Läufigkeit dem Risiko einer nicht operierten Hündin an. Für Gebärmuttervereiterungen bzw. -tumore deuten Untersuchungen in diesel-

be Richtung. Ein Tierarzt hat dazu weitere Informationen und kennt Ihr Tier - lassen Sie sich umfassend beraten.

Mir sind natürlich auch alle Argumente, die gegen eine Operation sprechen bekannt. Vor allem aber, wenn mit großem Ethusiasmus vorgetragen wird, dass eine Kastration nicht artgerecht sei und wir ja auch nicht am Menschen herumschnipseln ohne wichtigen Grund, habe ich Bedenken. Unsere Hundehaltung insgesamt ist nicht am Hund orientiert, sondern am Menschen. Ein Hund würde lieber in einem Hunderudel leben und so ungezwungenen Auslauf haben, wie ich dies von dem spanischen Rudel erzählte. Dann würde im Regelfall innerhalb des Rudels nur das Alpha-Weibchen Junge austragen. Sollte noch ein anderer Wurf entstehen, würde er wahrscheinlich vom eigenen Rudel getötet werden. Aber spätestens, wenn man das Bild von kleinen, wuscheligen Fellbündeln, die von ihren Angehörigen artgerecht zerrissen werden, ausmalt, gilt man auch bei denen als brutal, die bei der Frage der Kastration lautstark die artgerechte Behandlung einklagen. Weil ich diese Diskrepanz im Denken nicht verstehe, muss ich dem Leser die Entscheidung überlassen.

Ein anderes Problem ist die Frage, wie man in der Läufigkeit mit Rüden umgehen soll. Es gibt ja wahre Schauernmärchen von ganzen Rudeln liebestoller Hunde, die jaulend und kämpfend die Nächte vor dem Haus der Angebeteten zubringen. Auf diese Szenerie wartete ich vergebens. Dennoch versuchte ich, Schwierigkeiten schon im Vorfeld aus dem Weg zu gehen - ausgedehnte Spaziergänge zu den gängigen „Hundewiesen“ unterblieben, bei Besorgungen wartete Tura meist im Auto, denn irgendein Rüde machte bestimmt mit seinem Besitzer auch gerade Besorgungen. Bei kleineren Spaziergängen ging sie grundsätzlich an der Leine, ich schaute besonders aufmerksam voraus und warnte andere: „Vorsicht - sie ist gerade läufig!“

Wahrscheinlich ist das in einer Stadt auch anders als auf dem Land, wo Hunde teilweise noch im Ort frei herumlaufen. Tura selbst schien in dieser Zeit recht wählerisch zu sein – die Mehrzahl der Herren ging sie mit gefletschten Zähnen an. Die meisten Rüden waren daraufhin so eingeschüchtert, dass ich nichts weiter tun musste – beim Rest die Besitzer.

Nur ein Rüde war mir schon aufgefallen, da er offenbar in der Nähe unserer Ulmer Wohnung stundenlang streunen konnte. Als Tura dann läufig wurde, stand er eines Tages vor meinem Auto, als wir uns näherten. Seine Annäherungsversuche fanden ein jähes Ende in einem Unterwerfungsritual,

das in diesem Falle von mir durchgeführt wurde. Ich glaube, das ist für jeden Hundebesitzer, der es sich gegenüber einem fremden Hund zutraut, der richtige Weg: Auch gegenüber dem eigenen Hund zeigt er damit, dass er zu Recht Rudelführer ist und sich auch gegenüber fremden Hunden Respekt verschafft (sprich: sein Rudel schützen kann). Dennoch mahne ich ausdrücklich zur Vorsicht bei diesem Vorgehen! Anschließend verfrachtete ich Tura ins Auto und trieb knurrend den Hund vor mir her. Erwartungsgemäß zog er sich in sein Revier zurück und so fand ich seinen Besitzer. Ich forderte ihn auf, das Streunen seines Hundes zu verhindern.

Um gegenüber dem Hund meine Dominanz weiter auszubauen - vielleicht würden wir uns ja schon bald wieder treffen - , begegnete ich auch seinem Besitzer, der dazu auch noch etwas kleiner war als ich, in betont steifer, aufrechter Haltung, sprach mit lauter Stimme und sah ihn dabei ständig direkt an. Der Mann beteuerte, dass sein Hund niemandem etwas tue (o wie ich dieses Geschwätz hasse!). Ich erklärte ihm daraufhin, dass ich mir nicht um mich, sondern um meine läufige Hündin Sorgen mache - aber auch um seinen Hund, dem ich schon gesagt hätte, dass er aus unserem Revier verschwinden solle. Verwundert sah der Mann auf den Hund, der neben ihm stand, hinab und verstand wohl nicht so recht, was ich meinte. Ich senkte ebenfalls den Blick durchdringend auf den Hund, der sofort den Kopf einzog und sich abduckte. Als ich dann auch noch leise zu knurren begann, glitt er ganz zu Boden, bis er bewegungslos dalag. Ich ließ mir nichts anmerken, war aber doch aufs Äußerste amüsiert: Wahrscheinlich war der Hund zum ersten Mal an einen Menschen geraten, der ihm in seiner eigenen „Sprache“ unmissverständlich klarmachte, „was Sache“ war - er wirkte zumindest ebenso fassungslos wie sein Besitzer. Weder Hund noch Besitzer sahen wir je wieder, wobei ich nicht weiß, wem von beiden ich dies als intelligente Voraussicht zurechnen soll.

Eine weitere Begegnung mit einem penetrant lästigen Rüden war in Spanien, ein oder zwei Tage nach dem Ende einer Läufigkeitsperiode. Ein kleiner Kläffer ließ sich weder von Tura noch von mir abweisen und beharrte auf seiner Zudringlichkeit. Da er sich sowohl gegen menschliche wie auch gegen hündische Kommunikationsmittel resistent zeigte, packte ich ihn schließlich und trug ihn über den Dorfplatz zu seiner Besitzerin, der ich erklärte, dass sie ihn gut verwahren solle, wenn sie jemals wieder Tura sehen wollte - und das war eine schlimme Drohung, denn sie war vom ersten Tag an in das schwarze Bündel vernarrt gewesen: Der Kläffer gehörte Dolores.













Bilder der letzten Seiten:

1. Doppelseite: Rasante Dreiradfahrt (Felicitas)

links, von oben:

Vorsichtige Kontaktaufnahme, als Vincent Zuhause ankommt: Ohne Aufforderung traut sich Tura nur zu schauen.

„Tante Tura“ hat ihre Aufgabe angenommen: Behutsam und ausdauernd säubert sie die Zehen beim Baden.

rechts:

Interessiert beobachten beide, was um sie herum passiert.

Teilen kann Tura den Freudenausbruch nicht, aber erträgt geduldig den Juchzer.

2. Doppelseite: Vincent und Tura im Garten

links:

Spielen und necken im Grünen - Turas Geduld scheint grenzenlos.

Gemeinsam wird genau beobachtet, was in der Küche geschieht.

Das unzertrennliche Duo überwacht den Garten.

rechts:

Auch in Spanien steht Vincent unter Turas Obhut: Geht er vom Haus weg, ist sie bei ihm, spielt er irgendwo, bewacht sie ihn, will er vom Grundstück wackeln, steht sie vor ihm und kein Schieben und Drücken hilft.

Keine „heile Welt“: Die Schale mit Erdnussflips ist umgefallen. Und alle Drei lieben Erdnussflips. Das ist eine Situation, in der ich eingreife - vorsorglich, denn ich weiß nicht, wer wem gefährlich werden würde.

3. Doppelseite: Wiese auf der Schwäbischen Alb mit Doña

links:

Doña hat Schnee lieben gelernt und tobt durch die weiße Pracht.

Vor Freude macht sie Bocksprünge und federt wie ein Gummiball mit allen Vieren in der Luft durch die Schneelandschaft.

„Hol ihn doch!“, sagt ihre Haltung und sie wartet nur darauf, dass man das Spiel mit dem Pinienzapfen aufgreift.

rechts:

Doña im zärtlichen Spiel mit einem der Meerschweinchen, die zu unserem Rudel gehören.

Bild mit Erinnerungswert: Sie kann nicht fassen, wie groß Wiesen sind und wie gut es sich im Gras liegt - der erste Tag nach dem Tierheim.

Unfassbar, was unter Tüten voller Haarbüschel steckt: Auch das ist Doña - kurz geschoren für sommerliche Hitze in Spanien.

Buddeln! Lebensfreude pur.

16. „Tante“ Tura

Kinder lieben Hunde lieben Kinder

Ein großes Problem war Turas Freundlichkeit. Menschen, die sie gut leiden konnte, wollte sie dies auch zeigen. Dabei hatten es ihr Kinder besonders angetan, was sich erst etwas legte, als bei uns zwei Kinder ständig herum sprangen – das scheint den Überschwang ein wenig gedämpft zu haben.

Früher dagegen war mir wichtig, dass Kinder von sich aus - wenn sie es wollten - Kontakt zu Tura aufnahmen. Manchmal stellte sich dabei heraus, dass ein kleines Kind, das sich mit seinem Wackelgang zunächst recht forsch näherte, auf dem letzten Meter bemerkte, dass sich dieses Kuscheltier ja ganz von alleine bewegte - und ihm jetzt Auge in Auge gegenüberstand!!!

In ihren ersten Lebensmonaten musste ich sie energisch, das heißt, indem ich einfach meinen Arm um sie legte, davon abhalten, mit kleinen Kindern sofort herumzutollen. Sie sah sie wohl als Welpen, aber Hundespiele können derb sein und kein Kind sollte vor meiner Tura erschrecken! Also bemühte ich mich, ihr beizubringen, sich hinzulegen, sobald ein Kind näher kam, und zu warten, bis es sie berührte – aber auch dann musste sie liegen bleiben.

Bei einer Begegnung mit einem fremden Welpen fiel mir auf, dass Tura sich gleich auf den Boden legte und erst nach den Spielaufforderungen des Welpen mit ihm heruntollte. Anschließend lag sie wieder und der Kleine knuffte und zerrte an ihr herum und krabbelte über sie und nur ab und zu schob sie ihn mit einer Pfote weg oder stieß ihn kurz mit der Schnauze um: Es war das Spielverhalten eines Muttertieres, das sensibel merkte, dass sie keinesfalls ihre wirkliche Kraft einsetzen durfte.

Ich glaube, bei jeder Hündin mit einer gesunden, sozialen Entwicklung reift dieses Verhalten und bedarf nur einer gewissen Führung, um auch auf Menschen-Welpen angewandt zu werden: Mit den Kleinen spielt man (meist) im Liegen und legt sich auf die Seite, damit sie einen streicheln können. Auch das ist ja ein mütterliches Verhalten in dieser Situation, in der die eigenen Welpen dann wohl nach den Zitzen suchen könnten.

Vielleicht entwickelte Tura durch meine Bemühungen und durch ihr Handicap und die damit verbundenen Erfahrungen schon früher ein Verhalten,

das sie zu einem angenehmen Spielkameraden auch für die Kleinsten machte. Ich habe da keine herausragende Erziehungsleistung vollbracht, sondern nur gefördert, was an Verhalten bereits im Hund steckte.

Das hatte auch drollige Auswirkungen. An einer Stelle, an der wir öfters vorbeikamen, lag ein neu eingerichteter Kinderspielplatz, in den ein kleines Flüsschen so integriert wurde, dass sich ein kleiner, vielleicht 15 Zentimeter tiefer Plansch-See bildete. Der war vom eigentlichen Wasserlauf durch ein kleines Gitter abgetrennt, so dass auch die Kleinsten dort spielen konnten. Tura spielte mit einigen Kindern auf dem Gehweg, der durch das Flüsschen vom Spielplatz getrennt lag. Da sah sie einen kleinen Hosenmatz mit Eimerchen und Schäufelchen auf den Mini-See zukommen und - patsch, patsch - hineintreten. Sie lief nervös am Gehwegrand hin und her, dann bellte sie mich an und als ich nicht schnell genug begriff, rannte sie über ein Brückchen auf den Kinderspielplatz und zielstrebig in den Mini-See. Sie umrundete den Kleinen und stupste ihn an, so dass er auf den Hosenboden plumpste und sie groß anstarrte - aber sie ließ ihn nicht weiter und blieb quer vor ihm stehen, auch als er mit der Schaufel nach ihr patschte. Sie verhielt sich, als ob sie den Kleinen beschützen wollte, auch wenn er - nach menschlichem Ermessen - nicht in wirklicher Gefahr war. Auch die umstehenden Mütter, denen Tura bereits als außergewöhnlich kinderfreundlicher Hund bekannt war, interpretierten ihr Verhalten so.

Ihr Ruf eilte ihr bei Kindern, die zu Gruppen der Gemeinde kamen, schon voraus und die anfängliche Scheu wich bald einem herzlichen Kontakt. Tura begrüßte alle und nahm an Programmpunkten teil, an denen ein Hund teilnehmen konnte. Wieder anderes interessierte sie nicht, so dass sie sich nach einiger Zeit einen Platz suchte, an dem sie dösen konnte, von dem aus sie jedoch einerseits das Treiben, andererseits vor allem auch die Türe im Blick hatte. Die Kinder ihrerseits lernten schnell, dass „Zudringlichkeiten“ ausnahmslos freundlich gemeint waren, und wussten bald damit umzugehen.

Andererseits war es mir wichtig, den Kindern auch zu vermitteln, dass Hunde Raubtiere sind, wenn auch Tura ein besonders umgängliches Exemplar war: Turas Verhalten konnten sie nicht von jedem Hund erwarten. So kam es, dass ich immer, wenn eine Schar Kinder die erste Scheu gerade überwand, einen kleinen „Einführungskurs“ über Hunde mit Geschichten und kleinen Demonstrationen gab. Vieles wurde schon alleine durch das Betrachten des Gebisses wieder ins rechte Licht gerückt: Diese Zähne könnten schreckliche Verletzung bewirken. Jedes Kind durfte auch an einem

Büffelhaut-Kaustäbchen ziehen und biegen, um sich zu spüren, wie hart es war. Umso größer war die Überraschung, als Tura dann das Stäbchen einfach durchbiss.

Mir war es immer wichtig, dass Kinder unterscheiden lernten: „Das hier ist Tura und andere Hunde verhalten sich vielleicht ganz anders“. Ich glaube, das ist für Kinder ein wichtiger Schritt, um auch Erschreckendes, was sie über Hunde hören oder gar mit ihnen erleben, richtig einordnen zu können. Angst ist ein sinnvolles Gefühl, weil sie uns schützt - unangemessene Angst ist kein sinnvolles Gefühl, weil sie uns ohne tatsächlichen Grund unserer Entscheidungs- und Entfaltungsmöglichkeiten beraubt: Es ist schön, das weiße Fell eines lieben Hundes zu streicheln und es ist richtig, um einen unbekannten Hund einen Bogen zu machen. Es ist aber schlimm, vor jedem noch so kleinen Hund aus Angst davonlaufen zu müssen: Das ist der Unterschied.

Bei Jugendlichen oder Erwachsenen legte ich in Gesprächen über das Thema „Hund“ einen anderen Schwerpunkt: Wie man mit einem Hund umgeht, ohne dass es zu Missverständnissen kommt. Viele Geschichten mit einem schrecklichen Ende beginnen mit einem Missverständnis. Schon die Frage, ob man einen Hund anschauen oder von ihm wegschauen sollte, spaltet ja die Gemüter. Dabei ist ja beides richtig: Ein dominanter Hund wird einen sturen Blick eher als aggressiv werten, besonders, wenn dieser Blick von einem Eindringling in sein Revier kommt. Ein weniger dominanter Hund, dem man außerhalb seines Reviers begegnet, wird sich auf einen starren Blickkontakt hin eher abwenden und signalisieren, dass er sich auf keine Auseinandersetzung einlassen will.

Nicht immer, aber manchmal ist es also besser, den Blick vom Hund abzuwenden. Allerdings gibt es da ein menschliches Problem: Unsere Reaktionsmuster sind so aufgebaut, dass wir die Gefahr „ins Auge fassen“. Der Fokus unserer Wahrnehmung richtet sich auf die Gefahr, das periphere Blickfeld wird deutlich verengt, zuweilen sogar ausgeblendet. Wir „können nicht wegschauen“, wir sind vielleicht sogar „starr vor Schreck“ wie „das Kaninchen vor der Schlange“, „starren wie gebannt“, sind „ganz Auge“ ... - unsere Sprache verrät dieses Reaktionsmuster. Nur wenn es uns gelingt, gelassen zu bleiben, können wir bewusst den Blick abwenden und die Gefahr aus den Augenwinkeln wahrnehmen - was ja voll ausreicht, wenn uns unser peripheres Blickfeld zur Verfügung steht.

Kinder haben es vielleicht etwas einfacher als Erwachsene, denn Hunde er-

kennen im Regelfall, dass es sich um „Jungtiere" handelt, denen man noch manches durchgehen lässt. Umso fataler und erschreckender sind dann die Fälle, in denen es auch dabei zu Missverständnissen kommt. Dabei sind Missverständnisse fast vorprogrammiert:

Wenn Kinder Kontakt zu einem Hund aufnehmen, laufen sie meist direkt auf ihn zu. Der Hund nimmt Blickkontakt auf, erkennt ein „Jungtier". Er wendet sich dem Jungtier zu und möchte es beschnüffeln. Eine anständige Begrüßung unter Hunden beginnt im Gesichtsfeld, d.h. die Hundeschnauze nähert sich dem menschlichen Gesicht. Nur haben wir Menschen ganz andere Reaktionsmuster, die uns anweisen, bei einer Gefahr mit den Kopf zurückzuschrecken und die Hände hochzureißen. Oft sind aber Kinder schneller und tasten mit ihrer Hand nach dem weichen Hundefell. Schließlich sind wir Menschen gewohnt, mittels der Hände Kontakt aufzunehmen - und der Kopf des Hundes zuckt (seinem Reaktionsmuster folgend) herum zur Hand, um zu schnüffeln. Dann aber schreckt das Kind zurück und reißt dabei die Hände hoch, um sie zu schützen.

Schon im bisher Gesagten werden Unterschiede im gewohnten Begrüßungsritual von Hund und Mensch deutlich. Aber es kann noch schlimmer werden! Je ausgeprägter die Hand weg- bzw. hochzuckt - gar noch mit beiden Händen gleichzeitig - , umso deutlicher wird dem Hund, was das bedeutet: Dieser „komische Hund" zeigt eine Spielaufforderung, bei der Hunde gleichzeitig mit beiden Vorderläufen in Richtung des Aufgeforderten auf den Boden schlagen und hüpfende Bewegungen machen. Damit ist alles klar: Das Junge will spielen.

Der Hund „antwortet" ganz korrekt darauf: Er reagiert freudig, hüpfet etwas mit den Vorderläufen und will damit sagen, dass er mitspielt. Dabei kommt er dem Kind näher, das jetzt einen richtigen Schreck bekommt: Es dreht sich ruckartig um und läuft davon. Wenn sich Hunde darin einig sind, dass sie spielen wollen, muss einer anfangen. Das kann ein ruckartiges Ausbüchsen in eine Richtung sein: Ein Fangspiel geht los, bei dem die Rollen unter Hunden auch schnell wieder wechseln können.

Aber für ein Kind entwickelt sich ein Alptraum: Eine entsetzliche Gefahr ist ihm auf den Fersen und so schnell es auch läuft, sie kommt näher und näher Der Hund, der es verfolgt, erwartet jedoch einen seitlichen Ausbruch, würde dann ein Rempeln oder ähnliches versuchen - eben mit seinen Methoden zeigen: „Jetzt hab' ich dich!" Aber für das Kind ist es ernst,

es rennt in die einmal eingeschlagene Richtung, so schnell die Füße tragen. Und es bleibt das Schreien oder Kreischnen, das die Mutter rufen soll.

Erik Zimen hat auf einen Unterschied zwischen Wolf und Hund hingewiesen: Wölfe trennen die einzelnen Lebensbereiche - Spiel ist Spiel, Kampf ist Kampf, Jagd ist Jagd, usw. - eine Vermischung finde kaum statt. Anders sei es bei Hunden, wo ein plötzliches „Umkippen“ stattfinden könne. Die heutige Neurobiologie widerspricht dem, indem sie zeigt, dass die Gehirnareale, die bei Spiel bzw. bei Aggression aktiv werden, völlig andere sind - also eine Vermischung von beidem organisch nicht möglich ist.

Eine andere Deutung versteht Jagd und töten der Beute als festgelegtes Verhaltensmuster, das immer nach einer abrupten Fluchtbewegung des Opfers als auslösendem Reiz abläuft. Das mag im Einzelfall zutreffen, erklärt aber nicht die Mehrzahl der Fälle, in denen - zum Glück! - keine Jagd, sondern ein JagdSPIEL folgt.

Ich vermute eher, dass es mit dem schrillen Kreischnen von Kindern in so einer alptraumartigen Situation zu tun hat - Schreie, wie sie Tiere in Todesangst oder als Todesschrei von sich geben. Wenn das mir als Mensch einfällt, dann weckt es bestimmt auch etwas in einem Lebewesen, in dem noch viel Raubtierhaftes schlummert. Zumal der Impuls zum Todesschrei aus dem Stammhirn kommt (Sie erinnern sich: das ist das reptilische Spatzenhirn) - die Reaktion auf einen Todesschrei scheint auch im Stammhirn verankert zu sein. Vielleicht liegt irgendwo dort „der Schalter“, der in einem Hund das Fangspiel in eine Jagd umkippen lässt - die Jagd auf ein Kind.

Menschen-Welpen

Unsere Lebenssituation – und damit das Leben von Tura – änderte sich grundlegend, als sich Vincent ankündigte. Zum einen war damit klar, dass wir als Familie zusammen ziehen in eine Wohnung, die zwar idyllisch gelegen, aber doch viel zu klein war. Aber es war absehbar, dass dies eine Lösung auf Zeit sein würde und so konnten wir uns gut damit zurecht finden.

Innerhalb weniger Monate veränderte sich unser kleines Rudel auch aus der Sicht von Tura grundlegend. Das Rudel wurde zunächst um eine Frau erweitert, bald darauf auch um einen „Menschen-Welpen“, die vertraute Umgebung wurde verlassen, ein neues, kleineres Revier bezogen. Ich weiß

nicht genau, zu welchem Zeitpunkt Tura davon „Wind bekam“, dass Nachwuchs unterwegs war – aber so massive hormonelle Veränderungen, wie sie eine Schwangerschaft mit sich bringt, bleiben der Nase eines Hundes nicht verborgen. Manche Hunde zeigen ja auch in ihrem Verhalten zuverlässig die Menstruation von Frauen – ob bekannt oder fremd – an: Da gibt es offenbar eindeutig verständliche Signale in der Geruchswelt. Immer, wenn wir bei der künftigen Mutter ankamen, wollte Tura in schon lästiger Weise mit der Nase alles erkunden, als wäre das für sie mindestens ebenso zuverlässige Information wie für mich die Worte, mit denen von Wohl- oder Unwohlsein berichtet wurde: kein Zweifel – Tura wusste, was im Werden war.

Die Geburt von Vincent fand in einem Krankenhaus in der Nähe von Ulm statt. Wir brachen mitten in der Nacht auf. Weil wir auf eine längere Geburt eingestellt waren, hatten wir auch Tura ins Auto geladen.

Als ich dann am Vormittag des nächsten Tages wieder zum Auto ging, nahm ich ein Stückchen Stoff mit, das bei Mutter und Kind gelegen hatte. Als ich es ihr hin hielt, beschnüffelte Tura es minutenlang – ich glaube, so lange hat sie nie zuvor und nie danach ein einzelnes Stück untersucht. Sie tat es mit allen Zeichen von Aufmerksamkeit, Spannung und Freude. Ich bin mir sicher, dass sie diese Geruchsbotschaft verstand: „Der Welpen ist da!“ Auch später in der Wohnung kehrte sie immer wieder zu dem Tuch zurück und nahm geräuschvoll den Geruch auf, als wolle sie ganz sicher sein, dass sie ihn nicht vergessen hatte. Ich glaube, damit habe ich genau das Richtige getan: eine Geruchsmitteilung aus dem Krankenhaus mitgebracht, die dem Hund eine eindeutige Information gab.

Zum Werfen suchen sich Hündinnen ein Versteck, wo sie dann zusammen mit dem Wurf einige Zeit bleiben. Oft ist dieses Versteck den anderen Hunden nicht bekannt, so dass das Rudel keine Nachricht hat, wann die Welpen angekommen sind. Mit dem, was ich tat und vorschlug, weiche ich also vom typischen Verhalten von Hunden ab. Der Grund liegt in der besonderen Situation eines gemischten Rudels: Menschenkinder verändern die Konstellation im Rudel in ganz anderer Weise wie Welpen. Kinder ziehen aus dem Stand heraus in der Hierarchie am Hund vorbei – aber das liegt an den Eltern, die (selbstverständlich) ihre Kinder anders behandeln als Hunde. Während Welpen nach wenigen Wochen die ersten kleinen Ausflüge mit der Mutter unternehmen, kann ein Säugling so etwas noch viele, viele Monate lang nicht. Dafür schreit ein Säugling ausdauernd – was auf einen Hund wohl ziemlich ungewöhnlich und offenbar auch verunsichernd wirkt.

Einerseits wird der Säugling also von den Eltern auf eine hohe Stufe in der Hierarchie gehoben: Er ist immer in der Nähe der Eltern (und wird nicht stundenweise zurückgelassen), sie wenden sich ihm in besonderer Weise zu (während sie möglicherweise den Hund zurücksetzen), sie heben ihn auf Sitzgelegenheiten, zu denen er von alleine gar nicht hochsteigen könnte (vgl. die Anmerkungen zu den Liegeplätzen).

In dieser Beschreibung liegen nun mehrere Ansatzpunkte, die zu Problemen und Gefahren führen können:

1. Der Hund wird in der Hierarchie zurückgesetzt. Auch wenn es ein nicht besonders eifersüchtiger Hund ist, ist diese Behandlung zutiefst wider seine Natur: In seinem Verständnis der sozialen Ordnung dieser Welt hat er einen bestimmten Platz in der Hierarchie, den er nur mit bestimmten Begleitumständen zu räumen hat - und die Geburt von Welpen zählt nicht dazu.

2. Selbst wenn es gelingt, das unter 1. genannten Problem weitgehend zu umschiffen, bleibt doch, dass der Säugling auf all die erhöhten Liegeplätze, die dem Hund verwehrt sind, sogar hinaufgelegt wird (manchmal ja auch, um ihn vor dem Hund zu „schützen“). Dieses Beispiel steht für eine ganze Reihe von menschlichen Verhaltensweisen rund um Säuglinge, die aus der Sicht eines Hundes nicht akzeptabel sind: „Wenn der Säugling aufs Sofa darf, darf ich das auch.“

3. Dann gibt es bei Säuglingen und Kleinkindern Verhaltensweisen, die für einen Hund nicht verständlich sind. Dazu gehört auch das anhaltende Schreien von Säuglingen. Welpen verhalten sich in der Regel leise – sie würden ja sonst Feinde zum Versteck des Wurfes locken und alle gefährden! Menschenkinder brauchen dagegen viel länger „Welpenschutz“ - unsere Kinder kommen als „physiologische Frühgeburt“ zur Welt und müssen außerhalb des Körpers erst noch „nachreifen“. Das versteht kein Hund! Sein naturgegebenes Gefühl für die Zeitspanne, ab der er den „Mensch-Welpen“ wie einen „jugendlichen Hund“ behandeln darf, lässt ihn im Stich.

4. Letztlich können einige der genannten Aspekte von Hunden so interpretiert werden, dass dieser komische Welpen, der sich auch nach Wochen noch nicht recht bewegt, dauernd schreit und auch sonst eher eigentümlich ist, irgendwie fehlentwickelt ist und sicher kein hundegemäßes Leben führen kann: Solche Welpen sind zu töten. Dies kann auch die Konsequenz sein, wenn die Hierarchie nicht stimmt, indem zum Beispiel eine sehr dominante Hündin den Wurf ihrer menschlichen Rivalin auslöschen will.

Hält man sich all das vor Augen, taucht vielleicht doch die Frage auf: Kann das mit Hund und Kind überhaupt klappen – oder gefährden wir unser Kind?

Einer solchen Einschätzung muss man aber auch entgegenhalten: Werfen und aufziehen von Jungen gehört in jedem Rudel mit dazu – es ist auch bei Hunden die natürlichste Sache der Welt. Es findet anders, in anderem Kontext und mit anderen Verhaltensweisen statt – und an genau dieser Stelle ist Übersetzungsarbeit zu leisten.

Und das ist das Stichwort, unter das das oben beschriebene Tuch aus dem Krankenhaus fällt: Das ist nicht hundetypisch, aber es ist Teil der Übersetzungsarbeit. Es ist die Botschaft, dass nun Welpen da sind und es ist die Botschaft, dass der Hund davon speziell und früh Nachricht bekommt. Und dass irgendetwas von der Botschaft angekommen war, zeigt Turas Verhalten.

Am zweiten Tag nach der Geburt sollte die „große Stunde“ kommen: Der kleine Erdenbürger sollte Tura vorgestellt werden. Es verlief anders als ich dachte – besser, aber doch auch für mich überraschend.

Draußen war angenehmes Wetter und wir beschlossen, mit dem gut in Decken eingehüllten Vincent einen kleinen Spaziergang auf den Parkplatz zu machen, wo Tura im Auto saß. Ich erwartete, dass sie voller Freude nicht mehr von dem kleinen Bündel weg zu bekommen wäre – immer wieder gucken, riechen, hören, ...

Wir kamen zum Auto, öffneten die Heckklappe, ich setzte mich neben Tura, die schon ganz aufgeregt zur Mutter und dem seltsamen (aber sicher schon bekannt riechenden) Knäuel Decken in ihren Armen hochsah. Anne beugte sich herab, Tura vergrub für vielleicht zwei Sekunden ihre Nase in die Decken – dann sprang sie aus dem Auto, lief ein paar Meter in Richtung Straße und blieb mit allen Anzeichen höchster Wachsamkeit dort sitzen, uns den Rücken zugekehrt und mit gereckten Ohren immer wieder aus allen Richtungen Luft einziehend. Anne setzte sich zu mir auf die Ladefläche im Heck und wir sahen beide einige Zeit etwas verwirrt zum Hund hinüber.

Erst allmählich dämmerte mir, was passiert war: Ich hatte von Tura ein Verhalten erwartet, als ob sie eine der menschlichen Omas, Opas, Tanten, Onkel, Freunde und Bekannten wäre, die sich in den letzten Stunden kaum noch vom Anblick des Kleinen losreißen konnten.

Aber Tura war ein Hund und weit davon entfernt, sich auf das menschliche Niveau eines „haddadadusüßerkleiner“ zu begeben - sie verhielt sich wie

ein Hund. Ihr wurde auf fremdem Territorium ein „Welpen“ des Rudels vorgestellt – und sie verhielt sich genau so, wie ich es schon früher bei Hunden gesehen hatte: Bei dieser kurzen Vorstellung in einem fremden Bereich prägte man sich den Geruch des neuen Rudelmitglieds ein und zeigte seine Fürsorge, indem man sofort die Rolle des Bewachers übernahm. Und das tat Tura: Wachsam beobachtete sie die Vorübergehenden und kam jemand in unsere Richtung, stand sie – diesmal ohne Zeichen von Freundlichkeit – auf. Hätte uns jemand direkt angesteuert, wäre es sicher besser gewesen, Tura herzurufen. Sie kam erst wieder zu uns, als wir diesen kurzen Ausflug beenden wollten und sie zum Auto riefen.

So sehr mich ihr Verhalten auch überraschte, so zeigte es doch, wie sie sich in dieser veränderten Rudelkonstellation sah: Sie hatte die Aufgabe, das kleine Rudelmitglied zu beschützen. Dass sie selbst dies gleich bei der ersten Begegnung so deutlich zeigte, beruhigte mich, denn es war genau die Aufgabe, die ich ihr zugeordnet hatte.

Als dann Felicitas am denkwürdigsten Tag des Jahres 2001 geboren wurde, war ich auf das Zusammentreffen gespannt: Würde Tura so reagieren wie bei Vincent, wäre dies ein Indiz für die Richtigkeit meiner Hypothese. Anne kam mit der Kleinen zu einem kurzen Spaziergang aus dem Krankenhaus, Tura schnüffelte wenige Sekunden in die Decken hinein, dann postierte sie sich wachsam ein wenig entfernt. Als wir einige Meter gingen, ging sie immer zwischen uns und anderen Personen, als wolle sie uns abschirmen.

Zurück zu Vincent: Einige Tage später kamen Mutter und Kind aus dem Krankenhaus nach Hause. Wenn mein Gedanke stimmte, dass sich Tura ganz stark so verhielt, wie ich es bei dem spanischen Hunderudel gesehen hatte, musste die Reaktion jetzt anders sein: Hier war man mitten im eigenen Revier, bei der eigenen Lagerstätte, also in dem Bereich, wo man sich ganz ungezwungen verhalten konnte. Wenn die Mutter das Junge hierher brachte, durfte man es „richtig“ begrüßen.

Tura empfing uns total aufgeregt. Sie konnte es kaum erwarten, bis die Taschen abgestellt waren. Dann gingen wir ins Wohnzimmer und – trotz verhaltenem Protest der Mutter – legte ich den Kleinen inmitten seiner Decken auf den Teppichboden und mich dazu. Und wie erwartet, gab es jetzt wirklich kein Halten mehr: Zuerst lag sie neben dem Bündel und sog Luft ein und schien sich gar nicht recht zu trauen - aus Hundesicht war es ja auch eher ungewöhnlich, so früh und durch den Rudelführer zu Neugeborenen

gelassen zu werden. Erst als ich die Decken einladend etwas weiter zurückschlug, wurde Vincent von oben bis unten abgeschnüffelt, sie lief um ihn herum, wiederholte die Prozedur, vergrub die Nase in den Decken und nur, wenn sie an Stellen lecken wollte, wo es uns aus hygienischen Gründen nicht recht war, drückte ich ihre Schnauze zur Seite. Dass sie dabei ganz offenkundig sehr sachte vorging, konnten wir an der Reaktion von Vincent sehen: Nichts deutete auf Missfallen hin.

Das war also eine hundegemäße Einführung ins Rudel, wenn man sich im Bereich der Lagerstätten befand. Oft bekomme ich da ganz andere Vorgehensweisen zu hören, bis hin dazu, dass der Hund „erst mal“ weggesperrt wird, bis der Säugling „an seinem Platz“ ist. Und was sich in diesen Formulierungen schon ankündigt, wird dann oft versucht umzusetzen: Wo das Kind ist, darf der Hund nicht sein – er müsse lernen, Abstand zu halten vom Kinderbettchen. Dabei wird leider übersehen, dass der Hund in der Regel mit ganz positiven Gefühlen und voll freudiger Neugier das neue Rudelmitglied begrüßen möchte – und jedes Mal bekommt er dafür einen Verweis, wird gerügt, weggeschickt, gar weggeschlossen. Mich wundert es nicht, dass einige Hunde den Ankömmling bald nicht als neues Rudelmitglied, sondern als Eindringling sehen und sich entsprechend verhalten.

„Tante Tura“ - oder: eine tierische Nanny

Gleichzeitig gilt aber auch eine andere Regel: Bei den ganz Kleinen bestimmt die Hundemutter, wer wann zu ihnen darf. Nach der Begrüßung haben wir diese Regel praktiziert: Anne bestimmte, wer wann zu Vincent durfte. Natürlich hat vor allem auch das Kind ein Recht darauf, Ruhe zu finden. In den ersten Wochen haben wir dies ganz deutlich praktiziert, indem Anne den Zugang zu Vincent reglementierte – sogar (zumindest wenn Tura in der Nähe war) auch gegenüber mir, so dass wir damit wieder hundegemäßes Verhalten aufgriffen.

Tura übernahm sofort die artgerechte Rolle der Beschützerin. Wenn die Natur etwas so gut eingerichtet hat, war für mich klar: Dagegen arbeiten hat keinen Sinn – also gezielt nutzen. Wenn in Tura eine positive Beziehung zu unserem Kind bereits angelegt ist, sollte sie sich auch in dieser neuen Aufgabe entfalten. Wer in diese Richtung denkt, muss mit Problemen rechnen - seitens der Mutter, vor allem wenn sie wenig Erfahrung mit Hunden hat.

Bei vielem, was ich zuweilen einfach bestimmte, war Anne skeptisch, hielt mein Vorgehen für fragwürdig und stellte ihr Aber auch ohne Argumente dagegen. Letztlich erwies sich als sinnvoll, dass sie manches mitmachte, auch wenn sie es nicht nachvollziehen konnte – sie vertraute darauf, dass mein Wissen über Hunde mehr zur Vermeidung von Gefahren beitragen konnte als ihr Kopfschütteln über manche Aktion.

In diesen Wochen gab es nun eine Türe in der Wohnung, die immer wieder stundenweise geschlossen oder zumindest angelehnt war. In diesem Raum war die Rückzugsmöglichkeit für Mutter und Kind und hier hatte – wie oben beschrieben – nur die Mutter das Sagen. War die Türe geschlossen, lag Tura meist davor. Wenn die Türe offen stand, durften alle – auch Tura – hinein. Und alle zehn Minuten lief sie zu dem kleinen Bettchen, um nachzuschauen, ob alles in Ordnung war. Da gab es nur ein Problem: Vincent lag in einem Kinderbettchen, das an Fuß- und Kopfteil aus Holz bestand, die Seiten hatten Gitterchen mit einer Stoffbespannung – Tura konnte nichts sehen. Also versuchte sie, sich aufzurichten, stützte sich mit den Vorderpfoten am Rand oben ab und schaute hinunter: Wir hatten Sorge, das Bettchen könne dabei umkippen. Also entfernten wir an einer Seite den Stoff: Jetzt sah sie den Kleinen und konnte sich überzeugen, dass es ihm gut ging.

Immer wieder legte ich unseren Kleinen mit seinen Decken mitten auf den Boden und dann durfte Tura minutenlang im Liegen schnüffeln und ihn betrachten, manchmal auch eine Pfote auf das Deckenbündel legen oder die kleinen Händchen spielerisch anstupfen. Dabei ging zuweilen eine geradezu meditative Stimmung von ihr aus, wenn sie die Fingerchen beschnüffelte, leckte und sich auch in die Nase zwicken ließ – ihr ganzes Verhalten sagte: „Das ist jetzt auch mein Welp.“ Sie zeigte dabei das Verhalten, das ich ihr schon Jahre zuvor im Umgang mit kleinen Kindern beigebracht hatte. Vielleicht zahlte sich auch aus, dass immer eine klare Hierarchie in unserem kleinen Rudel gegolten hatte, so dass sie ihre neue Rolle problemlos übernahm. Obwohl Hunde wesentlich grobmotorischer sind als wir Menschen kam es nie vor, dass Vincent durch eine Berührung von Tura zu weinen begonnen hätte – sie ging mit ihm so sachte um, dass auch ich überrascht war.

Wäre nur Vincent mit ihr auch so sachte umgegangen! Einige Male schreckte mich Turas Winseln auf, wenn sich seine Fingerchen in ihr Fell geklammert hatten, er sie an den Ohren zog oder in die Nase kniff. Am meisten überraschte mich, als es ihm einmal gelang, ihre beim Hecheln heraushängende Zunge zu greifen und ich eine fassungslose Tura aus seinem festen

Klammergriff befreien musste.

Natürlich förderten wir Tura in ihrer neuen Rolle. Spannend schien ihr offenbar, wie umständlich wir Menschen den Welpen säuberten. Tura hätte uns bestimmt andere Vorschläge unterbreitet als das Wickeln in Windeln – wir blieben trotzdem bei unserer Methode. Aber dass der Kleine dann fast nackt auf dem Wickeltisch lag, dazu natürlich die Gerüche seiner Ausscheidungen interessant wirkten, brachte Tura dazu, sich vorsichtig am Wickeltisch aufzurichten und genau zu beobachten, was mit ihm geschah. Schnell kapierte sie, dass wir das Aufrichten erlaubten, aber jede weitere Annäherung unterbanden.

Warum sollte ein Hund nicht beim Wickeln zuschauen dürfen? Hygienische Bedenken treten bei einem einigermaßen gepflegten, deutschen Haushund nicht auf – ein zu direktes „Mitwirken“ kann man leicht unterbinden. Ich sehe eher Vorteile: Der Hund nimmt etwas von der Vorsicht wahr, mit der man an Kleinkindern hantiert, er sieht, riecht und hört intensiv den Kleinen, den er beschützen soll, und weil Kinder beim Wickeln auch mal schreien, merkt der Hund, dass die Menschen damit gelassen und ohne Aufregung umgehen, es also nichts Ungewöhnliches oder Bedrohliches ist. So aufmerksam wie Tura alles rund um Vincent verfolgte, kann gut auch ein Beobachtungslernen stattfinden, das die Fähigkeiten des Hundes weiter entwickelt.

Bei so viel Fürsorge suchte ich nach einer Möglichkeit, wie Tura auch aktiv mitwirken könnte. Und wie so oft, wenn man genau hinschaut, fällt einem plötzlich etwas auf: Wir hatten in den ersten Monaten eine Plastikwanne fürs Baden von Vincent. Am einfachsten war, die Wanne auf den Boden zu stellen und selbst daneben zu kauern. Tura frohlockte! Endlich eine Aktivität auf „ihrer“ Ebene! Sie robbte um die Wanne herum, stupste mal nach einer planschenden Hand, versuchte das Köpfchen zu lecken, nahm einen Schluck vom Badewasser – da war endlich etwas geboten, was so richtig nach ihrem Geschmack war! Lästig war, dass sie „nebenbei“ das bereitgelegte Badetuch mit ihren Haaren verzierte, das Badeshampoo umstieß, sich zwischen Wanne und Eltern drückte, - da war so viel freudige, fürsorgliche Energie, die nur darauf wartete, kanalisiert zu werden!

Also wurde Tura künftig zum Badehelfer ernannt und sobald die Wanne auf dem Boden stand, wurde ihr ein Platz zugewiesen, den sie nach kurzer Eingewöhnung regelmäßig einnahm: am Fußende. Zugleich wurde ihr eine wichtige Aufgabe übertragen: Sie musste die Zehen von Vincent säubern.

Und sie tat es mit Hingabe: Sobald die kleinen Füßchen aus dem Wasser auftauchten, versuchte sie, sie mit ihrer Zunge einzufangen. Natürlich zuckten die Füße bei den meisten ihrer Berührungen wieder weg, aber das machte ja einen Teil der Aufgabe aus. Auf jeden Fall war der Hund jetzt an einer definierten Stelle und mit einer konkreten Aufgabe beschäftigt: Uns machte es das Baden leichter, für Tura unterstrich es die Wichtigkeit ihrer Rolle und Vincent quietschte vor Vergnügen.

Ich glaube, diese Beispiele machen deutlich: Unser Verhalten war von dem Gedanken bestimmt, dass verbieten nichts verhindert – wo so viel positive Energie ist, sollte sie sinnvoll angeleitet und genutzt werden. Damit war Vincent (später auch Felicitas) vom ersten Moment an auch für Tura ein freudiges Ereignis – eben der Welpen, für den sie lebte.

Dass sie dies auch jederzeit umzusetzen bereit war, stellten wir fest, als wir mit dem wenige Monate alten Vincent zu einer Versammlung in Norddeutschland reisten. Eine gesetzkundige Dame, die über viel Hundeerfahrung verfügte und für Tura eindeutig als Freundin bekannt war, freute sich riesig, unseren Vincent endlich sehen zu können. Sie fragte, ob sie ihn einmal selber halten dürfe. Wir hatten nichts dagegen, denn er strahlte sie ohnehin schon an. Da ich im Gespräch mit anderen war, nahm ich gar nicht wahr, dass sich auch Anne wieder dem Gespräch in einer Kleingruppe zuwandte, aber plötzlich hörte ich die Stimme unserer Bekannten: „Herr Knapp – halten Sie mal die Tura ...“

Ich sah zu ihr hin. Unsere Bekannte stand steif mit Vincent im Arm da, vor ihr stand Tura, den Kopf zu ihr hochgereckt, die Ohren zurückgelegt, die Rute zeigte direkt nach oben ohne jeden Mucks. „Tura!“, rief ich und schlagartig wandelte sich ihr Erscheinungsbild wieder zu dem vertrauten freundlichen Hund. Aber wir waren uns darin einig, dass Tura offenbar Sorge um Vincent hatte - zumal sie wohl merkte, dass sie die einzige war, die „aufpasste“: Sie überwachte jede Regung in einer eindeutig drohenden Haltung. Einen Vorwurf konnte ich ihr daraus nicht machen: Ihre Aufgabe war das Beschützen von Vincent. Und nun hatte jemand den Kleinen im Arm und die beiden „Alphas“ achteten nicht darauf – auch wenn Tura diese Person gut kannte, so war die Situation selbst doch unklar.

Wir – die Menschen – lernten daraus: Künftig mussten wir für Klarheit sorgen. Wir verhinderten grundsätzlich, dass jemand in den nächsten Monaten Vincent eigenständig aus dem Kinderwagen hob – das war unsere Aufgabe.

Wenn wir ihn jemanden in den Arm drückten, dann kommentierten wir das für Tura: „Es ist ok, Tura.“ Dieses „Es ist ok“ kannte sie aus ganz unterschiedlichen Zusammenhängen und es bedeutete immer: Wir haben alles im Griff – du kannst entspannt bleiben. Aber uns war deutlich geworden, dass auch in einem gut entwickelten Beschützertrieb die Gefahr lag, dass uns die Situation entgleiten konnte. Zum Glück konnte unsere Bekannte auf Grund ihrer eigenen Erfahrungen mit Hunden die Körpersprache Turas rechtzeitig interpretieren.

Eine Erfahrung in ähnlicher Richtung konnten wir bei Badeausflügen ans Meer machen: Ging eines der Kinder ins Wasser, war für Tura Schluss mit dösen – aufmerksam saß sie am Strand und beobachtete das Geschehen.

Aber würde sie, die sich in Wasser nicht wohl fühlte, sobald es an ihren Bauchnabel reichte, auch eingreifen? Ich bin mir sicher: ja. Nur ein einziges Mal war sie wirklich ein Stück geschwommen: Ich hatte sie bei Bekannten am Strand zurückgelassen und war in eine Bucht hinaus geschnorchelt. Als ich einmal den Kopf aus dem Wasser hob, hörte ich wildes Schreien und sah meine Bekannten mit den Armen rudern. Sie wollten mich auf Tura aufmerksam machen, die nur wenige Meter hinter mir schwamm. Kaum war ich mit dem Kopf untergetaucht, sei sie mir ohne Zögern ins Wasser gefolgt und je weiter ich hinausschwamm, umso verzweifelter habe sie zu folgen versucht. Allerdings: Kaum hatte sie sich davon überzeugt, dass ich wohlauf war und dieses „Verschwinden-im-Wasser“ wohl eine menschliche Absonderlichkeit sei, paddelte sie in direkter Linie ans Land zurück.

Diese Erlebnisse zeigten mir auch: Ein Hund, der in hundegemäßer Weise in ein Rudel integriert ist, muss nicht darauf trainiert werden, eigenständig sein Rudel zu beschützen – es liegt in ihm. Daran sollte der Hundehalter immer denken: Wenn mein lieber und braver Hund eine Gefahr für sein Rudel zu erkennen glaubt, wird er zu einem Beschützer – vielleicht auch zu einem gefährlichen Beschützer.

Wenn die „Welpen“ wachsen

Manchmal hatte ich den Eindruck, dass es Tura einfach zu langsam ging, wie sich dieser Welpen entwickelte. Das ist auch verständlich, denn junge Hunde entwickeln sich wesentlich schneller. Wir waren deshalb froh, dass

Tura insgesamt ein sehr ausgeglichenes, fröhliches Naturell hatte, das sie zu viel, viel Geduld befähigte. Sie trug es gelassen, wenn der Kleine auch mal längere Zeit weinte – sie sah nach ihm, stupste ihn an und legte sich nieder mit einem tiefen Schnaufer. Wenn es ihr zu viel wurde, suchte sie eine ruhige Stelle in einem anderen Zimmer auf.

Tura genoss die neue Umgebung, denn von unserer kleinen Wohnung war es möglich, direkt in den großen Garten hinaus zu gehen. Vor allem der zweite Sommer, als Vincent schon krabbelte und die ersten Schritte tat, war von langen Spielen im Garten zwischen Hund und Kind gekennzeichnet. Er wankte ihr hinterher, sie zeigte ihm interessante Stellen im Garten. Näherte er sich einem Bereich, wo eine ungesicherte Stelle gut einen Meter senkrecht nach unten in den Nachbargarten führte, stand sie vor ihm quer und ließ ihn nicht passieren – sie hielt ihn aktiv von der gefährlichen Stelle ab.

Aber sie verschaffte sich auch spielerisch Respekt, rannte in vollem Lauf auf ihn zu und wich erst im letzten Moment aus. Oft fiel er vor Schreck auf den Po. Aber im ganzen Verhalten von Vincent wurde deutlich: Für ihn war sie so was wie „Tante Tura“, die halt ein bisschen komisch aussah.

Manchmal robbte er – im Garten oder in der Wohnung – zu ihr hin und begann, mit seinen Fingern in ihrem Fell zu wühlen. Meist blieben seine Berührungen zärtlich und es schien ihm zu gefallen, wie wuschelig weich die feinen Härchen waren. Manchmal zog er kräftig daran und erst Turas Winseln lockerten seine Fingerchen.

Zwei Jahre nach Vincent wurde Felicitas geboren. Wieder bezogen wir Tura in der bereits geschilderten Weise ein und wieder kümmerte sie sich auf ihre Weise rührend um unsere kleine Tochter. Vielleicht lag es daran, dass dies nun schon der zweite Welpen war, vielleicht lag es einfach auch daran, dass Tura zwei Jahre älter geworden war – die Beziehung zu Felicitas war immer sehr schön und spannungsfrei, aber von außen gesehen doch nicht von der Intensität wie Turas Beziehung zu Vincent. Nachdem mir dies auch von anderen so geschildert wurde, vermute ich stark, dass der erste „Menschen-Welpen“ für einen Hund etwas Besonderes ist.

Wenige Wochen nach der Geburt von Felicitas stand wieder ein Umzug an. Tura reagierte überraschend gelassen auf das Einpacken von allem, was uns gehörte. Offenbar war das für sie im Rahmen der Erlebnisse bei Urlauben und beim letzten Umzug irgendwie verstehbar: Das Rudel wechselt in ein neues Revier über. Und dieses neue Revier nahm sie freudig in Besitz.

Während sie das Einpacken zwei Tage lang weitgehend liegend beobachtete, hatten wir in der neuen Wohnung einen hellwachen Hund, der unermüdlich von Raum zu Raum wanderte und an allem schnüffelte, was wieder zum Vorschein kam.

Einige Wochen später besuchten wir noch einmal unsere alte Wohnung. Ich war gespannt, wie Tura reagieren würde, und tippte darauf, dass sie freudig die vertraute, alte Umgebung inspizieren würde. Ich lag völlig daneben. Sie wanderte so unbeteiligt durch die leeren Räume, dass ich im ersten Moment nicht sicher war, ob sie sich überhaupt erinnerte.

Natürlich erinnerte sie sich – aber leere Räume waren eben kein Zuhause: Ich wurde wieder einmal darauf gestoßen, dass Hunde, die in einem intakten Rudel leben, das Zuhause nicht in bestimmten Räumen, sondern im konkreten Miteinander des Rudels erleben: „Wo das Rudel ist, ist mein Zuhause.“ Als wir dann in den Garten gingen, erkundete sie mit offensichtlicher Freude alle Stellen, an denen sie so oft gelegen, gebuddelt und auch mal gepinkelt hatte: Der Garten war offenbar viel mehr mit freudigen Empfindungen besetzt als die leeren Räume.

Von einem Tag auf den anderen hatten wir in der neuen Wohnung auf zwei Stockwerken über das Doppelte des bisherigen Wohnraumes – wir genossen es alle. Auch für Tura änderte sich einiges: Früher hatte sie vier Stellen, an denen sie häufig lag – jetzt verteilte sich das Geschehen in so viele Räume, dass sie alleine schon im unteren Stockwerk ein halbes Dutzend Liegeplätze nutzte. Einen davon (und einen im oberen Stock nahe meinem Bett) erklärten wir zur Stelle, wo sie absoluten Vorrang hatte – auch die Kinder wurden angehalten, sie dort nicht zu stören.

Überraschend schnell stellte sich Tura auf die neue Situation ein: Sie wanderte den Kindern jeweils hinterher, hielt sich in der Regel dort auf, wo die Kleinen waren. Da sie ja auch nicht mehr die Jüngste war, war das sicher nicht nur das reine Vergnügen für sie – aber es war ihre Aufgabe, die sie eben ganz und gar erfüllte. Damit ist aber auch gesagt: Oft war sie längere Zeit völlig unbeaufsichtigt mit den Kleinen zusammen – der Hund döste in einer Ecke, die Kinder spielten miteinander. Für uns Eltern war es in solchen Minuten beruhigend zu wissen, dass nicht nur eine spannungsfreie Beziehung zwischen Hund und Kindern bestand, sondern eine liebevoll-fürsorgliche. Alles, was ich auf den letzten Seiten als unseren Beitrag zu dieser Beziehung geschildert habe, würde ich so wieder machen.

Natürlich gab es auch Missverständnisse, die zu weinenden Kindern oder einem abgeduckt-schuldbewussten Hund führten. Eine Situation, die mir von anderen auch berichtet wurde, ist das Krabbelkind, das einfach nicht von einem Hund lassen will. Wenn Hund und Kind nichts miteinander zu tun haben und das alles irgendwo stattfindet, muss man die beiden ja nur trennen. Wenn aber Hund und Kind zur Familie gehören und das Kind ausgerechnet den schönsten Liegeplatz unterm Wohnzimmertisch erobern will, dann ist das ein Problem: Über die Geduld hinaus kann es bei der Frage des Liegeplatzes auch schnell um die Hierarchie gehen. Unter diesem Gesichtspunkt bemühte ich mich, solche Situationen rechtzeitig zu entschärfen, also dem Kind andere Ziele anzubieten. Aber es gelang nicht immer – wie würde Tura reagieren? Unter Hunden hatte ich erlebt, dass zu aufdringliche Welpen auch einmal ordentlich gezwickt wurden oder – wenn sie schon etwas älter waren – in eine Demutshaltung gezwungen wurden.

Aber offenbar wusste auch Tura, dass hundeübliche Erziehungsmaßnahmen bei einem Menschen-Welpen nicht angemessen sind, und sie fand eine ganz andere Möglichkeit: Nur wenige Zentimeter vor dem Gesicht von Vincent stieß sie einen ganz hellen, lauten Beller aus, bei dem sie mit einer kleinen Vorwärtsbewegung in seine Richtung kurz das Maul weit aufriß. Die ersten Male fiel Vincent vor Schreck nach hinten um und flüchtete weinend aus ihrem Umkreis. Tura entwickelte dies zur Methode, ihm deutlich zu sagen: „Schluss jetzt – ich mag nicht mehr!“ Nach wenigen Wiederholungen hatte er begriffen: Eine bestimmte Körperhaltung von ihr hatte schon Signalwirkung und er wich mit großen Augen langsam zurück. Zwischen beiden war eine Form ritualisierter Kommunikation entstanden.

Ein anderes, klassisches Problem ist das Keks-essende Kleinkind, das einem Hund begegnet. Der Keks befindet sich in genau der Höhe, in der ansonsten dem schäferhundgroßen Hund etwas zum Fressen hingehalten wird – das Missverständnis ist vorprogrammiert. Aber Kinder und Hunde sind ja beide lernfähig! Nach solchen Missverständnissen schalt ich Tura und erklärte Vincent, wie es dazu gekommen war. Das schien der kleine Knopf schnell zu verstehen (schließlich ging es ja um seine Kekse!): Sauste er wieder mal mit einem Keks durch die Wohnung und Tura kam ihm entgegen, zuckte seine Hand nach oben und mit hochgerecktem Keks rannte er an ihr vorbei. Natürlich hätte sie diesen Keks mit Leichtigkeit schnappen können - aber sie tat es nie, weil ihr offenbar durch diese Haltung deutlich wurde, dass dieser Keks nicht für sie war.

Wenn wir nun unsere Urlaube in Spanien verbrachten, hatte Tura natürlich besonders viel zu tun: Schneller als wir dachten, eroberte Vincent – später auch Felicitas – das Umfeld des Häuschens und Tura war stets bei ihnen. Wo früher Tura in einem großen Sandhaufen Löcher gebuddelt hatte, war nun der Spielplatz der Kinder. Sie ließ es geschehen, aber wenn dann abends keine Kinder mehr da waren, grub sie doch das eine oder andere Loch.

Und Tura gab - wie jede Hundemutter – ihr Wissen an die Jungen weiter. Für viele Menschen ist es undenkbar, dass Hunde „Unterricht“ geben. Oder sie grenzen es ein auf ganz elementare Dinge: „Wie jage ich ein Kaninchen?“ - „Wie finde ich zurück nach Hause?“ Dieselben Menschen reagieren aber begeistert, wenn sie sehen, wie die Rotgesichtmakaken in Japan ihren Jungen zeigen, wie angenehm ein Bad in den Thermalquellen vor allem im Winter ist. Oder wie sich Schimpansen unterschiedliche Stöckchen richten und bereitlegen, um mit dem einen die Löcher von Termitenhügel zu erweitern und mit dem andern die Tierchen herauszuholen - und dass sie das ihren Jungen zeigen und beibringen.

Die wenigsten wissen, dass in Hunderudeln das Wissen um Heilkräuter weitergegeben wird - das geläufige Grasfressen scheint weitgehend instinktiv zu sein. Aber zu sehen, wie gezielt Kräuter gesucht und gezupft werden und wie - in einem anderen Fall - auch ein Junges zum Versuchen animiert wurde, hat mich recht verwundert. In der Weise, wie wir Hunde halten und züchten besteht jedoch gar keine Möglichkeit, dass Wissen von Generation zu Generation weitergegeben wird. Ich bin sicher, könnte dieser Prozess nur einmal über vier oder fünf Generationen ungestört ablaufen, würden wir noch manche Überraschung erleben.

Auf jeden Fall hatte Tura von mir gezeigt bekommen, wie man Brombeeren zupft, und die süßen Früchte schmeckten ihr so, dass sie immer wieder mit gespitzten Lippen Beeren zupfte. Wer dann zufällig vorbeikam, wenn wir Menschen an einer der wilden Brombeerhecken mit einer kleinen Schüssel unseren Nachtschiff sammeln, und sah, wie der Hund in beachtlichem Tempo ebenso von den Hecken naschte, blieb kopfschüttelnd stehen – offenbar war der Anblick den meisten nicht geläufig. Und Tura selbst hatte entdeckt, dass sie Weintrauben, die zu anderer Jahreszeit ebenfalls eine Köstlichkeit darstellten, mit derselben Technik ernten konnte.

Bei einem kleinen Spaziergang kamen wir – Vincent, Tura und ich – an einem Weinacker vorbei, wo die Reben voll süßer Früchte waren. Tura lief zu

einem Weinstock hin und wieder zu Vincent zurück, gleich wieder hin und wieder zurück – sie versuchte, ihn zum Mitkommen zu bewegen. Also marschierte der Kleine, der diese Aufforderung kannte, los und als er am Weinstock war, schob sich Tura zwischen die Blätter und zupfte eine Traube. Dann noch eine und eine weitere ließ sie direkt vor ihm fallen. Er besah sich das Ding und erkannte darin etwas, was gut schmeckte. Damit war sein Interesse geweckt. Als er dann zwischen die Blätter krabbelte und auch die Methode des Zupfens von Tura imitieren wollte, schritt ich ein: Ein Hund zupft mit vorgespitzten Lippen und der ganze Kopf verschwindet im Blätterwerk – ein kleines Kind kommt so zwar auch an die Trauben, aber sinnvollerweise setzt es besser jene Instrumente ein, über die ein Hund nicht verfügt: Hände. Das konnte er halt nicht von „Tante Tura“ lernen.

Respekt gegenüber dem Hund

Natürlich hat für Eltern Vorrang, dass dem Kind nichts passiert – schon gar nicht durch den eigenen Hund. Als Hundebesitzer müssen Sie wissen, dass ein Hund andere „Denkkategorien“ hat, wenn Sie sein Verhalten richtig verstehen wollen. Die oberste Entscheidungsebene heißt für einen Hund immer: „mein Rudel“ oder „nicht mein Rudel“. Diese Form des gedanklichen Trennens ist uns Menschen fremd. Für uns ist ein Meerschweinchen immer ein Meerschweinchen. Für einen Hund nicht. Ein Hund unterscheidet gemäß seiner obersten Denkkategorie in „Meerschweinchen-in-meinem-Rudel“ und in „Meerschweinchen-nicht-in-meinem-Rudel“. Für „Meerschweinchen-in-meinem-Rudel“ kann man ihm beibringen, dass er sanft mit ihnen spielen darf und sie beschützen soll - Doña hat unsere beiden Meerschweinchen zum Fressen gern, würde das aber nie tun, weil sie zum Rudel gehören.

Das gilt aber nicht für „Meerschweinchen-nicht-in-meinem-Rudel“ - die darf man ohne Zögern und ohne Schuldgefühl fressen, weil sie Beute sind. Dass auch „Meerschweinchen-nicht-in-meinem-Rudel“ eben keine Beutetiere sind, ist ein zweiter Lernschritt und muss vom Menschen auch bewusst als neuer Lernschritt eingeführt werden. Dasselbe gilt für Kinder: das „Schrei-Baby-in-meinem-Rudel“ stellt für einen Hund eine völlig andere Denkkategorie dar als das „Schrei-Baby-nicht-in-meinem-Rudel“ - und sein Verhalten ist entsprechend anders, vor allem nicht vorhersehbar.

Bei vielen problematischen oder gar gefährlichen Situationen dürfte dieser Unterschied in den Denkkategorien im Hintergrund stehen. Zur Sicherheit sollten Sie als Mensch so viel Verstand einbringen, dass Sie mit dieser Andersartigkeit Ihres vierbeinigen Begleiters rechnen.

Aber als Rudelführer gilt es auch die andere Seite zu beachten: dass dem Hund nichts passiert – schon gar nicht durch das eigene Kind. Damit war auch klar, dass wir unsere Kinder zu Respekt gegenüber Tura erziehen wollten. Das Wort „Respekt“ hat verschiedene Nuancen: Da klingt etwas mit wie „Achtung haben“, aber auch eine gewisse Vorsicht. Beides meine ich damit. Ich glaube, jeder Hund verdient Achtung, wie man sie jedem Lebewesen, besonders aber einem, das zur Familie gehört, entgegenbringen sollte. Kinder dazu zu erziehen, ist nicht immer leicht.

Für mich hieß das aber auch, gegebenenfalls manche Spiele zu unterbinden. So zum Beispiel ein Ritterspiel, bei dem der tapfere Ritter den bösen Drachen mit seinem Schwert bekämpfte. Für Vincent war die Rollenverteilung klar: Er war der Ritter und Tura der Drache. Tura wirkte ziemlich irritiert, als er mit einem Pappschwert wild vor ihr herumfuchtelte und dazu lautes Rittergebrüll anstimmte. Ich glaube, so ganz verstanden hat er nicht, warum er dieses Spiel lassen sollte, aber als Rudelführer sah ich meine Aufgabe auch darin, Tura gegen Spiele, die sie nicht spielen wollte, zu schützen. Dies zeigt einerseits dem Hund, dass sein Rudelführer nach wie vor auch für ihn da ist und ihn schützt und auf der anderen Seite erfährt das Kind, dass ein Hund eben kein beliebig manipulierbares Spielzeug ist. Man sollte auch nicht unterschätzen, dass ein Hund, der durch ein ihm unverständliches Verhalten irritiert ist, in einer Weise reagieren kann, die nicht genau vorhersagbar ist – das kann reichen vom Zurückziehen übers Mitspielen bis zu Verteidigungsverhalten.

Selbst wenn der Hund begeistert mitspielen will, kann dies unangenehme Folgen haben. Hundespiele sind – wie schon beschrieben – recht derb und wild. Ein kleines Kind hat da „keine guten Karten“ und schnell (und ohne jede Absicht) kommt es zu Blessuren. Um unseren Kindern zu vermitteln, was „Spielen“ für einen Hund bedeutet, habe ich mit Tura immer wieder auch vor den Kindern gerauft. Mit einer Mischung aus Erschrecken und Faszination sahen sie zu und bestürmten mich mit ihren Fragen: „Hat sie dich jetzt gebissen? Tut es nicht weh, wenn sie deinen Arm zwischen den Zähnen hat? Wie hast du gewusst, dass sie gleich zuschnappen wird? Wieso hat sie deine Hand geleckt, als du so gequitscht hast?“ Sie haben

dabei ganz schnell und konkret gemerkt, dass es schlecht um sie bestellt wäre, hätte Tura mit ihnen nach Hundart gespielt.

Bei einem Spaziergang mit Vincent und Tura begegnete uns im Wald ein junger Mann mit einem Golden Retriever. Schnell war klar, dass die beiden Hunde miteinander spielen wollten und so ließen wir sie sausen. Sie rann-ten um die Wette, erst den Weg hinab, dann über einen Graben, die Bösch-ung hinauf, durch die Bäume, die Böschung hinunter, im Sprung über den Graben, ... - und Vincent juchzte, so toll fand er das wilde Spiel der Beiden. Die Freude wich aber blankem Entsetzen, als die Beiden in vollem Tempo über den Waldweg direkt auf ihn zuflogen – je näher sie kamen, umso größer wurden seine Augen. Der Goldie wich im letzten Moment zur einen Seite aus, Tura zur anderen, keiner der Hunde berührte ihn, aber als sie einige Meter hinter ihm waren, heulte er laut auf und fiel weinend nach hinten um. Tura brach - natürlich - das Spiel sofort ab und kam zu Vincent und drängte nun auch den anderen Hund energisch ab. Seit diesem Erlebnis hatte Vincent einen gehörigen Respekt vor Tura, sobald sie in Spiellau-ne kam: Er hatte gemerkt, dass ein spielender Hund – sogar „seine“ Tura – auf ihn erschreckend gefährlich wirkte.

Zugleich gilt aber auch das andere: Er hat keine Angst vor Hunden und geht sehr natürlich mit ihnen um. Er – und in Ansätzen auch Felicitas – weiß, wie man sich einem Hund nähert: Er geht gerne zu Hunden, bleibt aber mindestens einen Meter entfernt und lässt den Hund entscheiden, ob dieser nun seinerseits näher kommt. Nähert sich der Hund, hält er ihm die Hand entgegen und berührt ihn nur von vorne. Viele Kinder versuchen ja fatalerweise, einen Hund im hinteren Körperbereich zu berühren, weil sie Angst vor den Zähnen haben – mit dem Erfolg, dass der Hund mit einem unwohl- en Gefühl sehen will, was da „hinter seinem Rücken“ passiert.

Obwohl Vincent den Umgang mit Tura gewöhnt war und immer wieder da- rum bat, sie an der Leine führen zu dürfen, habe ich dies bis auf wenige Male nicht erlaubt. Ich wundere mich auch immer über Hundebesitzer und Eltern, die es recht kleinen Kindern gestatten, mit einem recht großen Hund an der Leine Spaziergänge zu machen: Hier ist eindeutig der Hund dominant und eben nicht unter Kontrolle. Dass dabei in den meisten Fällen keine ernst- en Probleme entstehen, spricht meines Erachtens eher für die Intelligenz des Hundes und die Angepasstheit seiner Art. Sollte der Hund jedoch unbedingt ein bestimmtes Ziel ansteuern wollen, wird das Kind ihn nicht halten können. Da es auch nicht ranghöher ist, wird der Hund

schlimmstenfalls tun, was er will. Das kann für Hund und Kind zur Gefahr werden – zu einer vermeidbaren Gefahr. Ich habe mich deshalb entschieden, nur selten die Leine an Vincent zu übergeben: Zum einen war ich dabei, zum anderen geschah es in Situationen, in denen Tura ansonsten auch hätte frei laufen dürfen – also draußen auf den Feldern.

Aber ich halte viel davon, Kinder früh darin zu üben, wie sie mit dem Hund umgehen können. Dazu gehört auch, dass ich mir viel Zeit nahm, Vincent zu erklären, warum sich Tura auf diese oder jene Weise verhielt und was sie damit auch mitteilen wollte. Manches davon hat er spontan genutzt, zum Beispiel war er richtig begeistert davon, dass sie seine Spielaufforderung (das Patschen mit ausgestreckten Armen auf den Boden) gleich verstand und hinter ihm her durch die Wohnung stürmte.

Der nächste Schritt ist, dass auch ein Kind die verschiedenen Anweisungen kennt, auf die der Hund hört. Sicher muss man das mit beiden einige Zeit üben, damit ein Team entsteht, und dieses Üben sollte wiederum in möglichst vielen Alltagssituationen geschehen. Da sich Kinder meist nicht längere Zeit konzentrieren können, darf es auch nicht auf eine regelmäßige Übungsstunde hinauslaufen, sondern immer wieder eher „häppchenweise“. Wenn das Kind groß genug ist, um nicht beim ersten kräftigen Ruck an der Leine umgeworfen zu werden, und wenn auch Hund und Kind zu etwas wie einem Team geworden sind, würde ich dem Kind die Leine in die Hand geben. Wenn Sie nach „harten“ Kriterien fragen: Das Kind muss mehr wiegen als der Hund und sollte nicht unter 12 Jahre alt sein.

Ich habe nun viele Beispiele erzählt, wie wir versuchten, Kinder und Hund in einem gemischten Rudel spannungsfrei zu integrieren. Aber ich will nicht verschweigen, dass es zwei Punkte gab, die darunter zu leiden hatten - und ich glaube, ich habe das vor der Geburt von Vincent auch falsch eingeschätzt.

Der erste: Bis zur Geburt von Vincent hatte Tura ein angenehmes, gutes Sozialverhalten ihren Artgenossen gegenüber gezeigt. Dies änderte sich schlagartig bei den ersten Spaziergängen mit Kind. Sie zeigte jedem anderen Hund in ihrer ganzen Haltung, dass sie ihn als Rivalen, besser vielleicht: als Bedrohung für die Kinder sah. Dabei hielt sie sich immer zwischen dem fremden Hund und den Kindern, selbst Anweisungen, diese Stelle zu verlassen, befolgte sie nur zögernd.

Es war offenkundig: Sie beschützte unsere Kinder vor jedem anderen Hund - die Denkkategorie „mein Rudel“ versus „nicht mein Rudel“ war stärker als

die früher ja gezeigte Freundlichkeit gegenüber der eigenen Art. Ich glaube, das ist ganz normal und hätte sich gewiss mit zunehmendem Alter der Kinder auch wieder etwas gelegt, aber es kam für mich so überraschend, dass ich mich erst darauf einstellen musste. Ein gelöstes Spielen mit anderen Hunden sah ich bei Tura nur noch, wenn wir alleine unterwegs waren.

Der zweite Punkt: Tura hatte eine recht gute Erziehung genossen, die Eigenständigkeit förderte, aber auch Gehorsam forderte. Wenn ich nun kritisch die ersten Lebensjahre der Kinder überblicke, muss ich zugestehen: Tura war nicht mehr der vorbildlich erzogene Hund, als den ich sie in der ersten Auflage dieses Buches noch ohne Wenn und Aber vorstellen konnte. Das hat verschiedene Gründe, zwei davon springen durch die Wohnung:

Wenn Kinder dazu kommen, liegt es nur zum Teil am Hund, wenn seine bisher gute Erziehung zu verflachen beginnt: dem Erzieher selbst fehlt einfach die Zeit, die er früher dem Hund und jetzt seinem Kind widmet (oder zumindest widmen sollte). Wo eine solide, gute Hundeerziehung die Grundlage bildet, finde ich es ganz richtig, dass nun die Kinder im Mittelpunkt stehen – wenn zugleich die Ansprüche an den Hund (selbstkritisch) zurückgenommen werden: Wer das aber nicht tun will, muss an anderen Stellen kürzer treten und Zeit investieren in die Erziehung von Kindern UND Hund.

Turas Erziehung verflachte sicher auch, weil ich angesichts ihres Alters die früher praktizierte Konsequenz allmählich zugunsten einer (eben in meinem Naturell liegenden) Güte zurücknahm. So entwickelte sie manche Schrulle, über die ich früher nicht hinweggesehen hätte. Zum Beispiel sprang sie seit dem zweiten Umzug bei jedem Läuten auf und stürmte bellend zum Hauseingang – manchmal war es kaum möglich, die Türsprechanlage zu nutzen. Früher hätte ich nicht geruht, ehe dieses Verhalten auf ein kurzes Anschlagen reduziert gewesen wäre. Trotzdem lag auch in diesem Verhalten etwas Gutes: Während der Staubsauger locker das Läuten am anderen Ende der Wohnung übertönen konnte - gegen Turas Gebell hatte er keine Chance!

Oder beim Essen lag sie meist neben einem der Kindersitze und freute sich über jeden Krümel, der zu Boden fiel. Und natürlich kamen Vincent und Felicitas schnell auf die Idee, weniger beliebte Speisen in einem unbeobachteten Moment nach unten zu reichen. Dass Tura beim Aufräumen unterm Tisch gründlich war, war ja haushaltstechnisch ganz angenehm – aber das Verhalten selbst war eigentlich nicht akzeptabel.

Bedauere ich es? Nein. Irgendwie ergibt es für mich einen kompletten Le-

benskreis: Dazu gehörte die Konsequenz, die ihr in ihren Rabaukenjahren das vermittelte, was sie an meiner Seite brauchte – dazu gehörte auch dieser Schuss Nachgiebigkeit, der ihr im Alter manches ließ, was ihr vielleicht gut tat und uns nicht schadete. Vielleicht sage ich es an dieser Stelle einmal aus der Sicht des Menschen: Sie war ein Familienmitglied - auf das, was wir ihr gaben, hat sie bis zuletzt geantwortet mit Lebensfreude, Anhänglichkeit und Fürsorge.

Ich bitte Sie zu beachten: Das war mein Weg mit Tura, das war meine Entscheidung – das ist gewiss keine generelle Empfehlung.

Abschied

Nur wenig ist angeklungen vom Altern Turas. Das lag einfach im Wesen dieses Hundes: Sie war nie das, was ich einen „alten“ Hund nennen könnte. Besonders ihr offensichtliches, freudiges Interesse an Neuem – seien es Situationen oder Menschen – brachten viele dazu, sie wesentlich jünger einzuschätzen. Dazu kam, dass sie fast immer einen lockeren Trab mit schwingender Rute pflegte, der auch nicht in das typische Erscheinungsbild eines „alten“ Hundes passte – vielleicht war dies aber die Fortbewegungsart, die ihr angesichts ihrer Invalidität die angenehmste war.

Selbst Situationen, in denen sie sich mit Alterserscheinungen plagte, trug sie mit einer fröhlichen Gelassenheit, von der ich – der Mensch – mir manchmal noch „eine Scheibe“ hätte abschneiden können. Gerade im letzten Winter ihres Lebens schien sie an kalten Tagen arthritische Beschwerden im linken Vorderlauf zu haben, so dass sie zuweilen kaum die Treppe ins Obergeschoss hinaufkam. Einmal zog mich eine etwas ungewöhnliche Geräuschkulisse von der Treppe her an. Als ich um die Ecke trat, wedelte sie mir freudig zu, dann tat sie etwas, bei dessen Anblick es mir zunächst die Sprache verschlug: Sie legte den Kopf auf die übernächste Stufe, stützte sich anscheinend damit ab und hob zuerst den linken Vorderlauf eine Stufe weiter, dann der Reihe nach alle anderen. So ging es die restlichen Stufen weiter und dazwischen sah sie mich auf eine Weise an, als sei sie richtig fröhlich, auf eine so pffiffige Idee gekommen zu sein (dass es am nächsten Tag schon wieder deutlich besser ging, beruhigte meine Sorgen).

Eigene Erfahrungen im Zusammenleben mit einem alten Hund in dem Sin-

ne, wie ich dies teilweise gesehen habe oder geschildert bekam, habe ich also keine.

Während ich diese Zeilen hier schreibe, gehen meine Blicke immer wieder zu einem großen Bild von Tura. Dieses Bild begleitete mich auch bei zwei weiteren Umzügen in den letzten Jahren. Und ich empfinde, obwohl Jahre vergangen sind, ihren Tod immer noch als großen, schmerzhaften Verlust. Das ist sicher keine gute Ausgangsbasis, um über den Abschied von Tura in bedachten Worten zu schreiben – oder vielleicht gerade doch.

Um Ostern 2004 hatte Tura eine Operation als Folge einer Gebärmuttervereiterung. Sie erholte sich in den darauf folgenden Tagen gut. Zehn Tage tollte sie wieder durch den Garten. Leider hielt dies nicht lange an. Nach der ersten Maiwoche verließ sie die Lust zu spielen, ihr Appetit - bei ihr der absolute Indikator ihrer Lebensfreude - war mal besser, mal schlechter, und sie wirkte öfter als sonst matt. Irgendwie schien die Genesung nicht nur stillzustehen, sondern eher Rückschritte zu machen.

Am Himmelfahrtstag war sie nach einem kleinen Spaziergang überraschend geschwächt, tags darauf konnte sie sich nicht mehr auf den Beinen halten. Beim Tierarzt wurde eine unklare innere Blutung festgestellt, eine sofortige Notoperation brachte einen großen Lebertumor zu Tage als Ursache für die Blutungen: Tura starb um 10.50 Uhr am 21. Mai 2004.

An dieser Stelle auch ein Dank an Herrn Dr. Eckhardt und seinem Praxisteam in Ulm-Blaustein, die Tura seit Jahren kannten und auch in diesen letzten Stunden fachlich und menschlich ihr Bestes gaben. Auch das war in all den Jahren immer wieder wohltuend: Eine Tierarztpraxis zu haben, die rund um die Uhr erreichbar ist, und in der sich Hund und Mensch gut aufgehoben fühlen. Ich wünsche jedem Hundebesitzer eine solche.

Bin ich vorbereitet auf diesen Verlust?

Immerhin habe ich ein Buch geschrieben: "Vinz und Uura - der Abschied von einem vierbeinigen Freund - ein Märchen". Mir war klar, dass ich unseren Kindern eines Tages erklären muss, warum die wuschelige Spielkameradin, die sie seit ihrer Geburt liebten, nicht mehr da ist. Aber das war ein rationales Wissen, aus dem heraus eine Geschichte entstand. Nun aber war Tura gestorben.

Vincent (damals 5 Jahre alt) rief noch wochenlang beim Heimkommen "Tura", Felicitas (damals 3 Jahre) legte noch längere Zeit ein Stückchen Käse

für Tura beiseite und ich selbst redete bei längeren Autofahrten mit einem Hund, der nicht mehr mitfuhr. Es dauerte noch lange, bis wir nicht mehr an 1000 kleinen Stellen ständig innehielten: Hier fehlt uns jemand. Ich bin noch wochenlang im Büro aufgeschreckt, wenn nachts die Treppe knackte, und hörte das Tapsen der Pfoten, die das Knacken auslösten. Ich spürte noch lange ihr warmes Fell, als würde sie sich unter dem Schreibtisch halb auf meinen Füßen hinlegen. Ich ging sogar in den Flur, weil ich meinte, dort sei ein Schatten vorbeigetrabt.

Ich hatte mich mit dem Abschied von Tura schon länger beschäftigt, aber als er kam, war es schmerzhaft. Vielleicht rächt es sich nun, dass mein Bestreben immer war, ein möglichst intensiv zusammenlebendes Rudel zu bilden – diese Intensität des Zusammenlebens lässt den Abschied zu einem Todesfall in der Familie werden. Heißt mein Rat nun also: nicht so intensiv zusammenleben? Nein – keinesfalls. Ich weiß, dass nach einigen Wochen der akute Schmerz über den Verlust nachlässt – dann bleiben Erinnerungen an die Jahre in unserem kleinen Rudel, die mit ihrer Intensität auch den Abschied aufwiegen.

Trotzdem wird es immer auch die Erinnerungen an besondere Augenblicke in den letzten Stunden mit Tura geben: Da ist dieser Blick von Tura mit großen runden Augen, ganz ruhig, müde und irgendwie traurig, der mir in diesem Moment sagte, wie es steht: „Schade, dass ich jetzt schon gehen muss ...“ Vincent und Felicitas sitzen auf der untersten Stufe der Treppe, als wir Tura, die wir in einer Decke liegend hinab trugen, unten absetzten, damit Anne das Auto öffnen konnte – wie sie ratlos sind, wie sie noch mal das Fell streicheln. Da ist dieser krause Brustkorb auf dem OP-Tisch, den ich zum ersten Mal sehe, ohne dass er sich hebt und senkt. Da ist diese kleine Urne, für die wir eine schöne Stelle im Garten suchen. Diese und noch ein paar weitere Bilder werden sicher immer irgendwie weh tun.

Ein Jahr zuvor lag das Manuskript von „Vinz und Uura“ gerade druckfertig vor. Eigentlich wollte ich ein kleines Märchen schreiben für unsere Kinder – daraus geworden ist ein Buch, das nach allen Rückmeldungen offenbar auch viele Erwachsene anspricht. Auch Erwachsene erleben ja Hunde als Familienmitglied. Schmerz und Trauer sind dann die Antwort auf Sterben und Tod eines solchen vierbeinigen Freundes.

Ich habe nachts an diesem Buch gearbeitet, denn ich wollte unsere Kinder nicht mit Fragen belasten, die zu dieser Zeit nicht ihre Fragen waren. Dach-

te ich. Dann kam dieser Mittag, an dem ich mit Vincent im Garten war. Irgendwas richteten wir am Rosenbeet. Plötzlich sah er gedankenverloren vor sich hin, dann fragte er mich:

„Wird Tura auch einmal sterben?“ – „Ja, auch Tura wird einmal sterben.“
„Geht sie dann zu Gott?“ – „Ganz bestimmt wird sie dann bei Gott sein.“
„Können wir sie zu Gott hinbringen?“ – „Wie meinst du das? Warum sollen wir sie hinbringen?“

„Damit sie sich nicht verläuft! Können wir sie hinbringen?“ – „Nein, Vincent, das ist ein Weg, den muss jeder alleine gehen – auch Tura.“

Längere Pause, dann:

„Aber ich möchte mit ihr gehen und sie hinbringen.“

Das ist kein Buchauszug aus „Vinz und Uura“. Das ist ein ganz reales Gespräch zwischen Vincent (damals dreieinhalb Jahre) und mir. Ich war verwundert, denn ich bin mir auch im Nachhinein sicher: Zu diesem Zeitpunkt wusste er nichts von meinem Buchprojekt. Trotzdem: Dieser Gedanke des „Hinbringens“ ist in der Geschichte, die ich schrieb, ganz zentral.

Vielleicht ist das Begleiten auf dem letzten Weg ein besonders wichtiges Bild, wenn wir an den Tod denken oder über ihn reden. In diesem Sinne kann ich nur Mut machen, den eigenen Vierbeiner bei diesem Weg zu begleiten und so weit mitzugehen, wie es Zurückbleibenden eben möglich ist. Diese letzten Stunden können vielleicht noch einmal besonders intensiv sein, weil dem Menschen (und wohl nur ihm) angesichts der Sterblichkeit noch einmal deutlich wird, wie eng verwandt an dieser Schwelle Mensch und Tier werden können.

Als dann alles vorbei war, habe ich etwas getan, was ich mir vor Jahren vorgenommen hatte: Tura hatte fünf kleine, weiße Stellen im Fell – keine größer als eine Erbse. An jeder Pfote hatte sie zwischen den Ballen ein kleines, weißes Fellbüschel – wovon ich keines je wirklich weiß sah. Und eines an der Brust. Auf dieses kleine Haarbüschelchen konnte ich an meinem Hund mit verbundenen Augen zeigen – und ich nahm mir vor, dieses Haarbüschel eines Tages als Erinnerung zu behalten. Vielleicht tut es gut, irgendwann zu wissen, was man noch tun will, wenn es soweit ist. Es ist auch für einem selber der Beginn des Begreifens – eine kleine Geste, ein kleines Ritual, eine letzte Zwiesprache.

Trotzdem möchte ich auch auf einen ganz anderen Gedanken noch hinweisen: Ich kenne auch Menschen, die konnten das Altern ihres Hundes nicht

mehr ertragen – die fauligen Zähne, den humpelnden Gang, die Inkontinenz, Sie sprechen davon, „es sei für ihn besser“ oder sie wollen ihn „von seinen Leiden erlösen“. Ich bin da immer etwas skeptisch: Für wen ist es besser? Wer leidet gerade mehr? Geht es manchmal nicht eher um die Menschen als um den Hund?

Ich habe Hunde erlebt, die wussten, dass es zu Ende ging. Man spürt es ihnen an, man sieht es in den Augen. Es ist ganz offenkundig: Sie sind dabei, Abschied zu nehmen. Diesem Lebewesen das Sterben leichter zu machen, ist ganz gewiss sinnvoll.

Wenn ich diese Anzeichen aber nicht bei einem Hund sehe, unterstelle ich, dass er selbst nicht sterben möchte – trotz fauliger Zähne, humpelndem Gang und Inkontinenz. Dann sollte auch der Mensch nicht ans Einschläfern denken, denn offenbar möchte dieser Hund noch leben – vielleicht nur noch Tage. Als ich mit Tura beim Tierarzt war und sie dort immer noch wach, interessiert und freundlich war, wenn auch völlig entkräftet, sah ich darin eine Mitteilung: Wenn es eine Chance gibt, soll sie genutzt werden – deshalb entschied ich, trotz eines katastrophalen Befundes: nicht einschläfern, sondern Notoperation und die Entscheidung erst, wenn man definitiv weiß, woran man ist.

Und wenn Sie dann wie ich nur noch mit einer Decke unter dem Arm und ohne Begleiter zurückkommen, zünden Sie eine große Kerze an, die vielleicht auch einige Tage brennen darf. Und ich bin davon überzeugt, dass es dann gut und zutiefst richtig und artgemäß ist, mit dem Rudel zusammen um ein Familienmitglied zu heulen.

C. Leben im gemischten Rudel

17. Zusammen leben

Voneinander lernen

Was Hund und Mensch voneinander lernen können, ist ein faszinierend großes Feld. Dabei lernt nicht nur der Hund vom Mensch, sondern es tritt eine ausgeprägte Wechselwirkung ein, bei der jeder immer mehr Verständnis für den anderen erlangen kann.

Junge Hunde sind neugierig und unter Anleitung ihrer Rudelmitglieder lernen sie die Gratwanderung zwischen Neugier und Vorsicht zu meistern. Für einen Hund, der in einer rauerer Umgebung als einer Wohnung überleben muss, ist dies unabdingbar notwendig. Als ich mit der kleinen Tura im Frühjahr 1994 wieder nach Spanien fuhr, wurde es abends recht frisch und ich befeuerte den Holzofen. Tura sah neugierig zu und wollte anschließend nahe an den Ofen, der so eigentümliche Geräusche von sich gab. Ich sagte „Vorsicht!“ und drängte sie etwas ab, so dass sie nicht zu nahe kam, dann setzte ich mich und hielt mich zurück. Damit war aber Turas Neugierde nicht befriedigt. Sie näherte sich wieder dem heißen Ofen, wenn auch deutlich vorsichtiger, und ich kommentierte ihre Annäherung mit dem Wort „Vorsicht“. Plötzlich schien ihr die Hitze - vielleicht auch etwas Rauch - in die Nase zu stechen und sie zuckte zurück, während ich wieder „Vorsicht“ sagte. So ging es einige Zeit und sie entdeckte, dass es einen Abstand zum

Ofen gab, in dem man ihn interessiert beobachten konnte, ohne die Hitze als unangenehm zu empfinden. Sobald sie den Abstand verringerte, hörte sie mein „Vorsicht“ und spürte zugleich, dass aus angenehmer Wärme stechende Hitze wurde. Es war nicht nur ihre erste Begegnung mit einem Kamin, sondern auch mit dem Wort „Vorsicht“, das ich künftig immer gebrauchte, wenn ihr unbekannte Gefahren begegneten.

So erforschte sie mit „Vorsicht“ eine brennende Kerze oder die Abbruchkante eines steilen Felshangs oder die Fronttür des aufgeheizten Backofens in der Küche. Hörte sie „Vorsicht“, bewegte sie sich langsamer und achtsamer. Dennoch hatte sie selbst das Erfolgserlebnis, etwas Neues erforscht zu haben, und ich glaube, das stärkt auch bei einem Hund das Selbstbewusstsein, so dass ich sie in solchen Momenten nicht einfach zurückrufen oder wegziehen wollte: Sie trug ja alle Fähigkeiten in sich, mit diesen Gefahren umzugehen, wenn sie verstand, dass eine Gefahr überhaupt besteht.

Einige Zeit später reagierte sie in einer Situation, die durchaus eine gewisse Gefahr enthielt, hervorragend. Wir saßen im Häuschen in Spanien und genossen die Stille der Dämmerung. Da ging Tura zu einer Ecke, hielt an, schnüffelte, trat einen Schritt zurück und tapste vorsichtig mit der Pfote nach etwas auf dem Boden. Bis zu diesem Moment hatte ich das Geschehen nur so nebenbei mitbekommen, aber plötzlich schrillten irgendwo in mir die Alarmglocken: Ihr ganzes Verhalten entsprach dem, wie sie sonst nach „Vorsicht“ auf etwas Unbekanntes zuging! Vor ihr auf dem Boden kroch ein Skolopeander. Das ist eine Art Hundertfüßler, die bis zu 25 cm lang werden. Am Körperende tragen sie zwei Stacheln, die nach Auskunft von Einheimischen ein Gift tragen, das ungefähr einem Bienenstich entspricht. Normalerweise leben sie versteckt unter Steinen, aber wenn es kühl wird, ziehen sie sich zuweilen in die Wärme von Häusern zurück. Sofort rief ich „Vorsicht“, Tura wich einen Schritt zurück. Ich sauste los, um einen Schuh mit einem festen Absatz zu holen, mit dem ich das Insekt erschlagen konnte, das sich nun schon recht zügig auf der Flucht befand. Tura ging in sicherem Abstand hinter ihm her und als ich aus dem Nebenzimmer kam, sah ich sofort, in welche Ecke er sich verkrochen hatte.

Nun sind diese Tiere ja nicht besonders gefährlich, aber es hätte auch ein Skorpion oder eine Schlange sein können und dann wäre Turas vorsichtiges Verhalten ebenso richtig gewesen wie in diesem Fall. Und sie scheint sich dieses seltsame Wesen gut gemerkt zu haben, denn beim Buddeln auf einem Acker in Spanien verharnte sie plötzlich, trat zurück und rief mich mit

Bellen dazu. Dann hob sie eine Pfote vorsichtig - ohne sie abzusetzen - über den Krater, auf dessen Grund im herabrieselnden Sand Bewegung war. Mit einem Ästchen rührte ich ein wenig und wieder kam ein Skolopeander zum Vorschein. Allerdings war er hier ja am richtigen Fleck und so schüttete ich den Krater wieder zu und wies Tura an, den Ort ihrer Aktivitäten zu wechseln.

Ganz im Sinne von gemeinsamen Erlebnissen im Alltag hatte Tura an Ofen, Kerzen und Herd etwas von ihrem Rudelführer gelernt, das sie sinnvoll einsetzen konnte. Und als sie es dann einsetzte, teilte sie mir durch dieses typische Verhalten mit, dass sie auf etwas gestoßen war, dem sie mit Vorsicht begegnete. So entsteht aus gemeinsamen Erlebnissen und Lernerfahrungen im Alltag eine Verbindung zwischen Mensch und Hund, wo beide Seiten in den Verhaltensmustern des anderen – in kleinen Ritualen - eine bedeutsame Mitteilung erkennen können.

Andererseits gibt es immer wieder Situationen, in denen ich von ihr etwas mehr über Hunde lernte und ich wieder ein Bausteinchen mehr in das Mosaik „Verständnis“ einfügen konnte. So gingen wir eines Abends spazieren und an einer Nebenstrasse, vor deren Überqueren sie sonst immer absolut zuverlässig anhielt, war sie abgelenkt oder einfach schusselig und stand auf jeden Fall plötzlich mit beiden Vorderläufen auf der Fahrbahn. Sie merkte ihren Fehler noch bevor ich reagieren konnte, und trat zurück. Mit strengem Blick ging ich neben ihr in die Hocke und wies sie in Sprache und Handzeichen zu „Halt“ an. Sie sah weder zu mir und meinem strengen Blick noch zu meiner Hand, sondern blickte völlig unbeteiligt nach links weg.

Im ersten Moment ärgerte mich das und ich nannte streng ihren Namen - keine Reaktion. Anscheinend wollte sie trotzen oder die Rüge einfach ignorieren, bestenfalls ließ sich das Verhalten als Übersprungshandlung verstehen - so zumindest könnten wir dasselbe Verhalten bei einem Menschen interpretieren. Nach einer kurzen Ratlosigkeit, was ich tun sollte, wurde mir aber klar, dass sie sich völlig richtig verhielt und in ihrem Verhalten eine klare Aussage lag: Sie stellte keineswegs die Anweisungen in Frage - aber sie war eben kein Mensch und meine erste Interpretation ihres Verhaltens war einfach zu menschlich, um gegenüber einem Hund zuzutreffen. Sie hatte ihren Fehler bemerkt und wusste, dass er auch mir nicht entgangen war. Sie korrigierte sich und zeigte das Verhalten „abwenden“, um in ihrer Sprache zu sagen: „Ich weiß, dass ich etwas falsch gemacht habe und dass du - der Rudelführer - es gemerkt hast: Es war nur ein Versehen.“ So etwa

könnte eine inhaltliche Übersetzung ihrer ritualisierten Gestensprache in dieser Situation lauten. Mir wurde in diesem Moment klar, dass es immer wieder Situationen geben würde, in denen sich mein menschliches so von hündischem Verhalten unterscheidet, dass ich ihre Reaktionen falsch interpretiere. Ich fühle mich recht „bewandert“ in den Umgangsformen von Hunden, aber in diesem Moment wurde mir deutlich vor Augen gehalten, dass ich eben ein Mensch und kein Hund bin.

Etwas anders habe ich im Vergleichen zwischen Verhaltensweisen von Linda und Tura gelernt. Wir Menschen haben meist einen „bevorzugten“ Sinneskanal. Wird dieser Sinneskanal angesprochen, nehmen wir es als besonders intensives Erlebnis wahr und wir können binnen Sekunden ganz in diesem Eindruck versinken. Die meisten von uns nehmen natürlich über das Auge die wesentlichen Informationen auf. Aber es gibt viele, die nach einem langen Winter bei den ersten, wärmenden Sonnenstrahlen kurz stehen bleiben, die Augen schließen und sich ganz diesem lange vermissten Körpergefühl hingeben: „Ah - Sonne, Wärme.....“ Anderen geht es bei einem Waldspaziergang ganz ähnlich, wenn die unterschiedlichsten Düfte die Luft erfüllen und man den Wald förmlich riechen kann. Einfach ausgedrückt, tritt zum „Hauptkanal“ der Informationsaufnahme noch ein weiterer Sinn dazu, der Eindrücke besonders intensiv erleben lässt. Wer sich in einem entspannten Moment ganz auf diese Eindrücke einlässt, fühlt sich wie losgelöst, wie in eine andere Welt entrückt.

Linda fühlte sich im Auto am wohlsten, wenn sie durch einen Spalt am Fenster ständig intensiv Luft einziehen konnte. Sie saß mit geschlossenen Augen da und wirkte ganz vertieft. Tura dagegen schnüffelte nur mal kurz zum offenen Fenster oder an den Lüftungsschlitzen, viel interessanter war es für sie, die Umgebung zu betrachten. Gab es etwas besonders Interessantes, hefteten sich ihre Blicke darauf und ihr Kopf beschrieb eine 180-Grad-Drehung, während wir vorbeifuhren.

Für Linda war ein Fernseher mit das Langweiligste auf der Welt und noch nicht einmal wildes Hundegebell ließ ihr Interessen sonderlich ansteigen. Ganz anders war da Tura, die mit Vorliebe „Kommissar Rex“ sah: Sie saß aufmerksam und mit gespitzten Ohren (was bei der Form ihrer Ohren eher mühsam war) davor, damit ihr ja nichts entging. Sprach man sie in diesen Momenten an, schrak sie geradezu auf. Aber immerhin war ihr von Anfang an klar, dass es sich beim Fernseher um ein ganz besonderes Fenster handelte und nicht um eine ins Zimmer geholte Realität - zumindest versuchte

sie nie, in den Kasten zu springen. Anders, als ich den Film „Wolfsblut“ mit einem Beamer wandfüllend in einem Jugendkreis zeigte: Als der vierbeinige Hauptdarsteller in einer langen Sequenz aus dem Wald praktisch auf die Zuschauer zurannte, schoss sie zwischen den Jugendlichen hindurch gefährlich geifernd auf die Wand zu – Sekunden später wirkte sie, als ob es ihr unendlich peinlich wäre ...

Diesen Unterschied zwischen Linda und Tura festzustellen, regte mich zu einem Experiment an: Eines Abends, als beide bei mir waren, verdunkelte ich das Wohnzimmer, so dass auch nicht der kleinste Schein einer Straßenlaterne hereinfiel. Dann stellte ich rund ein Dutzend leere Flaschen auf und verstreute kleine Futterhäppchen auf dem Boden.

Ich löschte das Licht und ließ Linda hinein. Nach ein paar Sekunden hörte es sich so an, als würde eine kleine Dampflokomotive im Zimmer fahren, so rhythmisch und kräftig zog sie die Luft ein. Unterbrochen wurde die Geräuschkulisse nur von gelegentlichem Kauen und Schmatzen - dann fuhr die Dampflokomotive weiter. Nach ein paar Minuten schaltete ich das Licht ein - eine Flasche war umgefallen.

Als alles wieder aufgebaut war, kam Tura dran. Die Geräuschkulisse war eine recht andere, das Ergebnis auch, wie sich eben ihre Art der Wahrnehmung von der Lindas deutlich unterschied: Kaum eine Flasche stand noch.

Solche erheblichen Unterschiede in der Wahrnehmung sind wohl für viele frustrierende Erlebnisse mit „ausbüchsenden“ Hunden verantwortlich: Linda schien so in der Welt des Geruchs versinken zu können, dass andere Wahrnehmungen gar nicht mehr als be-deutsam erkannt wurden. Ich glaube, es ist nicht die Frage, ob sie mein Rufen hören wollte oder nicht - die „inneren Filter“ waren nur für einen Sinn geöffnet und veränderten die Prioritäten ihrer Wahrnehmung. Das eröffnet eine andere Sichtweise auf ihr Verhalten, als würde ich unterstellen, in einem bewussten Akt nicht hören zu wollen.

Und wie hat mich diese Erfahrung verändert?

Hunde haben keine Ideologien, aber wir Menschen, und oft genug stehen unsere Überzeugungen uns im Wege, denn jede Überzeugung trägt in sich die Anlage, zu einem Vorurteil zu werden: Sie ist die Brille, durch die hin-

durch wir unsere Umwelt sehen und verstehen. Eine meiner ideologischen Brillen ist meine pazifistische Einstellung. Gewaltanwendung in jeder Form ist mir zuwider. Und nun erlebte ich eine Gesellschaft von Wesen, die leben, weil sie töten (oder von Menschen in Dosen verpackte Kadaverteile fressen), und deren Auseinandersetzungen auch blutig enden können.

Natürlich wird man bei aller Ideologie akzeptieren müssen, dass Hunde schwerlich zu demokratischen Konfliktlösungsmodellen oder zu Vegetariern zu erziehen sind. Oft liegt dann die Generalisierung nahe, die Natur als Ganzes für brutal und unbarmherzig zu halten. Diese Einschätzung sagt aber mehr über unseren Blickwinkel - unsere Ideologie - als über die Natur aus. Nach meinen ersten Erfahrungen mit den spanischen Hunden erschien mir ihr Zusammenleben (ihr Verhalten nach innen im Rudel) und ihr Überleben (ihr Verhalten nach außen gegenüber der Umwelt) als hart, brutal und unbarmherzig. Aber das ist der Blick von außen auf eine Gesellschaft, die ihre eigenen Regeln hat.

Inzwischen merke ich, dass sich meine Sichtweise geändert hat, vielleicht manch ideologische Voreingenommenheit gewichen ist, und ich die Natur als ein auf eine sinnvolle, konsequente Weise mit einem fein gewobenen Netz verknüpftes Ganzes sehe. Und vielleicht ist das Leben eines Hunderudels nur ein Abbild dieser sinnvollen, konsequenten Verknüpfung nach innen wie nach außen. In einem Hunderudel gibt es viel Zärtlichkeit, Freude, Ausgelassenheit und Fürsorge - eine Seite, die man nur zu leicht übersieht, wenn man ihr Leben als hart, brutal und unbarmherzig bezeichnet. Viele Anregungen, darüber nachzudenken, habe ich von Hunden erhalten, die Minuten nach Abschluss einer „Meinungsverschiedenheit“ Seite an Seite liefen. Ist es dagegen nicht hart, brutal und unbarmherzig, dass wir Menschen nicht so schnell vergessen und vergeben? Müsste ich dann das Verhalten der Hunde nicht als freundlich, gütig und barmherzig bezeichnen? Mich hat die Begegnung mit den Hunden angeregt, auch über diese Fragen neu nachzudenken und ich sehe manches heute in einem anderen Licht.

Ich glaube, unsere Vorstellungen, in denen sich bestimmte Werte mit Worten verbinden, treffen nicht auf ein Hunderudel zu. Der Rudelführer ist kein „Tyrann“, auch wenn seine Stellung auf seiner Durchsetzungsfähigkeit fußt. Seine Durchsetzungsfähigkeit ist Ausdruck davon, dass er am konsequentesten die für das Überleben des Rudels sinnvollen Fähigkeiten einzusetzen versteht - und das ist genau die Fähigkeit, die ihn qualifiziert. Durch Pad, den spanischen Rudelführer, wurde mir klar, dass nicht der Stärkste sich im

immerwährenden Kampf durchsetzt, sondern dass List, Geschick und Cleverness zu einem guten Teil Größe und Kraft ersetzen können. Und seine Rolle im Rudel macht ihn nicht nur zu dem, der die Truppen dirigiert - wie wir uns einen menschlichen Tyrannen vorstellen -, sondern zu dem, der an vorderster Front sein Rudel ernährt und schützt.

Wollen wir wertneutral reden, können wir sicher nicht mehr sagen, als dass ein Rudelführer das Tier des Rudels ist, dessen Fähigkeiten sinnvoll und konsequent den Erhalt des Rudels am ehesten sicherstellen. Und bei jedem Versuch, unsere Werte aus der Betrachtung herauszuhalten, müssen wir gewärtig sein, dass sie ständig versuchen, sich unbemerkt einzuschleichen in kleinen Formulierungen, die abwägen, statt nur zu beschreiben. Ich spüre in mir selbst nur zu gut die Versuchung, beim Gedanken an den Rudelführer Pad ein Heldenepos und angesichts der tattrigen Gestalt, die er wurde, ein Melodram zu dichten. Auch deshalb habe ich für dieses Buch das subjektive Erzählen gewählt, das deutlich werden lässt, dass ich eben von meinen Erlebnissen und meinen Gedanken berichte, über die der Leser von seiner Warte aus urteilen möge.

Noch heikler wird es, wenn wir mit unserem Maßstab fragen, ob zur Hunderziehung auch Strafe gehöre. Schon die Fragestellung löst Assoziationsketten in uns aus, die mit den Werten „gut“ und „böse“ zusammenhängen: „Gutes“ Verhalten wird belohnt, „böses“ bestraft. Auch die Unterscheidung von erwünschtem oder unerwünschtem Verhalten trägt unsere Werte in sich, denn was erwünscht oder unerwünscht ist, liegt in unserem menschlichen Ermessen. Dabei geht es in dem, was sich als Regeln für das Zusammenleben von Hunden entwickelt hat, nicht um unsere Maßstäbe von „Gut“ und „Böse“ oder „Belohnung“ und „Strafe“, es geht einfach um Verhalten, das konsequent den Erhalt der Rudels am ehesten gewährleistet: Dieses Verhalten ist sinnvoll und wird gefördert, jedes andere Verhalten wird unterbunden (wobei dieses „Unterbinden“ auch tödliche Konsequenz haben kann). „Bestraft“ nicht der Rudelführer jedes (auch hier wieder: konsequent jedes) Fehl-Verhalten beim Einzelnen, „bestraft“ das Schicksal das ganze Rudel - das ist die natürliche, sinnvolle Konsequenz der Inkonsequenz.

Wenn ich also davon berichte, dass ich gegen Hunde Scheinschnapper mit der Hand ausführe oder bei besonders gravierenden Entgleisungen auch mit lautem Knurren tatsächlich mit den Fingern zwicke, letztlich auch zu einem handgreiflichen Unterwerfungsritual greife, hat dies nichts mit dem Gedanken an „Strafe“ für „böses“ Verhalten zu tun. Es ist die konsequente

Reaktion auf ein Fehl-Verhalten, das möglicherweise den Erhalt des Rudels gefährdet. Eine solche Gefährdung des Rudels sieht in einer städtischen Umgebung gewiss anders aus als bei den damals noch recht unbeschnittenen Entfaltungsmöglichkeiten des spanischen Rudels.

Damit ist klar, dass für mich in eine hundegemäße Erziehung auch physische Maßnahmen gehören, da sie in hundegemäßer Ausführung Bestandteil des alltäglichen Lebens zwischen Hunden sind. Sobald diese physischen Maßnahmen in ihrer äußeren Form oder von ihrer inhaltlichen Ausrichtung her in den Bereich von (typisch menschlichem) Schlagen, Ohrfeigen oder gar Prügeln gehen, lehne ich sie als Tierquälerei ab. Einen Schlag mit einer Hand zu erhalten, hat für den Hund keine erzieherische Wirkung, sondern er spürt nur Schmerz, für den er keine Erklärung bei sich findet. Und wie jede Kreatur will er diesen Schmerz vermeiden. Manchen Hunden scheint es überhaupt nicht klar zu werden, was zu diesem „Schmerz von der Hand“ geführt hat. Sie erkennen den Zusammenhang zwischen dem (Fehl-) Verhalten und dem Schmerz nicht, so dass sie im schlimmsten Fall ständig in einer besänftigend-abgeduckten Haltung herumlaufen, um diesen „Blitz aus heiterem Himmel“ zu vermeiden. Ein solches Fehl-Verhalten eines Hundebesitzers ist sinnlos und inkonsequent - eine Ironie des Schicksals: In einer Hundegesellschaft würde so ein „Rudelführer“ nicht lange führen.

Die direktere, weil ihm verständlichere Kommunikation wäre vielleicht ein kurzer Scheinschnapper gegen die Lefzen in dem Moment, in dem der erste Ansatz zum unerwünschten Verhalten erkennbar wird. Diese Scheinschnapper kennt der Hund seit seinen ersten Welpentagen und weiß um ihre Bedeutung: „Lass das!“ Und dieses „Lass das!“ bezieht sich eindeutig auf das gerade begonnene Verhalten.

Gemeinsames Erleben als Grundlage

Hunde sind von ihrem Wesen her auf das kontinuierliche Leben in einer Gemeinschaft angewiesen. Geht ihnen diese Gemeinschaft verloren, nehmen sie daran Schaden. Das ist der Maßstab, an dem sich jeder messen lassen muss, der einen Hund bei sich aufnehmen möchte: Er muss seinen Alltag mit dem Vierbeiner teilen. Eine tägliche, längere Trennung führt in jedem Fall zu Auswirkungen auf die Psyche des Hundes.

Zugleich ist der Alltag das beste Lern- und Übungsfeld: Mensch und Hund lernen sich besser kennen und Übungen, die in die alltäglichen Situationen eingebunden sind, führen zu nachhaltigeren Lernerfolgen als das Üben in der Sondersituation eines Hundeplatzes. Vor allem der Mensch, der ja seinen Hund erziehen will, braucht diese gemeinsamen Stunden, um mehr über das ihm naturgemäß fremde Verhalten von Hunden und die Individualität seines Hundes zu erfahren. Ich hatte viele Begegnungen mit Hunden in oft eher ungewöhnlichen Situationen und lebte über 10 Jahre mit Tura zusammen und doch entdeckte ich bis heute fast täglich etwas, was mir neu ist oder entfallen war oder mir einen neuen Aspekt bekannten Verhaltens aufzeigt. Mich fasziniert das und ich nichts davon missen, auch wenn es zuweilen durch den ständigen Begleiter etwas beschwerlicher ist.

Sollte sich jemand einen Hund zulegen wollen in dem Sinne, wie man sich ein Hobby zulegt, das man in den freien Stunden hervorholt und jederzeit wieder in einer Schublade verstauen kann, wird er nicht nur wenig Freude an seinem „Hobby“ haben, sondern das Tier auch mit seiner Verständnislosigkeit für das, was ein Lebewesen ausmacht, quälen und zerstören.

Wer dagegen ständig von seinem Hund begleitet wird, braucht in vielen Fällen nur mit immer gleichen Worten bestimmte Verhaltensweisen zu kommentieren und ganz nebenbei „merkt“ sich der Hund vieles. Er wird nach einiger Zeit auf das Wort hin das Verhalten zeigen – sogar ohne Belohnungen, denn dem Rudelführer folgen zu dürfen und in das Rudel integriert zu sein, ist ihm Belohnung genug. Auf diese Weise lernte Tura einen Teil der Anweisungen, die sie beherrschte. Wenn wir das Haus verließen und ich zum Auto gehen wollte, kommentierte ich das mit: „Wir gehen zum Auto.“ Wenn ich in späteren Jahren diesen Satz sagte, schwenkte Tura zum Parkplatz und dort zum Auto. Wir übten dies nie planmäßig, sondern sie erlernte die Unterscheidung zwischen „zum Auto gehen“ und „auf die Wiese gehen“ ganz nebenbei.

Zugleich liegt in dem oben Gesagten eine Eingrenzung für die gewählte Erziehung. Erziehung ist nie völlig umkehrbar. Wer sich für einen Erziehungsstil entschieden hat (auch wenn diese Entscheidung unbewusst stattfand), kann diesen Stil zwar im Laufe der Zeit mit neuen Anregungen und Erfahrungen verändern, aber es ist unmöglich, einfach auf einen ganz anderen Stil umzuschwenken. Wem also der Gedanke dieses Buches gefällt, im wesentlichen hundegemäße Umgangsformen für die Erziehung zu nutzen und dabei möglichst breit auf das hündische Verhaltensrepertoire zurückzugrei-

fen, sollte sich zuerst einmal seinen Vierbeiner in aller Ruhe anschauen: Wie lange ist er schon ganz andere Umgangsformen gewohnt? Wie stark wird es seine bisherige Erziehung durcheinander bringen, nun anders auf ihn einzugehen? Vielleicht ist es ja eher ratsam, einzelne Anregungen in die bisherige Erziehung aufzunehmen und das Zusammenleben damit zu bereichern, als einem spontanen Entschluss folgend alles ganz anders zu machen als bisher - dazu ist (vielleicht) der Mensch fähig, keinesfalls ein Hund.

Wer mit einem älteren Hund einen anderen Umgangsstil beginnen oder Elemente eines anderen Stiles in die Erziehung einfügen möchte, muss mit einer Serie von Missverständnissen rechnen, da für den Hund die gewohnten Verhaltensweisen nicht mehr zu den gewohnten Ergebnissen führen, aber neue Verhaltensweisen noch nicht an die Stelle der alten getreten sind. Diese Phase kann sehr ausgedehnt sein und man wird vielleicht über eine lange Zeit hinweg immer wieder einen ratlosen, verwirrten Hund vor sich haben. Das ist ein erfreuliches Zeichen: Er hat bereits begriffen, dass die alten Verhaltensmuster nicht mehr gültig sind! Jetzt beginnen „alte Denkmuster“ aufzuweichen, es setzt eine innere Suche nach Lösungen ein, die man nicht mit Ungeduld beantworten darf. Im Gegenteil: Wenn es gelingt, seine Neugier für diese innere Suche nach neuen Lösungen zu wecken, verliert er seine Unsicherheit und probiert spielerisch alles aus, was ihm gerade einfällt - und das ist ein guter Ansatzpunkt für zielgerichtete Hilfestellungen.

Ein komischer Hund

Wie aus meinen Schilderungen deutlich wird, habe ich zunächst Erfahrungen mit Hunden gemacht, die mit erfrischend wenig Erziehung durch Menschen ihr Zusammenleben in einer ihnen gemäßen Weise regelten. Ich habe dabei eine faszinierend andere Welt entdeckt, die mir auch für meinen Beruf wertvolle Gedanken erschloss. Ich habe versucht zu imitieren, was ich sah, und entdeckte dabei Abfolgen von Verhaltensweisen, in denen bestimmte Botschaften lagen, die von Hunden verstanden wurden, auch wenn ich sie mit meiner etwas anderen Physiognomie einsetzte: in dem Maße, wie es für den Erhalt eines Rudels sinnvoll ist, ergibt sich aus Lauten, Blicken und Gesten eine Form von Kommunikation mit einer faszinierenden Vielfalt von Nuancen.

Und das habe ich zur Erziehung von Hunden eingesetzt, die aus einem Ursprungsrudel direkt in meine Hände kamen, die also „nur“ im Scheinschnappen meiner Hand das Scheinschnappen ihrer Mutter wieder erkennen mussten, aber nicht vor dem Problem standen zu erraten, was das menschliche Wort „Schluss“ mit ihrem Verhalten zu tun haben könnte. Und in kleinen Gesten unserer Rauf-Spiele erkannten sie, dass mein Anspruch, der Rudelführer zu sein, aus meiner Überlegenheit erwuchs. Und wenn wir uns zu einem Mittagsschläfchen auf dem Boden Rücken an Rücken einrollten, nach dem Erwachen die Pfoten kräftig streckten und dehnten und uns dann gegenseitig die Ohren kraulten, war klar: wir gehören zusammen, wir sind ein Rudel.

Manchmal überlege ich mir, wie mich Tura nach all den Jahren wohl geschildert hätte:

„Mein Rudelführer sorgt für mich und beschützt mich. Er kann nicht besonders schnell rennen, denn er läuft nur auf zwei Pfoten. Dafür kann er mit den Vorderpfoten den 'Winterschrank' aufmachen und Dosen knacken.

Oft sitzt er auf einem der kleinen Hügel an unserer Lagerstätte: Bei dem einen Hügel liege ich ihm meist zu Füßen, denn die steckt er in eine Höhle rein, während er oben mit den Fingern klappert oder mit Leuten spricht, die nicht da sind. Auf dem anderen Hügel frisst er und ich darf ihn dabei nicht stören. Für die kurze Schlafzeit liegt er auf wieder einem anderen Hügel und manchmal darf ich dazu, aber der Hügel für die lange Schlafzeit gehört nur ihm ganz allein.

Er hat einen Raum, in dem er es regnen lassen kann. Da stellt er sich dann in den Regen und manchmal wälzt er sich sogar ganz darin und riecht nachher seltsam und gar nicht wie er selbst. Aber mir verbietet er, mich in irgendwas zu wälzen und anders zu riechen. Regnet es draußen, geht er nur kurz mit mir raus, und obwohl er sich nie im Sand wälzt, hat er keine Flöhe und Zecken.

Seine Schnauze ist viel zu kurz und vielleicht kann er deshalb nicht gut riechen, denn er schnüffelt kaum einmal an etwas und merkt gar nicht, wo ein Mäusenest ist oder ein anderer Hund seinen Geruch hinterlassen hat oder wo diese toll duftenden, großen, braunen Haufen im Gras sind.

Wir haben auch eine fahrende Lagerstätte, mit der wir durch unser Revier streifen. Wir haben ein riesiges Revier, aber er markiert nur selten mal eine

Stelle - aber wenn, dann ganz weit oben!

Was ich auf der Wiese mache, macht er auf einer großen Wasserschüssel. Wenn wir woanders als Zuhause sind, muss ich direkt vor der Türe warten, als würde es ihn stören, wenn man ihm zuschaut. Bevor er danach geht, lässt er leider immer alles verschwinden und füllt frisches Wasser nach. Aber er mag nicht, wenn ich davon trinke.

Mit seinen Vorderpfoten kann er kralen und beißen und Futter tragen und wenn er auf Jagd geht, kommt er mit großen Tüten zurück, in denen immer etwas für mich ist. Er mag es nicht, wenn ich mir davon etwas nehme, aber wenn ich ihm zeige, was ich will, darf ich zumindest mal probieren.

Wenn er knurrt oder bellt hat er einen Dialekt, an den ich mich erst gewöhnen musste, aber sein Blick ist ganz durchdringend und wenn er mich - oder andere - so anschaut, geht der Kopf automatisch zur Seite oder nach unten. Und wenn ich mal wirklich Mist baue, packt mich seine 'Schnauze an der Pfote' so schnell an der Kehle, dass ich einfach umfalle und mich vor Schreck nicht mehr rühren kann. Aber wenn ich ihm dann hinterher schleiche, leckt er mich wieder am Ohr und ich freue mich."

Vielleicht würde ihr Fazit lauten:

„Er ist zwar ein toller Rudelführer - aber doch irgendwie ein komischer Hund.“

Epilog

Abschiedswort

Wir haben uns 2004 mit folgenden Worten von Tura verabschiedet:

Lieber Vater,

du hast mir ein beseeltes Wesen zur Seite gestellt,
eine Begleiterin an den Sonnentagen des Lebens,
aber auch, wenn es stürmisch wurde oder
Eis und Schnee alles erstarren ließen.

Viele Jahre war sie an meiner Seite,
und, Vater, ich habe ihr viele Stürme zugemutet.
Sie kam an, verkrüppelt und zerbissen,
aber so voller Hunger nach Leben und Mut,
dass oft genug ich mir vorkam
wie der Behinderte.

Sie spielte und munterte auf,
bewachte und beschützte unsere Familie,
blieb immer neugierig und ausgeglichen,
freundlich und den Menschen zugetan.

Wir danken dir,
dass wir diesem Lebewesen begegnet sind,
dass es seine Pfoten über unsere Schwelle,
seine Eindrücke in unseren Lebensweg und
viele schöne Erfahrungen in unsere Herzen setzte.
Und wir bitten dich, Vater aller Geschöpfe,
der viele Wohnungen in seinem Haus hat:
Nimm diese Seele bei dir auf.
Sie verdient, glücklich zu sein.

Amen.



Brüche und Umbrüche

Advent 2005. Wir sind in Spanien. Vieles hat sich verändert. Nicht nur in jener Gegend. Meine spanischen Freunde sind immer noch meine Freunde, aber leben - mit einem Rudel Hunde - in einer anderen Gemarkung. Ich habe Abschied genommen nicht nur von Tura, sondern auch von dem kleinen Häuschen, das viele Jahre meine „gefühlte“ Heimat war - und den Bäumen, die mir so ans Herz gewachsen waren. Kurze Zeit nach Ablauf meiner Elternzeit von fünf Jahren ging meine Ehe auseinander. Ich ziehe wieder nach Ulm, wo mir zahlreiche Kontakte einen beruflichen Neustart erleichtern. Einige Monate in einer Wohngemeinschaft, zunehmend mit dem Gefühl, dass das nicht (mehr) meine Lebensform ist. Neustart dann auch privat mit einer Partnerin, mit der mich ähnliche Träume und ähnliche Lebenserfahrungen verbinden - und die gemeinsame Studienzeit.

Wir starten 2006 mit „proyect wogama limited“. Unter dem Motto „denken. lernen. gestalten“ fördern wir Kinder mit speziellen Lernproblemen und sind als Supervisor, Coach und in Seminaren tätig. Die ersten Jahre sind schwierig - vor allem, weil wir uns eher als Diakone verstehen und nicht stringent gewinnorientiert als Unternehmer denken.

Dann ist es Zeit, ein Rudel zu gründen. Das Tierheim in Figueres bildet dafür den Ausgangspunkt. Mit Fassungslosigkeit stehen wir vor der Anlage, die - besser geführt als viele andere - deutsche Tierheime als Luxusherbergen erscheinen lässt: Es fehlt hinten und vorne an Geld (nicht an Tierliebe, nicht an Engagement der Mitarbeitenden!).

Da ist eine schwarze, junge Hündin. Wenn wir uns nähern, kommt sie an die Gitterstäbe, aber geht - unbehelligt von den anderen - , sobald sich die Meute um sie drängt. Dann steht sie im Käfig und schaut uns an. Wir wollen zu ihr hinein. Wortreich belehrt uns die Leiterin, wie wir uns verhalten sollen, damit uns die Hunde nicht schmutzig machen.

Natürlich sind die Hunde schneller als die Leiterin, die vorausgeht. Ich knie nieder und bin gleich umringt von einer kleinen Meute. Die Leiterin merkt zum ersten Mal, dass wir wohl nicht so sind wie die meisten, die sich hier einen Hund holen. Sie muss noch nicht einmal eingreifen, wenn es zu wild wird. Erst als ein dumpfes Knurren zu hören ist und die Meute zurückweicht, fragt sie sofort: „Welcher hat geknurret?“ „Ich“, antworte ich. Ihr Blick wird fragend - vielleicht vermutet sie ein sprachliches Missverständnis. Zumindest die Hunde haben mich verstanden.

Nach einem kurzen Blickkontakt zu meiner Partnerin übersetze ich unsere Blicke: „Die - die wollen wir mitnehmen!“ - „El Snauzer? No es posible!“ Den Rest des Gesprächs können Sie im Kapitel „Wie finde ich den geeigneten Hund für mich?“ lesen. Am nächsten Mittag holen wir sie gegen Bezahlung der Unkosten ab. Wir legen noch einiges dazu - hier ist es gut angelegt. Das ist auch eine Empfehlung an Sie, falls Sie nach Figueres kommen.

Die Leiterin ging in den Zwinger, legte ihr ein Halsband an und führte sie heraus, wo sie uns nun richtig freudig begrüßte. Plötzlich fuhr die noch Namenlose herum, als sei ihr in diesem Moment aufgefallen, seit langem erstmals ohne all die anderen zu sein: Sie zerrte zurück zum Käfig, als wolle sie dort bleiben. Etliche Monate hatte sie dort zugebracht, war als ganz junger Hund abgegeben worden. So, wie es aussah, waren gerade erst die zweiten Zähne komplett vorhanden - sie wird also wohl ein gutes halbes Jahr alt gewesen sein.

Eigentlich sollte das Buch schließen mit unserem Gebet für Tura. Aber nun kam der dritte Hund in meine Hände, der eine schlimme Krankheit mitbrachte - Sie erinnern sich: Linda, Tura - nun Doña. Die Impfung löste bei ihr eine latente Staupe aus. Sie hat überlebt. Weil wir den Urlaub abbrachen, weil wir um ihr Leben kämpften, weil wir einen guten Tierarzt hatten, der am zweiten Weihnachtsfeiertag natürlich (!) für uns Zeit hatte. Die Krankheit machte sie blind und die Tiermedizin zwei Wochen später wieder sehend.

Staupe ist in Deutschland dank der Impfung eine seltene Krankheit. Darin steckt aber eine Gefahr: Tierärzte kennen die Symptome nur aus dem Studium bzw. ziehen andere Diagnosen als wahrscheinlicher vor – und damit geht Zeit verloren, die man für die Behandlung braucht: Laborwerte abwarten wäre das Todesurteil! Nach drei Wochen ist Doña „überm Berg“, Mitte Februar ist sie gesund, einen Monat später geben die Tierärzte „Entwarnung“: Weitere Auswirkungen seien nun unwahrscheinlich.

Eigentlich würden diese Wochen schon wieder ein ganzes Buch füllen. Aber ich schreibe darüber kein weiteres Buch, sondern füge es mit einem bestimmten Grund hier an: Vielleicht trägt diese Schilderung dazu bei, dass Staupe auch in einem anderen Fall früh erkannt und intensiv behandelt wird - das ist die einzige Chance. Außer der Impfung. Auf der Homepage „www.Vier-Pfoten-mit-Seele.de“ steht, wie wir die Krankheit behandelten.

Wir hatten später zu dem spanischen Tierheim noch mehrfach Kontakt und dort waren keine weiteren Fälle aufgetreten. Gut in Erinnerung ist mir noch

unser nächster Besuch dort: Gabi ging hinein und suchte die Leiterin. Und sie ließ alles stehen und liegen und lief auf Doña zu, kniete vor sie und wuschelte und herzte sie. Dann unterbrach sie kurz und fragte: „War es wirklich Staupe?“ Und als ich bejahte, brach das Wuscheln und Herzen noch einmal über Doña herein und sie sagte etwas leiser: „Ich wußte, dass du ein besonderer Hund bist.“

Die Umbrüche gehen weiter. 2007 stirbt meine Mutter und beim Räumen beginnt eine persönliche Reise in die Geschichte meiner Familie. Doña entwickelt sich beim Umbau des Hauses zum Baustellenhund, während wir ständig pendelnd mit eigenen Händen sanieren und gleichzeitig unseren Betrieb bei Ulm aufbauen. Zum Ende der Bauarbeiten ergreife ich 2010 die Chance, einen Hochschulabschluß durch eine Externenprüfung abzulegen.

Im Herbst 2011 finden wir nahe Ulm ein altes Haus mit hübschem „Gärtele“ und wir hoffen, dass der erneute Umzug von uns, Betrieb und Hund der letzte sein möge. Doña freut sich vor allem über das „Gärtele“, in dem inzwischen auf 3000 qm ein kleiner Park zu wachsen beginnt. Erinnerungen an meine Bäume in Spanien werden wach. Nur ist dieses Gelände näher und steht allen Menschen, mit denen wir zusammenarbeiten, offen. Und wir stecken wieder mitten in Bauarbeiten. Und ich studiere noch einmal - Masterstudiengang „Systemische Organisationsberatung“.

Seit 2009 lag das Manuskript dieses Buches samt Ansichtsexemplaren auf meinem Schreibtisch - jetzt endlich geht die mehrfach überarbeitete ‚überarbeitete Auflage‘ in Druck. Es wurde auch Zeit: In diesen Tagen kam Pelut (katalanisch: haarig) in unser Rudel - aber diese Geschichte steht dann im nächsten Buch.

Gibt es zum Schluß gar nichts von unserer Doña zu berichten?

Natürlich! 1000 Episoden und eine medizinische Besonderheit: Doña geht 2010 auf den fünften Geburtstag zu. Und Doña entdeckt gerade ihre Sexualität. Zu einer Hormonuntersuchung waren wir in einer Tierklinik und als wir zwei Tage später das Ergebnis abfragten, meinte die Helferin, sie sei jetzt optimal deckbereit. Meine Partnerin hatte nur einen kleinen Einwand: „Sie reden von einer kastrierten Hündin.“

Nach der Staupe hatten wir sie operieren lassen. Und nun das. Dabei bestätigte auch eine umfängliche Sonographie, dass die Kastration korrekt und umfänglich durchgeführt wurde. Trotzdem wurde Doña läufig. Die

Tierärzte schütteln nun verwundert den Kopf - eigentlich ist das nicht möglich. Genauer gesagt: Es kommt so gut wie nie vor. Aber das soll's geben. Trotzdem: tiermedizinisch gesehen völlig unwahrscheinlich.

Nun habe ich es also (wieder) schwarz auf weiß: Erstens habe ich ein Geschick, ganz besondere Hunde aufzutreiben, zweitens ist kein Hund einfach „ein Hund“, sondern immer ein ganz individueller, zuweilen auch gegen jede Wahrscheinlichkeit.

Und ich frage mich und Sie und Ihn:

„Lieber Gott, warum schickst du so einen Hund zu mir und nicht zu jemand anderem? Ich bin doch schließlich schon davon überzeugt, dass jedes deiner Geschöpfe ein ganz Besonderes ist.“

Übrigens: Auch Sie.

Literaturverzeichnis

Sie finden hier nicht nur „Hundeliteratur“! Viele Anregungen und Gedanken in diesem Buch entstammen den Geistes- und Sozialwissenschaften, die wesentlich intensiver systemtheoretisches Denken aufgenommen haben als die populäre Hundeeziehung. Entsprechend finden Sie auch Grundlagenliteratur dazu – nicht alles ist für ‚Laien‘ gleich gut zu lesen, lassen Sie sich bitte bei Interesse in der Buchhandlung beraten. Dieses Buch entstand in anregender Auseinandersetzung mit:

- Abenteuer Kommunikation, Wolfgang Walker, Klett-Cotta, 1996
Anleitung zum Unglücklichsein, Paul Watzlawick, Piper, 1983
Baffy, Elizabeth Dale, Frédéric Joos, Carlsen Verlag, 1995
Bemerkungen über Hunde, Horst Stern, Rowohlt Taschenbuch Verlag, 1974
Bruder Wolf - Das vergessene Versprechen , Jim Brandenburg, Tecklenborg Verlag, 1996
Chaos und Ordnung - Die komplexe Struktur des Lebendigen , Friedrich Cramer, Deutsche Verlags-Anstalt, 1989
Das geheime Leben der Hunde, Elizabeth Marshall Thomas, Rowohlt, 1994
Das Jahr des Hundes, Eberhard Trumler, Kynos, 1984
Das sogenannte Böse, Konrad Lorenz, dtv, 1974
Das Spiel mit Unterschieden - Wie therapeutische Lösungen lösen, Steve de Shazer, Auer, 1992
Denk' nicht an Blau, Jürgen Wippich, Junfermann, 1995
Der Baum der Erkenntnis - Die biologischen Wurzeln des menschlichen Erkennens, Humberto R. Maturana / Francisco J. Varela, Goldmann, 1987
Der Hund – Abstammung – Verhalten – Mensch und Hund, Erik Zimen, Goldmann Verlag, 1992
Der Wolf, Erik Zimen, Bechtermünz Verlag, 2000
Die Außerirdischen - Leben und Intelligenzen auf fremden Sternen, Doris und David Jonas, Fischer TB, 1979
Die Entdeckung des tierischen Bewusstseins, Marian Stamp Dawkins, Rowohlt, 1996
Die Kunst, nicht zu lernen – und andere Paradoxien in Psychotherapie, Management, Politik, , Fritz B. Simon, Auer, 1997
Die unsichtbare Leine, Myrna M. Milani, Kynos, 1985
Dogwatching, Desmond Morris, Verlagsgruppe Weltbild, 2002
Erste Hilfe für Hunde, Tim Hawcroft, Kynos Verlag, 1994
Erziehungsspiele für Hunde, Petra Führmann, Nicole Hoefs, Kosmos, 2002
Grundlagen einer tierschutzgerechten Ausbildung von Hunden , Verband für das deutsche Hundewesen e.V., 1999
How to Be Your Dogs Best Friend, The Monks of New Skete, (Kanada)
Hund und Mensch im Zwiegespräch, Gudrun Feltmann-v.Schroeder, Kosmos, 1993
Hunde und ihre Menschen – Sozialverhalten, Verhaltensentwicklung und Hund-Mensch-Beziehung als Grundlage von Wesenstests, Dr. Dorit Feddersen-Petersen, Kosmos, 2001
Hunde verstehen und richtig erziehen, J. Ross / B. McKinney, Kosmos, 1992
Hundeeziehung 2000, Dr. Roger Mugford, Kynos, 1992
Hunderasse – Die 200 beliebtesten Rassen, Eva-Maria Krämer, Kosmos
Ich spürte die Seele der Tiere, Kathryn Solisti, Michael Tobias, Kosmos, 1997
Inseln im Chaos - Die Erforschung komplexer Systeme, M. Mitchell Waldrop, Rowohlt, 1993

Intelligenz in der Natur - Eine Spurensuche an den Grenzen des Wissens, Jeremy Narby, AT Verlag 2006

Kinder brauchen Tiere, Forschungskreis Heimtiere in der Gesellschaft (Herausgeber) Ökologie des Geistes - Anthropologische, psychologische, biologische und epistemologische Perspektiven, Gregory Bateson, Suhrmann, 1994

So erzieht man seinen Hund zum Hausgenossen, Frederick Reiter, Albert Müller Verlag, (1954?)

Systemtheorie, Jürgen Kriz, Facultas Universitätsverlag, 1997

Ulmers großes Lexikon der Hunderassen, Gabriele Lehari, Ulmer Verlag

Vehikel – Experimente mit kybernetischen Wesen, Valentin Braitenberg, Rowohlt Taschenbuch Verlag, 1993

Vinz und Uura – Der Abschied von einem vierbeinigen Freund – ein Märchen , Wolfgang Knapp, Verlag Wolfgang Knapp 2003 (heute: project wogama ltd/Verlag)

Von der Seele des Hundes – Wesen, Psychologie und Verhaltensweisen des Hundes , Eric H. W. Aldington, Verlag Gollwitzer Weiden, 2003

Von der Sprache der Tiere, Stephen Hart, dtv, 1997

Wilde Intelligenz - Was Tiere wirklich denken, Marc D. Hauser, dtv 2003

Wölfe, Leonard Lee Rue III, Parkland, 1993

Wölfe, Daniel Wood, Könnemann Verlagsgesellschaft, 1997

Als informativ und hilfreich erwiesen sich folgende Links im Internet:

dieuniversitaet-online.at: online-Zeitschrift der Universität Wien zu aktuellen Forschungen, z.B. zur Intelligenzforschung bei Keas

hundefinfos.de: umfangliche Informationen, vor allem auch zu den meisten Rassen

idw-online.de: Informationsdienst Wissenschaft e.V. der Uni Bayreuth mit jeweils aktualisierten Informationen zu unterschiedlichen Forschungsbereichen

nc.univie.ac.at: Bereich des Departments Neurobiologie der Universität Wien, bis vor kurzem auch mit Informationen zu aktuellen Forschungsergebnissen

scinexx.de: jeweils aktualisierte Site zu verschiedenen Themenbereichen der Forschung; früher „geo-online.de“

terra-x.zdf.de: jeweils aktualisierte Site zu den Themen der Terra-X-Sendungen

wdr.de/tv/quarks: Online-Beiträge zu den Themen der Quarks-Sendungen, z.B. „Wie sich der Wolf den Menschen zunutze machte - und darüber zum Hund wurde“ vom 10.02.09

wikipedia.de: bekanntes Internet-Nachschlagewerk, in dem ich zur Überprüfung von Korrektheit und Verständlichkeit die Definitionen der Fachbegriffe nachschlug

youtube.com: Filmsequenzen zu Tierverhalten, z.B. bekannte wie die Reaktion einer Büffelherde auf einen Löwenangriff auf ein Kalb („Battle at Kruger“)

Hinweis zum Stichwortverzeichnis

Ein ausführliches Stichwortverzeichnis zu diesem Buch, das sich mehr an praxisrelevanten Begriffen als an Fachbegriffen orientiert, finden Sie im Internet zum Download auf der Seite www.Vier-Pfoten-mit-Seele.de . Es kann Ihnen helfen, bestimmte Inhalte in diesem Buch schnell zu finden - allerdings weiß ich auch, dass nur wenige LeserInnen ein Stichwortverzeichnis nutzen. Deshalb verzichte ich zugunsten der Druckkosten in der vorliegenden Ausgabe darauf.



Vinz und Uura

Der Abschied von einem vierbeinigen Freund - ein Märchen

Leben und Tod - der letzte Weg ist nicht nur traurig: Für uns, die wir zurückbleiben, besteht etwas fort, was unser Leben begleitet. Und der, der geht, ist nicht einfach „weg“. Die Geschichte gibt keine endgültigen Antworten, sondern nutzt die eindrückliche Kraft von Bildern und Metaphern. Auch für Erwachsene.

Wolfgang Knapp, 132 Seiten
ISBN 978-3-9807007-2-6

9.90 €

Spiegelungen: Das zweite Gesicht

Märchen für Erwachsene in der Lebensmitte

Märchen über verschlungene Pfade, Scheidewege, Sackgassen.
Märchen für Rat-Lose, Sprach-Lose und Selbst-Lose.
Märchen der Hoffnung und der Menschlichkeit.

Gabriele Dengler und Wolfgang Knapp
64 Seiten mit vielen farbigen Grafiken
ISBN 978-3-940584-00-7

8.40 €



Spiegelungen: Mein Gott, was tust du

Geschichten von unterwegs -
Geschichten auf dem Weg zu einem Gott

Fragen an Menschen in der Lebensmitte, Fragen von Menschen in der Lebensmitte. Gedanken und Geschichten über Menschen und Gott, geprägt von der Mehrdeutigkeit der Frage: „Mein Gott, was tust du?“

Gabriele Dengler und Wolfgang Knapp
60 Seiten mit vielen farbigen Grafiken
ISBN 978-3-940584-04-5

8.40 €

Alle unsere Titel mit Bildern, Leseproben und weiteren Informationen finden Sie im Internet:

www.wogama-verlag.de

und

www.proyect-wogama-ltd.de